

Kerstin Rinnert

Band 4

Liebes Leben anders

Eine ressourcenorientierte
Analyse queerer Lebensrealitäten
in heteronormativen Verhältnissen

Doing Transitions

Reflexive Übergangsforschung

Verlag Barbara Budrich



Kerstin Rinnert
Liebes Leben anders

Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions

Band 4

Kerstin Rinnert

Liebes Leben anders

Eine ressourcenorientierte Analyse
queerer Lebensrealitäten in
heteronormativen Verhältnissen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Diese Arbeit wurde als Dissertation an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main unter dem Titel „~~Anders~~ l(i)eben – Eine ressourcenorientierte Analyse queerer Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen“ angenommen.

1. Gutachterin: Prof.'in Dr. Barbara Friebertshäuser
2. Gutachter: Prof. Dr. Michael Fingerle
Datum der Disputation: 15.10.2019
Siegelziffer D.30

© 2020 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0):

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742416>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2416-1 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1564-0 (PDF)
DOI 10.3224/84742416

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

*Für meine Interviewpartner*innen und all jene, deren
L(i)eben sie repräsentieren.*

Inhaltsverzeichnis

1	Anders l(i)eben... Problemhorizont und Aufbau der Arbeit	11
2	Theoretische Rahmung – Sexuelle Identität, Adoleszenz, (Hetero-)Normativität und Gleichgesinnte	19
2.1	Adoleszenz als sensible Übergangsphase der Identitätsentwicklung	19
2.2	Fließende Übergänge – Sexuelle Orientierungen, geschlechtliche Identitäten und Coming-out.....	28
2.3	Heteronormativität und deren Entselbstverständlichung in der Sozialwissenschaft.....	36
2.4	Die Herstellung von <i>Andersartigkeit</i>	43
2.4.1	Normsetzung und Normabweichung	46
2.4.2	Vom Übergang in die Abweichung – Labeling Approach nach Howard S. Becker	48
2.4.3	Normsetzung und abweichendes Verhalten am Beispiel „non-konformen“ Begehrens	55
2.4.4	Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass	56
2.4.5	„Queere Karriere“ und Coming-out – Integration der Konzepte von Becker und Cass.....	60
2.5	Gleichgesinnte	67
2.5.1	Begriffsdefinitionen: Szene, Lebensstil, Subkultur	69
2.5.2	Queere Subkultur	75
3	Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Befunde, Desiderate und offene Fragen	81
4	Forschende Zugänge – Methodologie und Forschungsdesign.....	91
4.1	Der Forschungsstil der Grounded Theory	91
4.1.1	Positionierung und Begründung der Wahl.....	91
4.1.2	Wurzeln der Grounded Theory	92
4.1.3	Forschungsphasen und Verfahrensschritte	94
4.2	Methodisches Vorgehen.....	102

4.2.1	Qualitative Forschung und das Interview	102
4.2.2	Das problemzentrierte Interview.....	104
4.2.3	Konkretes Forschungsvorgehen und Ablauf der Untersuchung	108
4.2.4	Das Sample	110
4.2.5	Transkription, Datenschutz und Anonymisierung	114
4.2.6	Positionierung und Reflexion der Rolle der Forscherin	117
4.2.7	Reflexion der Interviewsituation – Das Interview als soziale Beziehung	121
4.3	Reflexivität in der Forschung.....	126
5	Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Zwischen Wirklichkeiten und Möglichkeiten.....	131
5.1	Queeres Aufwachsen und L(i)eben in heteronormativen Kontexten	131
5.1.1	Wer wir sind – Kurzportraits der Interviewten	133
5.1.2	Wie wir werden, was wir sein sollen – Heteronormative Sozialisation in der Familie	139
5.1.3	Land der beschränk(t/end)en Möglichkeiten oder Möglichkeitenraum? – Heteronormativität im Kontext Schule.....	155
5.2	Effekte heteronormativer Strukturen – Wie LSBT*IQs zu Abweichenden gemacht werden.....	168
5.2.1	Pathologisierung und Kriminalisierung von LSBT*IQs.....	169
5.2.2	Ignoranz und Bagatellisierung – Abweichungen von Heteronormativität als vermeintliche Phase bzw. frei gewählter Lebensstil	173
5.2.3	Individualisierung von Schuld und Scham	176
5.2.4	Unwissenheit über sexuelle Orientierungen und Geschlechtlichkeiten.....	178
5.2.5	Unsichtbarkeit von LSBT*IQs	181
5.3	Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur	183
5.3.1	Queering Online Spaces – Internet als Raum ohne Schränke und Schranken?.....	183
5.3.2	Das Internet als queeres Informationsmedium	188
5.3.3	Das Internet als queeres Konsummedium.....	200

5.3.4	Das Internet als queeres Kommunikationsmedium und digitaler Begegnungsraum	203
5.3.5	„Queer Peer“ – Subkultur als Ressource	214
5.3.6	Kulturelle und soziale Möglichkeitsräume – Internet que(e)rt Subkultur.....	240
6	Bilanz und Ausblick: Queere Räume, Ressourcen und Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen.....	253
6.1	Queeres Aufwachsen und L(i)eben in den heteronormativen Kontexten von Familie und Schule	253
6.2	Heteronormative Strukturen und wie sie LSBT*IQs zu Abweichenden machen.....	261
6.3	Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur	264
6.4	Leben und Lieben in heteronormativen Strukturen – Handlungsbedarfe, Forschungslücken und theoretische Desiderate.....	276
6.5	Fazit.....	291
7	Literaturverzeichnis.....	295

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Genderbread Person	30
Abbildung 2: Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung	58
Abbildung 3: Forschungslogik der Grounded Theory als schematisches Prozessmodell	96
Abbildung 4: Parallelität der Arbeitsschritte.....	97
Abbildung 5: Kodierparadigma nach Strauss.....	101
Abbildung 6: Das Sample – Tabellarische Darstellung	111
Abbildung 7: Anzahl der Internetnutzer*innen in Deutschland in den Jahren 1997 bis 2018 (in Millionen).....	185
Abbildung 8: Mediuhr nach Wilbur J. Schramm „What is a long time?“	186

1 Anders l(i)eben... Problemhorizont und Aufbau der Arbeit

„Ich bin anders als du bist anders als er ist anders als sie! Sie ist anders als er ist anders als du bist anders als ich! Wir, wir, wir sind anders als ihr, ihr, ihr seid anders als wir. Na und? Das macht das Leben eben bunt!“¹

*Anders*² zu sein, ist *Normalität*. Kein Mensch gleicht dem anderen³ und das ist gut so! Dies ist auch die Botschaft, die in dem Kinderlied „Anders als du“ vermittelt wird. Menschen unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht. Neben den sichtbaren Unterschieden, wie z. B. das Erscheinungsbild, unterscheiden sie sich in ihren Vorlieben und Abneigungen, in ihren Wünschen und Zielen, in ihren Bedürfnissen und ihren Meinungen. Menschen leben in/unter unterschiedlichsten Bedingungen und Voraussetzungen auf verschiedene Weisen, so gleicht keine Biografie der anderen.

Unterschiede bestimmen auch die Wahrnehmung unserer Welt. Durch sie können wir kategorisieren, ordnen und uns in unserem Handeln orientieren. Dabei geraten jedoch zum einen Gemeinsamkeiten oft aus dem Blick, zum anderen verlaufen Unterscheidungen beinahe nie wertfrei. *Anders* bedeutet dann häufig nicht lediglich ungleich, sondern ungleichwertig. So nehmen wir Dinge und Menschen nicht einfach nur wahr, sondern hierarchisieren entlang diverser Unterschiede⁴ bzw. Differenzlinien in ein besser und schlechter, in richtig und falsch, in *normal* und abweichend. Kleine Unterschiede zwischen Menschen werden mit Bedeutung aufgeladen, damit zu relevanten Merkmalen und zum potenziellen Makel. Dieser definiert schließlich die Merkmalsträger*innen ganz und macht diese nicht nur zu *anderen*, sondern zu Fremden. Als Folgen dieses Prozesses werden Menschen auf der ganzen Welt, die z. B. eine *andere* Herkunft oder Hautfarbe haben, deren Körper *anders* aussieht, die eine *andere* politische Einstellung oder Religion haben, ausgegrenzt oder gar verfolgt. Jeder noch so kleine Unterschied zwischen Menschen kann, mit Bedeutung und

- 1 Aus Sim Sala Sing. Das Liederbuch für die Volksschule (Kern et al. 2006).
- 2 Um auf die Konstruiertheit unserer (Un-)Normalitätsvorstellungen hinzuweisen, werden – mit Ausnahme von Quellen im Text – Begriffe wie *anders*, *normal*, *Andersartigkeit*, *Normalität* usw. in vorliegender Arbeit durchgängig *kursiv* gesetzt. Gleiches gilt für die Verwendung von Begriffen, die sich auf die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit beziehen, wie z.B. *Frauen*, *Männlichkeit*, *weiblich* usw.
- 3 Es gibt vieles, was einen Menschen unverwechselbar macht. Noch verlässlicher als die DNS (die sich bei eineiigen Zwillingen gleicht) lassen biometrische Merkmale eine eindeutige Identifizierung zu. Dies machen sich heutzutage auch Technik und Behörden zu Nutzen: das Smartphone wird durch einen Fingerprint-Sensor oder durch Gesichtserkennungssoftware entsperrt, Türen öffnen sich per Retina- oder Iris-scan und biometrische Daten werden auf dem Personalausweis gespeichert.
- 4 Welche Unterschiede dabei (auch in welchem Maß an Ausprägung) zu bedeutsamen Differenzlinien werden, ist je nach sozialem, historischem und kulturellem Kontext, gar von Situation zu Situation, variabel und auch von der jeweiligen Perspektive abhängig.

Wertigkeit aufgeladen, zur Grundlage für Vorurteile und Diskriminierungen werden. Binäre Muster durchziehen Alltag und Gesellschaft, prägen unser Denken und Wahrnehmen und so auch unsere Wirklichkeit. Entsprechend unterscheiden wir nach dieser Logik auch unsere Geschlechtlichkeit in entweder *weiblich* oder *männlich*, woraus sich als einzig legitime Sexualität, die zwischen *Frau* und *Mann* ableitet.

Dies ist unsere *Normalität*, die jede Abweichung bzw. all jene, die sich nicht in dieses Raster einfügen lassen, zu *Unnormalen* macht. Dieser Ansicht sind zumindest Vertreter*innen der sogenannten Konversionstherapien (auch Reparativ- oder Reorientierungstherapie), die v. a. Homosexuelle – weil scheinbar erstrebenswert – mittels vorgegeblicher psychotherapeutischer Methoden „heilen“ und ihnen Heterosexualität anerziehen wollen.⁵ Auch wenn es sich bei den Befürworter*innen der Scheintherapien häufig um nur wenige (religiöse) Fanatiker*innen handelt, scheinen nicht nur in deren Augen Lesben, Schwule, Bi-, Trans* und Intermenschen „zu“ *anders* zu sein. Auch an den (öffentlichen und politischen) Debatten und Reaktionen⁶ auf die Forderungen diverser Aktionspläne der Länder für Vielfalt, Akzeptanz und gleiche Rechte, die in die jeweiligen Bildungspläne mitaufgenommen werden sollten, zeigte sich deutlich, dass in unserer Gesellschaft auch heutzutage noch Menschen mit einer nicht-heterosexuellen Orientierung und/oder einer non-binären Geschlechtlichkeit nicht nur als *anders*, sondern als *unnormale* und fremd wahrgenommen werden.

Obwohl Studienergebnisse darauf hindeuten, dass sich ca. ein Zehntel der Bevölkerung als LSBT*IQ⁷ bzw. nicht ausschließlich heterosexuell identifiziert (in einem Land wie Deutschland wären das über 8 Millionen Menschen)

5 Trotz der nachweislich schädigenden Wirkung auf die Gesundheit der in dieser Form „Therapierten“ sowie der bereits 1974 (Homosexualität wird von der American Psychological Association aus der Liste der psychischen Störungen gestrichen) bzw. 1992 (Homosexualität wird auch im weltweit anerkannten ICD-10-Katalog als psychische Störung gestrichen) bereits als unzeitgemäß und falsch testierten Anschauung von Homosexualität als Krankheit, wird in Deutschland ein Verbot von Konversionstherapien erst 2019 (angestoßen durch Gesundheitsminister Jens Spahn Anfang des Jahres 2019) diskutiert. Psychiatrische und psychologische Fachgesellschaften sprechen sich schon seit Jahren in Stellungnahmen offen gegen Konversionstherapien aus. Siehe z. B. auch Berufsverband Deutscher Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie; Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (2013).

6 Als Reaktion auf eine geplante Reform des Bildungsplans in Baden-Württemberg 2015, in der eine Neuerung auch die Berücksichtigung und Bearbeitung des Themas „sexuelle und geschlechtliche Vielfalt“ im Unterricht vorsah, formulierten vor allem christliche und konservative Politiker*innen und Verbände offene Kritik, starteten Petitionen und riefen zu Protesten auf, auf denen sie bundesweit unter dem Namen „Demo für alle“ um Unterstützer*innen warben.

7 Def.: Die Abkürzungen LSBT, LSBTI, LSBTTIQ, LSBTI*, LSBT*IQ stehen in den unterschiedlichen Versionen für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Transgender, Intersexuelle und queere Menschen. Das Sternchen oder Asterisk (*) steht für

und demnach davon auszugehen ist, dass es im Alltag immer wieder (unbewusste) Begegnungen mit Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Inter- oder Transpersonen gibt – sei es in der eigenen Familie, unter den Mitschüler*innen oder Kolleg*innen, den Vorgesetzten oder Kund*innen –, scheinen LSBT*IQs und deren Lebensrealitäten vielen noch immer fremd zu sein.⁸ Das Gefühl von Fremdheit, gepaart mit Unwissen und einem Mangel an Informationen, schürt wiederum Ängste und Vorurteile, bis hin zum Hass gegenüber *anderen*.

Bezogen auf den Hass gegenüber *anders* L(i)ebenden schreibt Carolin Emcke in ihrer Kolumne in der Süddeutschen Zeitung am 17.06. 2016:

„Wenn es etwas gibt, das Menschen, die anders aussehen, anders lieben oder anders begehren als die normgebende Mehrheit, wenn Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, Intersexuelle oder queere Menschen etwas miteinander gemein haben, dann die Erfahrung der Verwundbarkeit. Wie immer einzigartig und singular als Individuen, das, was queere Menschen kollektiv verbindet, ist nicht zuletzt dieses Gefühl der Verletzbarkeit: immer noch mit herablassenden Blicken betrachtet zu werden, wenn wir auf der Straße Hand in Hand laufen oder uns küssen, immer noch mit Schimpfwörtern bedacht und bedroht zu werden auf dem Schulhof oder in der U-Bahn oder im Netz, immer noch gegen Gesetze ankämpfen zu müssen, die uns als ‚krank‘ kategorisieren oder kriminalisieren, immer noch begründen zu müssen, warum wir vielleicht nicht gleichartig, aber doch gleichwertig sind, warum wir Kinder lieben und fördern können wie andere Familien auch, immer noch Gefahr zu laufen, am helllichten Tag oder des Nachts angegriffen und zusammengeschlagen zu werden. [...]“⁹ Das alles nur, weil es diesen Hass gibt auf die Art wie wir lieben oder leben. Weil es diesen Hass gibt auf unser Glück, für das wir uns nicht schämen wollen. Daran hat sich nichts geändert, nur weil manche von uns Bürgermeister oder Umweltministerin oder Popstars werden können.“ (Emcke 2016b)

Den obigen Kommentar verfasste Emcke als Reaktion auf das Attentat auf den queeren Nachtclub „Pulse“ im US-amerikanischen Orlando, Florida, bei dem über 100 Club-Besucher*innen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit erschossen oder schwer verletzt wurden.

Durch dieses Hassverbrechen werden, wie unter einem Brennglas, die Gefahren und Risiken *anders* zu sein und/oder zu l(i)eben deutlich. Auch heute

unterschiedliche Selbstdefinitionen und Identitäten. Das „Q“ kann sowohl queer als auch questioning bezeichnen (= unsicher über sexuelle/geschlechtliche Identität sein, diese in Frage stellen) (vgl. Glossar der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Abrufbar unter: <http://www.hirschfeld-kongress.de/blog/glossar.html>). Auch wenn in der vorliegenden Arbeit im Sample keine Interperson vertreten ist, lassen sich die Ergebnisse z. T. übertragen, weswegen im Folgenden das Akronym LSBT*IQ verwendet wird.

8 Problem der „Heteronarrativität“ (Roof 1996): Die vorliegende Arbeit wird im Bewusstsein der strukturellen Unmöglichkeit geschrieben, einen nicht-heteronormativen Plot zu schreiben (vgl. Woltersdorff 2005, S. 29), da bereits unser Vokabular, mit dem über Begehren und Geschlechtlichkeit gedacht, gesprochen und geschrieben wird, heteronormativ geprägt ist. So wird auch im Schreiben über die Benennung von LSBT*IQs Heteronormativität reproduziert, was jedoch permanent kritisch mitgedacht und reflektiert wird.

9 Auslassungen oder Änderungen durch die Autorin werden mit eckigen Klammern gekennzeichnet.

noch gelten nicht-heterosexuell begehrende und non-binäre Menschen nicht nur als *anders*, sondern als *unnorm* und sind aufgrund ihres (im Vergleich mit der Mehrheitsgesellschaft vermeintlichen) *Andersseins* einer erhöhten Diskriminierungsgefahr ausgesetzt.¹⁰ Dies wirft einerseits die grundsätzliche Frage auf, wie die „normgebende Mehrheit“ fortlaufend eine *Normalität* bezüglich der sexuellen Orientierung und der Geschlechtlichkeit herstellt und reproduziert, andererseits interessiert, ob und inwiefern LSBT*IQs heutzutage tatsächlich *anders* l(i)eben. *Normalität* verändert sich: Normen wandeln und liberalisieren sich, Gesellschaft pluralisiert sich, Gesetze werden verabschiedet, die Ungleichbehandlung und Diskriminierung bestrafen sollen (z. B: das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, die Einführung der Ehe für alle und der dritten Geschlechtsoption). Wie stellen sich unter den herrschenden aktuellen Bedingungen Lebensrealitäten von LSBT*IQs dar bzw. her und welche Potenziale, Strategien, Räume und Ressourcen nutzen, erschließen und entwickeln sie dabei auf welche Weise?

Aus *anders* wird erst in Kombination mit Unwissen „fremd“. Der Verunsicherung, die aus dem Gefühl von Fremdheit entsteht, die wiederum in Abneigung und Hass umschlagen kann, kann jedoch etwas entgegengesetzt werden. In Form der Vermittlung von Informationen und Erkenntnissen über bislang Unbekannte(s) soll diese Arbeit hierzu einen Beitrag leisten und dabei jene zu Wort kommen lassen, die zu oft unsichtbar und ungehört bleiben.

„Wer der Norm entspricht, kann dem Irrtum erliegen, dass es sie nicht gibt. Wer der Mehrheit ähnelt, kann dem Irrtum erliegen, dass die Ebenbildlichkeit mit der die Norm setzenden Mehrheit keine Rolle spielt. Wer der Norm entspricht, dem oder der fällt oft nicht auf, wie sie andere ausgrenzt oder degradiert. Wer der Norm entspricht, kann sich oft ihre Wirkung nicht vorstellen, weil die eigene Akzeptanz als selbstverständlich angenommen wird. Aber Menschenrechte gelten für alle. Nicht nur für diejenigen, die einem ähnlich sind. Und so gilt es achtsam zu sein, welche Sorten der Abweichung, welche Formen der Andersartigkeit als relevant für Teilhabe oder als relevant für Respekt und Anerkennung ausgegeben werden. Und so gilt es zuzuhören, wenn diejenigen, die abweichen von der Norm, erzählen.“ (Emcke 2016a, S. 97f.)

Die Arbeit ist dabei wie folgt aufgebaut: Der Einleitung, die dem thematischen Einstieg dient und den Problemhorizont eröffnet, folgend, werden im zweiten Kapitel die theoretischen Grundlagen erarbeitet, in denen sich die Empirie im Hauptteil bewegt und die diese rahmen. Hierfür wird in einem ersten Schritt die Adoleszenz als sensible Phase der (sexuellen) Identitätsentwicklung skizziert (Kapitel 2.1), mit Fokus auf die spezifischen Entwicklungsaufgaben und

10 „Heteronormativität wirkt als apriorische Kategorie des Verstehens und setzt ein Bündel von Verhaltensnormen. Was ihr nicht entspricht, wird diskriminiert, verfolgt oder ausgelöscht.“ (Wagenknecht 2007, S. 17). 2019 kriminalisieren 70 UN-Staaten einvernehmlichen, gleichgeschlechtlichen Sex zwischen Erwachsenen, in sechs Staaten der Vereinten Nationen wird für gleichgeschlechtlichen einvernehmlichen Sex die Todesstrafe verhängt. Quelle: <https://ilga.org/>; letzter Zugriff am 08.06.2019.

Herausforderungen, mit denen Heranwachsende konfrontiert sind. Gleichhaltige lösen die Familie als wichtigste Bezugsgruppe ab und Körper und Sexualität werden zu virulenten Themen. Daran anschließend (Kapitel 2.2) folgt eine Definition der Begriffe und die Erklärung der Ausprägungen sexueller Orientierung, geschlechtlicher Identität und Coming-out. Ebenfalls wesentlich für das Verständnis der Ausführungen im empirischen Hauptteil, schließt eine Erklärung des in der Arbeit verwendeten Heteronormativitätsbegriffs¹¹ bzw. der Heteronormativitätskritik an, an deren Denkrichtung die vorliegende Arbeit angelehnt ist (Kapitel 2.3). Zudem wird skizziert, wie sich in den Sozialwissenschaften die Entselbstverständlichung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, als scheinbar *normale* und „natürliche“ Ordnung vollzieht. Normen, wie auch die der Cis-Heterosexualität, sind jedoch keine sozialen Tatsachen, sondern unterliegen (u. a.) historischem Wandel und sind dabei immer an gesellschaftliche Zusammenhänge gebunden. So beschäftigt sich der darauffolgende Abschnitt (Kapitel 2.4) mit der Herstellung von Normen bzw., damit konvergierend, *Andersartigkeit*. Anschließend an eine grundsätzliche Auseinandersetzung um die Bedeutung von Normen wird das diese Arbeit leitende Verständnis von Normsetzung und Normabweichung, die Konstruktion von Normen und dabei vor allem die Rolle der Gesellschaft bei der Definition abweichenden Verhaltens, entlang der Theorie des Labeling Approach nach Howard S. Becker erläutert. Abweichendes Verhalten wird dabei nicht als objektive Tatsache oder Eigenschaft eines Individuums, sondern als Ergebnis von Etikettierungs- und Zuschreibungsprozessen, also gewissermaßen als kollektives gesellschaftliches Handeln, betrachtet. Inwiefern Normen und *Normalitäten*, die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität betreffend, erst über die Etikettierung eines entsprechend *anderen* bzw. „Abweichenden“ hergestellt werden, wie sich aus dieser Perspektive demnach Heteronormativität konstituiert, wird entlang Beckers‘ Karriereleiter abweichenden Verhaltens am Beispiel „non-konformen“ Begehrens skizziert. Nach einer schematischen Darstellung queerer Karrieren in heteronormativen Gesellschaften liegt der Fokus auf den Auswirkungen, die Etikettierung und Stigmatisierung auf die (Identitäts-)Entwicklung queerer Individuen haben können, welche anhand des Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass verdeutlicht werden. Die Integration der Konzepte von Becker und Cass schließt diesen Abschnitt, in dem sich abschließend kritisch mit dem Stellenwert und der Bedeutung eines Coming-outs, als angenommene allgemein gültige „Homonormalität“ queerer Identitätsentwicklung, nicht nur für die sich

11 „Heteronormativität ist ein zentraler Begriff der Queer Theory, mit dem Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden. Das bedeutet, dass nicht nur die auf Alltagswissen bezogene Annahme, es gäbe zwei gegensätzliche Geschlechter und diese seien sexuell aufeinander bezogen, kritisiert wird, sondern auch die mit Zweigeschlechtlichkeit und (ehevertraglich geregelter) Heterosexualität einhergehenden Privilegierungen und Marginalisierungen“ (Kleiner 2016).

Outenden, sondern auch für deren soziales Umfeld, auseinandergesetzt wird. Das darauffolgende Kapitel (2.5) dient der Ermittlung eines passenden Begriffs bzw. Konzepts, mit dem sich LSBT*IQs als Gleichgesinnte, unter Berücksichtigung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, analytisch fassen lassen, und eruiert, inwiefern LSBT*IQs als queere Subkultur betrachtet werden können.

In Kapitel 3 findet eine breit angelegte Auseinandersetzung empirischer Forschung im Kontext von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt statt. Dabei liegt der Fokus vor allem auf Studien, die sich, unabhängig ob quantitativ oder qualitativ, mit den Lebensrealitäten von LSBT*IQs befassen. Entlang des Forschungsstandes wird die Fragestellung konkretisiert und das Forschungsdesiderat verdeutlicht, dem sich im empirischen Hauptteil der Arbeit angenommen wird.

Im vierten Kapitel werden Methodologie und Forschungsdesign erläutert und dargestellt. Grundlagen des Forschungsstils der Grounded Theory (im Weiteren auch abgekürzt mit GT – Kapitel 4.1) werden zunächst allgemein, dann speziell das methodische Vorgehen (Kapitel 4.2) entlang des konkreten Projekts dargestellt. Hierzu zählt ebenso die Begründung des problemzentrierten Interviews als gewählte Erhebungsmethode, wie auch die Beschreibung der Akquise und des Samples und eine Auseinandersetzung der eigenen Position und Rolle innerhalb des Forschungsprozesses. Bei qualitativer Sozialforschung allgemein, jedoch beim gewählten Zugang und der Involviertheit der Forschenden im Feld im Besonderen, kommt der Reflexion der Rolle der Forscherin und der Interviewsituation zentrale Bedeutung zu. In diesem Zusammenhang wird, bevor anschließend zum Hauptteil übergeleitet wird, auf die Begriffe Vorwissen, Präkonzept und theoretische Sensibilität eingegangen und deren Bedeutung hervorgehoben.

Der vorliegenden Arbeit liegen Interviews mit LSBT*IQs und Expert*innen, die haupt- oder ehrenamtlich mit queeren Jugendlichen oder (jungen) Erwachsenen arbeiten, zugrunde. Auch wenn es ein Anspruch der Arbeit ist, einen Einblick in die Lebensrealitäten von LSBT*IQs zu ermöglichen und queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen Sichtbarkeit und eine Stimme zu verleihen, erfolgen Analysen und Darstellungen der Ergebnisse nicht auf Einzelfall- sondern auf Phänomenebene. So bildet die Analyse queerer Lebensrealitäten im Kontext von Familie einerseits und Schule andererseits den Beginn des empirischen Hauptteils (Kapitel 5.1). Neben der Krisenhaftigkeit des Alltags queer L(i)ebender, die aus den Erzählungen der Interviewten hervorgeht, werden in diesem Kapitel auch entsprechende Unterstützungspotenziale thematisiert. Vor allem Familie und Freund*innen sowie gesellschaftliche Institutionen, allen voran die Bildungsinstitutionen, spielen – bezüglich deren Einstellung und Positionierung zu LSBT*IQs – für die persönliche Entwicklung der Interviewten eine wichtige Rolle. Je nachdem ob das jeweilige soziale Um-

feld als unterstützend erachtet wird oder nicht, ist dies für die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen mehr oder weniger förderlich oder belastend. Die Diskriminierungen, denen LSBT*IQs in ihrem Alltag ausgesetzt sind, als Effekte heteronormativer Strukturen verstehend, wird in Kapitel 5.2 analysiert, wie queere Jugendliche und (junge) Erwachsene über diese erst zu Abweichenden gemacht werden. Der Fokus liegt dabei auf der Rolle der Gesellschaft bei der Konstruktion von LSBT*IQs als Abweichler*innen. In Kapitel 5.3 folgt darauf ein Perspektivwechsel, der die individuelle Bewältigung heteronormativer Verhältnisse und die Gestaltung nicht-heteronormativer Lebens- und Liebesweisen sowie die Gestaltung der dabei immanenten Übergänge¹² (wie z.B. inneres und diverse äußere Coming-outs) in den Mittelpunkt des Interesses rückt, denn „an Übergängen werden Ungleichheit und *Normalität* ausgehandelt“ (Walther und Stauber 2013, S. 219). So werden queere Jugendliche und (junge) Erwachsene im Vollzug der Übergänge in ihrem Lebenslauf immer wieder mit den Diskrepanzen zur und Diskriminierungen seitens der heteronormativen Ordnung konfrontiert. Dabei ist die in diesem Abschnitt erkenntnisleitende Frage, die nach der Nutzung, Entwicklung und Aneignung queerer Potenziale, Strategien, Räume und Ressourcen. Durch die Interviews konnten in diesem Kontext zwei zentrale Ressourcen identifiziert werden: Sowohl queere Internetnutzung (Kapitel 5.3.1) als auch die Partizipation an queerer Subkultur (Kapitel 5.3.2) eröffnet LSBT*IQs diverse Möglichkeiten.

Informationen, die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen in Schule und Familie verwehrt blieben, werden über das Internet zugänglich; sie nutzen das Netz, um sich selbst und ihre Möglichkeiten auszuprobieren, um so zu sein, wie sie sind bzw. sein wollen und nicht können; und sie treten via Internet mit Gleichgesinnten, die sonst im Alltag unsichtbar sind, in Kontakt. Eben dieser Kontakt zu Gleichgesinnten, in Form queerer Subkultur, kann für LSBT*IQs in vielerlei Hinsicht eine wichtige Ressource bzw. Alternative zur cis-geschlechtlichen und heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft sein. Die Analyse der Zusammenhänge und Schnittmengen zwischen Internet und queerer Subkultur (Kapitel 5.3.3) bildet den Abschluss des empirischen Hauptteils und leitet zum Schluss der Arbeit über.

- 12 Das Verständnis von Übergängen ist hier ein prozessuales, relationales und dynamisches. Übergänge strukturieren unseren Lebensverlauf. Als Wechsel zwischen unterschiedlichen Lebensphasen und/oder Statuspositionen, Rollen und/oder Selbstbildern, werden sie dabei als soziale Vollzugswirklichkeiten (Hirschauer 2004) ständig (neu) konstruiert und gestaltet. Sie existieren demnach nicht „an sich“, werden also nicht als „quasi-natürliche Gegebenheiten angenommen“ (Stauber und Walther 2015, S.4), sondern erst durch ihre praktische Gestaltung hergestellt. An Übergängen werden Normen und Normalitätserwartungen verhandelt, (individuelle und kollektive) Verunsicherungen und Unsicherheiten bearbeitet sowie soziale Strukturen von Ungleichheit, Ein- und Ausschluss reproduziert (vgl. Walther und Stauber 2013, S.219). Als soziale Zustandswechsel resultieren sie aus der Verschränkung individueller Entwicklungen und gesellschaftlicher Rollenerwartungen.

Im abschließenden sechsten Kapitel werden die zentralen Ergebnisse und Erkenntnisse des Hauptteils noch einmal zusammengefasst und in Bezug zueinander gesetzt. Daraus werden anschließend Handlungsbedarfe auf verschiedenen Ebenen abgeleitet und formuliert. Forschungslücken, die im Verlauf der Arbeit identifiziert werden konnten, werden hinsichtlich eines Ausblicks auf mögliche weitere Forschung benannt, bevor ein Fazit den Abschluss der Arbeit bildet.

2 Theoretische Rahmung – Sexuelle Identität, Adoleszenz, (Hetero-)Normativität und Gleichgesinnte

2.1 Adoleszenz als sensible Übergangsphase der Identitätsentwicklung

Adoleszenz in Abgrenzung zur Kindheit

Während bei manchen Naturvölkern die Initiation vom Kind zum Erwachsenen in einem bestimmten Alter über ein festgelegtes Ritual verläuft, beispielsweise über Mutproben oder Beschneidungen, gilt in den modernen westlichen Industriestaaten der Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz¹³ und dann ins Erwachsenenalter, als zeitlich nicht festgelegter Lern- und Entwicklungsprozess. So gestaltet sich hier der Übergang von der Kindheit über die Adoleszenz bis hin ins Erwachsenenalter nicht mit einem Initiationsschritt, sondern über die Bearbeitung einer Vielzahl von Entwicklungsaufgaben¹⁴. Zudem ist die Definition von Kindheit und Adoleszenz bzw. die Einteilung in Lebensphasen zeit- und kulturgebunden¹⁵ und somit historisch und kulturell relativ¹⁶.

- 13 Innerhalb interdisziplinärer, sich mit den Übergängen bzw. der Lebensphase zwischen Ende der Kindheit und Beginn des Erwachsenenstatus befassenden Forschungsrichtungen, werden „Jugend“- und „Adoleszenz“-Begriff gleichermaßen (und häufig synonym) verwendet, um die Entwicklungs- und Bildungsprozesse, sowie Rahmenbedingungen und Anforderungen dieser Phase zu bezeichnen. „Häufig zielt aber gerade der Adoleszenzbegriff stärker auf theoretische Differenzierungen. Durch diesen größeren Abstraktionsgrad, der in einem allgemeineren Sinne die Möglichkeiten und Qualitäten des Übergangs oder des Entwicklungsspielraums zwischen Kindheit und Erwachsenenheit umschreibt, ist der Adoleszenzbegriff in geringerem Maße vorbelastet durch die Konnotationen des Alltagsbewusstseins“ (King 2009, S. 28) weswegen diesem auch in vorliegender Arbeit der Vorzug gegeben wird. „adolescere“ – lateinisch für „heranwachsen“
- 14 Mehr zu den Entwicklungsaufgaben: Havighurst (1952) *Developmental tasks and education*
- 15 Ebenso, wie die Einteilung und Bewertung der Lebensphasen kulturgebunden und historisch variabel sind, sind es auch die Vorstellungen von „Geschlecht“.
- 16 Die Lebensphasen differenzieren sich immer mehr aus: „Zwischen Kindheit und Jugend haben sich die sogenannten Kids geschoben, die Jugendphase selbst hat sich intern weiter untergliedert (frühe, mittlere und späte Jugendphase) und nach oben schließt sich an das Ende des Jugendalters nicht die Erwachsenenheit, sondern die Postadoleszenz oder der/die junge Erwachsene“ (Ferchhoff 2007, S. 87), mehr dazu auch Fend (2003). Aus Gründen der Handhabbarkeit und da in der verwendeten Literatur zum großen Teil nur zwischen Kindheit und Adoleszenz differenziert wird, werden nachfolgend auch lediglich die Merkmale dieser beiden Lebensphasen dargestellt.

Die Kindheit¹⁷ als Lebensphase ist ein relativ neues Konstrukt. Erst seit der späten Neuzeit existiert eine Trennung von Erwachsenen- und Kinderwelt, hervorgerufen vor allem auch durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht (Hornstein und Thole 2008b, S.539f.). Erst durch die Trennung der Kindheit von der Lebenswelt der Erwachsenen konnten innerhalb der kindlichen Lebenswelt spezifische Erlebnisweisen und Denkformen entstehen.

„Erst hierüber konnte sich eine eigene Kinderwelt herausbilden, die sich in allem und grundlegend von derjenigen der Erwachsenen unterscheidet.“ (Hornstein und Thole 2008b, S. 540)

Heute hat sich die Kindheit als Lebensabschnitt etabliert und gilt als wichtige Sozialisationsphase¹⁸, in der das Kind seiner Umwelt in besonderem Maße ausgesetzt ist, da sich der eigene Charakter noch nicht gefestigt hat (vgl. Wegener 2010, S. 125). Ein Gewissen muss sich erst entwickeln, Normen müssen erlernt und Moral- und Wertvorstellungen noch aufgebaut werden. „Schließlich müssen Kinder [...] im Rahmen kulturell vorgegebener Wertmaßstäbe moralische Vorstellungen entwickeln und in der Lage sein, sich mit gesellschaftlichen Normen auseinander zu setzen“ (Wegener 2010, S. 126). Zu den Entwicklungsaufgaben zählen noch weitere Anforderungen, wie der Spracherwerb, die Ausbildung einer Persönlichkeit, die Entwicklung eigener Verhaltensmuster, die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Erwartungen und Zuschreibungen an ihr Geschlecht, die Aneignung von Bildung oder das Erlernen von sozialer Kompetenz (vgl. Strotmann 2010, S. 134f.). Eine weitere Aufgabe, mit der Kinder sich konfrontiert sehen, die jedoch erst seit einigen Jahren Thema des Diskurses ist, ist ein Wandel der Kindheit hin zur Individualisierung. Seitdem wird immer häufiger eine frühzeitig einsetzende Selbstständigkeit konstituiert, die Kinder zu aktiven Akteur*innen, Gestalter*innen und Mitproduzent*innen ihrer Person und ihrer Kindheit macht (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 541). Durch all diese verschiedenen Anforderungen, denen sich Kinder heutzutage stellen müssen, hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Lebensphase Kindheit immer mehr verkürzt, wodurch der Übergang in die Adoleszenz immer früher erfolgt (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 539). Als weiterer Effekt dieser Entwicklung lässt sich zudem in vielen Lebensbereichen eine Entdifferenzierung der Lebens- und Erfahrungswelten von Kindern und Erwachsenen beobachten, die die Übergänge von einer in die nächste Lebensphase immer unschärfer und durchlässiger werden lassen (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 540).

17 Wenn im weiteren Verlauf von Kindheit die Rede ist, wird aus Gründen des begrenzten Rahmens und der in vorliegendem Kontext lediglich geringen Relevanz von einer weiteren Differenzierung in frühe, mittlere und späte Kindheit abgesehen. Gemeint ist die Lebensphase bis zum Eintritt in die Pubertät.

18 Dabei meint Sozialisation „jene dialektischen Beziehungen zwischen Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftlich vermittelter sozialer Umwelt, die nicht an pädagogische Absichten und Didaktiken geknüpft sind“ (Fritz et al. 2003, S. 7).

Lebensphase Adoleszenz

Die Adoleszenz¹⁹ nimmt im Lebensverlauf eines Menschen einen zentralen Stellenwert ein und gilt daher als prägende „Schlüsselphase“ (Harring 2015, S. 850f.). Sie vor allem in ihrer Struktur von anderen Lebensabschnitten, welche ihr vorausgehen und nachfolgen, unterscheidend sowie aufgrund der „Expansion und zunehmenden Ausdifferenzierung in ihrer äußeren Gestalt“ (Harring 2015, S. 850f.) wird von Adoleszenz als eigenständiger ausdifferenzierter und elementarer, richtungweisender und individuell determinierter Entwicklungs- und Reifephase gesprochen (vgl. Jost 2009, S. 397; Litau 2011, S. 25; Hurrelmann 2007, S. 19). Beeinflusst wird die konkrete Ausgestaltung der Adoleszenz dabei durch „lebenslagen-spezifische, ökonomische, kulturelle und soziale, ethnische, geschlechtsspezifische und regionale Besonderheiten“ (Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Ebenso sozial konstruiert und gesellschaftlichen Zuschreibungen, Vorstellungen und Erwartungen sowie in den vergangenen Jahrzehnten vielschichtigen Veränderungen unterlegen, dehnt sich die Adoleszenz im Gegensatz zur Phase der Kindheit jedoch immer mehr aus. Innerhalb der Forschung existieren verschiedene Definitionen, Verwendungsweisen und Abgrenzungen des Adoleszenzbegriffes. Dabei unterliegt sie, wie alle Lebensphasen, historischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, weswegen sowohl die gesellschaftlichen als auch die wissenschaftlichen Vorstellungen von Anfang, Ende bzw. Dauer der Adoleszenz variieren. Noch bis in die 1970er/80er-Jahre hinein wird davon ausgegangen, dass der Übergang von der Adoleszenz ins Erwachsenenalter mit Beginn der Berufstätigkeit, Elternschaft oder Eheschließung endet. Diese Kriterien haben jedoch über die Zeit an Trennschärfe verloren (vgl. Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Folgt man heute geläufigen Definitionen, beginnt sie „mit der (inzwischen zeitlich vorverlagerten) Pubertät²⁰ (körperliche, psychische und sozialkulturelle Entwicklungs- und Reifungsprozesse) und endet, wenn man nicht nur juristische, nicht nur anthropologische und biologische und nicht nur psychologische, sondern auch soziologische Maßstäbe anlegt, mit dem Eintritt in das Berufsleben und/oder mit der Heirat“ (Ferchhoff 2007, S. 87).

Heute, anders als noch vor 50 Jahren, markiert der Eintritt ins Erwerbsleben, eine Heirat oder die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr eindeutig und notwendigerweise das Ende der Adoleszenz. Mit dem Strukturwandel der

19 Im Kontext der Arbeit soll der Begriff der Adoleszenz nicht eine bestimmte Altersgruppe beschreiben, sondern eine Phase des Übergangs zum Erwachsenwerden definieren. Die in dieser Gruppe gefassten Individuen sind nicht mehr Kind, aber noch nicht erwachsen.

20 „Der Begriff ‚Pubertät‘ meint zumeist die Phase der Geschlechtsreife und die mit ihr verbundenen psychophysischen Veränderungen im engeren Sinne“ (King 2009, S. 3).

vergangenen Jahrzehnte gehen u. a. verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten²¹, die Entkoppelung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit, veränderte Ablösungsprozesse vom Elternhaus und neue Heirats-, Lebensbeziehungs- und Familiengründungsmuster einher (vgl. Ferchhoff 2007., S. 87f.). Auch wenn beispielsweise heute der Übertritt von der Adoleszenz ins Erwachsensein ebenfalls dann vollzogen ist, wenn eine Mündigkeit und Reifung in verschiedenen Bereichen erreicht ist, geht dieser, im Vergleich zu früher, viel später, in gewissen Teilbereichen auch gar nicht, vonstatten und kann, beispielsweise durch Jobverlust, Scheidung o. ä., wieder aufgehoben werden. So geht der Trend hin zu einer Entstandardisierung bzw. Individualisierung der Adoleszenz (vgl. Ferchhoff 2007, S. 93). Andreas Walther et al. (2007) haben in diesem Kontext den Begriff der „Yo-Yo-Übergänge“ eingeführt:

„Die zunehmende Unsicherheit, Reversibilität, Fragmentierung [...], Unplanbarkeit und Individualisierung buchstabieren aus, was Entstandardisierung oder Entstrukturierung von Lebensläufen genannt wurde [...]. Dies lässt sich am besten mittels der Metapher des ‚Yoyo‘ verdeutlichen im Gegensatz zu linear fortlaufenden Übergängen, deren Ziel von vorneherein feststeht, deren Richtung und Dauer deshalb absehbar sind.“ (Walther und Stauber 2007, S. 37)

Biografische Übergänge²² haben das Potenzial Möglichkeiten zu eröffnen, aber sind auch immer Phasen der Unsicherheit und als solche Herausforderungen, die individuell gemeistert und gestaltet werden müssen. Sie sind „prinzipiell Zonen von Ungewissheit und Verwundbarkeit [...] – sowohl für die gesellschaftliche Ordnung, [...] als auch für die Individuen“ (Walther und Stauber 2013, S. 30). Die einzelnen Lebensphasen weisen größere Gestaltungsspielräume auf und Übergänge werden fließend²³, was die Festlegung auf eine genau definierte Altersspanne erschwert (vgl. Hurrelmann 2007, S. 18, 45). Durch die Verkürzung der Kindheit beginnt die Adoleszenz zum einen immer früher, zum anderen gibt es kein klar definiertes Ende mehr (vgl. Ferchhoff 2007). Auch nach Hornstein und Thole hat sich die Jugendphase „vorverlagert, zeitlich nach hinten verschoben“ sowie „inhaltlich entstrukturiert“ (Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Der Eintritt von der Adoleszenz ins Erwachsensein hat demnach seine Endgültigkeit verloren, was diese Phase zu einem offenen und diffusen Lebensabschnitt bzw. einer „unbestimmten Grauzone“ der Identitätssuche und der Identitätsfindung macht, hin und her gerissen zwischen nicht mehr jugendlich und noch nicht erwachsen.

21 Adoleszenz findet ihren Ausdruck in „institutionalisierten Formen von Bildungs- und Ausbildungsangeboten“ (Jost 2009, S. 397), welche Heranwachsenden zur Verfügung stehen bzw. für diese verpflichtend sind, wie zum Beispiel die gesetzliche Schulpflicht.

22 Übergänge finden sich auf institutioneller, diskursiver und individueller Ebene.

23 „Jedoch bleiben auch im Auseinanderdriften die institutionalisierten und sanktionierten Protonormalismen und die flexiblen Normalismen der alltäglichen Lebensbewältigung der Subjekte aufeinander bezogen, Lebenslaufregimes bleiben als Normalitätskontexte (als Ideal-Folien) relevant.“ (Walther und Stauber, 2013, S. 35)

Während der Adoleszenz eignen sich Jugendliche ein Werte- und Normsystem, ethisches und politisches Bewusstsein und Einstellungen zu Kultur, Bildung, Konsumgütern, Medien, Genuss sowie Freizeit an und entwickeln einen angemessenen, selbstbestimmten Umgang damit (vgl. Boeger 2010, S. 134; Harring 2015, S. 852). Zudem sehen sich die Jugendlichen mit der gesellschaftlichen Erwartungshaltung konfrontiert, adäquate soziale Umgangsformen zu erlernen, einen individuellen Lebensplan zu entwickeln sowie Entscheidungen zur Ausbildungs- und Berufswahl zu treffen²⁴, um sich aktiv an Angelegenheiten der sozialen Gemeinschaft beteiligen zu können (Boeger 2010, S. 134). Eine Lebensführung gilt dann als erfüllend, wenn persönliche Werte und Prinzipien, physische und psychische Verfassung und die zur Verfügung stehenden Verhaltens- und Handlungsspielräume in Einklang zueinander stehen bzw. gebracht werden. Auch wenn der Erwerb dieser Kompetenzen der Entlastung „von Alltagsanspannungen und der Regeneration der psychischen und körperlichen Kräfte“ (Hurrelmann 2007, S. 26) dienen kann, stellt deren Aneignung die Jugendlichen vor eine Herausforderung. Während es u. a. Ziel ist, einen souveränen Umgang mit gesellschaftlichen „Leistungs- und Sozialanforderungen“ (Hurrelmann 2007, S. 26) zu entwickeln sowie die Kompetenz auszubauen, „die eigenen Bedürfnisse und Interessen in der Öffentlichkeit zu artikulieren“ (Hurrelmann 2007, S. 28), befinden sich die Jugendlichen in permanenter Ambivalenz zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit (z. B. juristisch und finanziell).

Die Adoleszenz ist durch die Suche nach Lebenssinn und Orientierung in der Gesellschaft charakterisiert, wobei diese Suche unter prekären Bedingungen Selbstwertkrisen und Orientierungsschwierigkeiten auslösen kann (vgl. Hurrelmann 2007, S. 31). Da auch die Erprobung, Einübung und Verfestigung von Verhaltensweisen während der Adoleszenz erfolgt, die den zukünftigen gesundheitsbezogenen Lebensstil prägen, gilt dieser Lebensabschnitt auch als Phase erhöhter Vulnerabilität, in der die Jugendlichen besonderen Risiken ausgesetzt sind. Dementsprechend kommt zwischenmenschlichen Beziehungen und einem stabilen sozialen Netz eine besondere Bedeutung zu. Bezüglich enger sozialer Beziehungen findet jedoch eine diametrale Entwicklung statt.

Während einerseits die Ablösung von Eltern und anderen Erwachsenen als Bezugspersonen, als Zeichen emotionaler Unabhängigkeit, ein bedeutender Entwicklungsschritt innerhalb dieser Lebensphase ist, findet in dieser Zeit die Anbahnung bzw. Aufnahme erster enger, reifer und/oder intimer Beziehungen zu Gleichaltrigen statt (vgl. Boeger 2010, S. 134). So spielen vor allem – dabei in z. T. unterschiedlichen Funktionen gleich- und gegengeschlechtliche –

24 Bzw. die entsprechenden Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bildungs- und Berufsbioografie zu schaffen. Die Möglichkeiten sind allerdings ungleich verteilt, mehr zum Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und sozialer Herkunft siehe z. B. Brake und Büchner (2012).

Peers²⁵ eine zunehmend wichtigere Rolle, während sich die Bindung zu den Eltern bzw. Erziehungsberechtigten verändert und loser wird.²⁶

In der Adoleszenz fungieren neben der Familie und mit steigendem Einfluss die Peergroup, ebenso die Bildungsinstitutionen als zentrale Sozialisationsinstanzen.²⁷ Dabei setzt in all jenen Kontexten und Institutionen eine fortschreitende Vergeschlechtlichung der Individuen ein.

„In der Adoleszenz stellen Fragen der Sexualität, Geschlechtsidentität, Partner_innenwahl, Ablösung von den Eltern und Zugehörigkeit zur Peergroup wichtige Themen dar.“ (Kleiner 2015, S. 30)

Geschlechterordnung und -verhältnisse, Geschlechterbilder und -rollen sowie die entsprechenden Erwartungen und Anforderungen an die „Geschlechtsträger*innen“ spielen im gesamten Lebensverlauf, vor allem aber während der Adoleszenz, eine bedeutende Rolle. Auch wenn eine queere sexuelle Identität in jedem Lebensalter angenommen bzw. bewusst werden kann, scheint die Adoleszenz diesbezüglich eine besonders virulente Phase zu sein, worauf auch einschlägige Studien hinweisen (Trautner 2003, Fiedler 2014; Fiedler und Marneros 2004b, Watzlawik 2004, Watzlawik und Heine 2009).

Geschlechtlichkeit und sexuelle Orientierung in der Adoleszenz

„Zugleich sind auf allen genannten Ebenen die jeweilige soziale Konstruktion von Jugend und die Bedingungen für adoleszente Entwicklungsprozesse verknüpft mit Geschlechterverhältnissen und mit sozialen Konstruktionen von Geschlecht.“ (King 2009, S. 1)

Die Abkehr von der *Normal-* bzw. Traditionalbiografie bringt für die Heranwachsenden neue verschiedenartige Anforderungen mit sich. Die Gleichzeitigkeit von Unsicherheiten und Möglichkeiten, vor allem die strukturelle Spannung zwischen eigener Persönlichkeitsreife und sozialer Integration, die Transformation von Welt- und Selbstbezügen und das während der Adoleszenz scheinbar noch offene und frei gestaltbare Leben sind Herausforderungen, die von den Jugendlichen kreativ gemeistert werden müssen (vgl. Hurrelmann 2002, S. 8). So wird die Lebensphase der Adoleszenz heute „über soziale und rechtliche Positionen oder auch über Merkmale psychosozialer Entwicklungen und von Ablösungs- oder Individuationsprozessen definiert“ (King 2009, S. 3). Besondere Merkmale der Adoleszenz sind dabei die in kurzer Zeit auf die Jugendlichen einwirkenden massiven Umstrukturierungen (vgl. Boeger 2010, S. 133f.). Diese vollziehen sich auf verschiedenen Ebenen, wobei neue und spe-

25 Als Peers oder Peergroup wird eine soziale Gruppe von gleichaltrigen (in Fachdiskursen häufig jugendlichen) Individuen bezeichnet, mit gemeinsamen Interessen, gleicher Herkunft und/oder sozialem Status, in der das Individuum soziale Orientierung sucht und die ihm (in wechselseitiger Beziehung) als Bezugsgruppe dient.

26 Mehr hierzu siehe z. B. Harring et al. (2010), King (2013).

27 Aufgrund von Schulpflicht als struktureller Kopplung korrelieren die beiden Sozialisationsinstanzen Peergroup und Schule in besonderer Weise.

zifisch entwicklungsbedingte Veränderungen die Heranwachsenden vor besondere Herausforderungen stellen (vgl. Raithel 2005, S. 14). Hierzu zählen der Prozess der Geschlechtsreife sowie der sogenannte „Pubertätswachstumsschub“ (vgl. Raithel 2005, S. 14.), die bei den Jugendlichen eine Auseinandersetzung mit körperlichen und psychischen Veränderungen hervorrufen (vgl. Boeger 2010, S. 133f.).²⁸

Mit der Pubertät nimmt die Auseinandersetzung mit sexuellen Bedürfnissen, die Suche nach sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität einen zentralen Stellenwert für die Individuen ein und der Druck, sich zu verorten, steigt, mit zum Teil weitreichenden Konsequenzen (vgl. Hurrelmann 2007, S. 26). Mit den körperlichen, hormonellen und psychosozialen Entwicklungen während der Pubertät, der damit eintretenden Geschlechtsreife und einem veränderten Körperselbstbild, entwickeln die Jugendlichen auch ein anderes bzw. neues Bewusstsein für ihre eigene Geschlechtlichkeit und ihre sexuelle Orientierung.

„Geschlechtsreife, Fruchtbarkeit und Sexualität werden kulturell als Zeichen des Erwachsenwerdens und zugleich mit Geschlechterbedeutungen verbunden.“ (King 2009, S. 4)

Somit gilt Adoleszenz als Phase der Ablösung und Emanzipation, der Identitätsbildung und Vergesellschaftung, vor allem auch als Phase der Vergeschlechtlichung, also als Phase der sexuellen Orientierung und der Ausgestaltung von Geschlechtsidentität (Hurrelmann 2007).

„Die Entwicklung sexueller Orientierung und sexueller Identität ist eine der zentralen zu bewältigenden und hochpersönlichen Aufgabe von Jugendlichen.“ (Kastirke und Kotthaus 2014, S. 277)

Gesellschaftliche Geschlechterentwürfe, -differenzen und -hierarchien werden – je in Abhängigkeit des bei Geburt zugewiesenen Geschlechts – in Interaktion mit dem sozialen Umfeld verfestigt und (re-)produziert. Persönliche Vorstellungen über die eigene Geschlechtsidentität werden dabei durch Sozialisationsinstanzen und gesellschaftliche Erwartungen beeinflusst und gegebenenfalls eingeschränkt. Um gesellschaftlich „intelligibel“ (Butler 1991) zu sein, gilt es einen *männlichen* oder *weiblichen* Habitus (vgl. Bourdieu 1982) auszubilden. „In diesem Sinne ist die Adoleszenz gleichsam eine ‚heiße Phase‘ der Produktion der Geschlechtlichkeit“ (King 2009, S. 4) und der Entwicklung einer sexuellen Orientierung. So vollzieht sich während der Adoleszenz die heteronormative Sozialisation der Jugendlichen zu *Frauen* und *Männern* (vgl. Hagemann-White 1988). Monika Götsch spricht in diesem Kontext auch von der (Re-)Produktion heteronormativen Wissens als Prozess und Effekt gleichermaßen, als sozialisierter und sozialisierender Praxis (vgl. Götsch 2015, S. 129).

28 Mehr zur Entwicklungspsychologie im Jugendalter in: Schneider et al. (2012) Entwicklungspsychologie [Nachfolger von Oerter & Montada] Beltz Verlag, Weinheim, Basel.

„Prozesse und Effekte von Sozialisation rufen demnach Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Norm sowie Hierarchisierungen, Naturalisierungen und Normalisierungen hervor und werden durch sie hervorgerufen.“ (Götsch 2015, S. 130)

Die vielschichtigen Herausforderungen und potenziellen Krisen und Konflikte anerkennend, die diese Prozesse für alle Heranwachsenden bergen²⁹, gibt es interindividuelle Unterschiede. Lassen sich Jugendliche innerhalb der „heterosexuellen Matrix“³⁰ (Butler 1991) verorten, können sie auf tradiertes sozial geteiltes Wissen zurückgreifen und auf Basis dessen in den jeweiligen Situationen agieren. Was passiert jedoch, wenn die stereotypen Geschlechterrollen von *männlich* und *weiblich* für die Jugendlichen nicht passen, wenn der gesellschaftliche Konsens darüber, wie geliebt und gelebt werden sollte, nicht mit den jeweiligen individuellen Lebenswelten und Liebesweisen übereinstimmt? Dabei gilt es vor allem auch zu bedenken, welchen immensen zeitlichen und emotionalen Raum, die Bewusstwerdung und immer neue Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit im Leben von LSBT*IQs einnehmen (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

Systeme von Alltagsannahmen, Geschlechter und sexuelle Orientierungen betreffend, durchziehen die gesamte Gesellschaft, alle Institutionen, sowie die Wahrnehmung, das Gefühlsleben, Einstellungen und Verhaltensweisen ihrer Mitglieder. Diese sind heteronormativ organisiert und auch queere Jugendliche internalisieren das geltende heteronormative Wissen.

„Da gesellschaftliche Erwartungen stark geschlechtlich eingefärbt sind, geht der Prozess der Selbstfindung der Jugendlichen gewissermaßen durch den Filter geschlechtstypischer Normierungen und sozialer Bewertung.“ (Rendtorff 2014, S. 284)

Stehen ihr eigenes Empfinden und ihre Bedürfnisse zu den internalisierten Normen in Konflikt, kann dies den adolescenten Möglichkeitsraum wesentlich einschränken.

„Gerade für Jugendliche, die sich, zusätzlich zu den Entwicklungsaufgaben, die in der Adoleszenz zu bewältigen sind, mit der Frage befassen müssen, ob sie schwul/lesbisch/bisexuell bzw. transsexuell/transident sind, können sich aus dieser Situation Probleme ergeben. Neben Veränderungen (und Verunsicherungen), die adolescenten Jugendliche gemeinhin durchleben, müssen sich junge Schwule, Lesben und Bisexuelle damit auseinandersetzen, dass sich ihre entwickelnden Gefühle und Sehnsüchte auf Menschen des gleichen Geschlechtes richten. Sie erleben sich in ihrer Entwicklung somit als ‚anders als die Anderen.‘ Transsexuelle/transidente Jugendliche nehmen sich häufig schon von Kindesalter an als in ihrem zugewiesenen Geschlecht unpassend wahr – dieses Gefühl verstärkt sich mit Beginn der Pubertät meist gravierend. Die als unstimmig empfundenen Geschlechtsmerkmale bilden sich deutlich aus und bedingen somit eine zunehmende Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität.“ (Krell 2013, S. 14)

29 Mehr zum Erodieren tradierter *Männer-* und *Frauen-*Bilder siehe z. B. Maihofer (2007),

30 Kohärenter und kontinuierlicher Verweisungszusammenhang zwischen „Sex“ als bei Geburt zugewiesenem Geschlecht, „Gender“ als sozialem Geschlecht und „Desire“, dem Begehren (vgl. Butler 1991, S. 22ff.).

Diese umfassende Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Identität stellt für LSBT*IQs im Gegensatz zu ihren cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen eine große zusätzliche Belastung dar.³¹ Weichen sie in ihrer Geschlechtlichkeit und/oder ihrem Begehren von den Geschlechter- und Begehrensnormen ab, kann das Status, Anerkennung und Zugehörigkeit gefährden – vor allem innerhalb der Peergroup und in der Schule:

„Verletzungsmächtig sind hier diejenigen, die den von den Jugendlichen – gemäß der gesellschaftlich vorgegebenen – geschaffenen Normen und Leitbildern entsprechen (können), verletzbar diejenigen, die diese Normen nicht erfüllen können oder wollen.“ (Hark 2002, S. 56f.)

Demnach sind Jugendliche LSBT*IQs in allen Lebensbereichen, vor allem aber auch dann, wenn sie sich unter Gleichaltrigen befinden, immer auch der Gefahr ausgesetzt, Opfer von Diskriminierungen und Ausgrenzungen zu werden. Diese psychosozialen Belastungen können diverse und weitreichende negative Folgen haben. Der Frage, wie und unter welchen Bedingungen sich die queeren Lebensrealitäten der im Rahmen der vorliegenden Arbeit Interviewten u. a. auch während der Adoleszenz gestaltet haben sowie ob und wie sie sich in den heteronormativen Verhältnissen alternative (Spiel- und Möglichkeits-)Räume aneignen können und welche Ressourcen dabei von Bedeutung sind, wird in Kapitel 5 ausführlich nachgegangen. An dieser Stelle jedoch soll abschließend das Potenzial hervorgehoben werden, welches die Adoleszenz als Phase der Entstehung von Neuem und des Experimentierens (vgl. Erikson 2017; Hurrelmann 2007; King 2013), gerade auch im Kontext von sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit birgt.

Aufgrund der skizzierten vielfältigen Herausforderungen, lässt sich die Adoleszenz nicht mehr lediglich als Übergangsphase betrachten, sondern als Phase mit einem Eigenwert, einem besonderen sozialen Rhythmus, sowie einer eigenen Dynamik (vgl. Hurrelmann 2007, S. 41). Sie bietet Raum für gesellschaftliche und individuelle Wandlungs- und Transformationsprozesse, die auch im Hinblick auf herrschende heteronormative Geschlechterentwürfe und -normen Potenzial für Veränderungen birgt. So können diese in der Adoleszenz erprobt, umgedeutet, variiert oder überschritten werden, indem sich z. B. (queere) Jugendliche in ihrer sexuellen Identität ausprobieren und/oder sich eben gerade nicht in bestehende Kategorien einordnen lassen bzw. in diesen selbst verorten³² und mit dieser Uneindeutigkeit wiederum eine Irritationen der (Hetero-)Norm hervorrufen.

31 Mehr zur Genese von non-heteronormativer sexueller Orientierung in der Pubertät: Kolanowski (2009).

32 Auch in diesem Kontext kann also von einer eingetretenen Destrukturierung und Entstandardisierung gesprochen werden, wobei eine Orientierung an bereits gesellschaftlich vorkonstruierten klar definierten Kategorien einerseits zwar als einschränkend, andererseits aber auch als hilfreich für die Heranwachsenden wahrgenommen werden könnte.

2.2 Fließende Übergänge – Sexuelle Orientierungen, geschlechtliche Identitäten und Coming-out

„Wer ausdrücklich nach Unterschieden zwischen Heterosexualität und Homosexualität forscht, wird fast immer Unterschiede finden. So naiv diese Erkenntnis ist, so nachhaltig und unkontrollierbar sind die Folgen einer unbedachten Klassifikation von Personen in Gruppen zum Zwecke ihrer Erforschung nach ‚autistisch gesetzten a-priori-Klassen‘ (Bleuler, 1921). Das implizite Problem solcher Art Forschung liegt nämlich darin, dass sich nach außen der Eindruck vermittelt, als habe die Natur ausschließlich Menschengruppen mit klar unterscheidbaren Merkmalen hervorgebracht.“ (Fiedler und Marneros 2004a, S. 70f.)

Sexuelle Orientierung bezeichnet eine länger oder kürzer andauernde emotional-affektive, romantische und/oder sexuelle Anziehung zu (einem oder mehreren) anderen Menschen; bezieht sich auf Gefühle und das Selbstkonzept einer Person; kann, muss sich aber nicht im Verhalten einer Person ausdrücken (vgl. American Psychological Association 2008). Das Begehren wird definiert über die Anziehung zu *Frauen*, *Männern* und/oder zu beiden Geschlechtern oder auf Menschen, deren Geschlechter nicht in den *männlich-weiblichen* Geschlechterdualismus passen.³³ Je nach Konstellation lässt sich die sexuelle Orientierung einteilen in:

- Heterosexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu gegengeschlechtlichen Menschen hin- und angezogen.
- Homosexualität³⁴ – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu gleichgeschlechtlichen Menschen hin- und angezogen (in den Ausprägungen schwul für gleichgeschlechtlich begehrende *Männer* und lesbisch für gleichgeschlechtlich begehrende *Frauen*).
- Bisexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu beiden Geschlechtern hin- und angezogen.

In dieser Einteilung sind allerdings non-binäre, Trans*-, Inter- und queere Menschen unsichtbar. Daher muss das Kategoriensystem erweitert werden um:

33 Die analytische Trennung von Begehren und Geschlecht geht zum einen aus der Tradition queertheoretischer Ansätze hervor. Dabei sind Geschlecht und Begehren nur zwei von weiteren Ungleichheitsdimensionen, zwischen denen es zu vielschichtigen Überschneidungen kommen kann (siehe auch intersektionale Ansätze).

34 Allerdings wird dieser Begriff im weiteren Verlauf der Arbeit möglichst vermieden, wenn er von den Interviewten nicht selbst angeführt wird, da er zum einen ursprünglich pathologisch konnotiert war und zum anderen stark mit *männlicher* Homosexualität assoziiert wird und gleichgeschlechtlich begehrende *Frauen** unsichtbar macht (vgl. Lautmann 1993).

- Pansexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Menschen jeglichen sozialen oder körperlichen Geschlechts hin- und angezogen.

Eine andere mögliche Einteilung wäre auch:

- Androphilie – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Männern hin- und angezogen.
- Gynäphilie – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Frauen hin- und angezogen.
- Bi- und Pansexualität – Menschen fühlen sich zu beiden Geschlechtern, bzw. Menschen jeden sozialen und körperlichen Geschlechts hin- und angezogen.

Bereits die Schwierigkeit ein alle Variationen erfassendes Kategoriensystem zu erstellen, bei dem niemand unsichtbar bleibt oder ausgeschlossen wird, verweist auf ältere und neuere Forschungsergebnisse, die auf eine Kontinuität der sexuellen Orientierungen hindeuten, auf einer links und rechts offenen Skala, auf der Heterosexualität nur eine von unendlich vielen Ausprägungen ist. Das hat Alfred C. Kinsey, US-amerikanischer Sexualforscher, bereits 1948 und 1959 in seinen Studien zum menschlichen Sexualverhalten herausgearbeitet und entsprechend gefolgert:

„Man kann die Welt nicht in Schafe und Ziegen einteilen. Nicht alle Dinge sind schwarz oder weiß. Es ist ein Grundsatz der Taxonomie, dass die Natur selten getrennte Kategorien aufweist. Nur der menschliche Geist führt Kategorien ein und versucht, die Tatsachen in getrennte Fächer einzuordnen. Die lebendige Welt ist ein Kontinuum in all ihren Aspekten. Je eher wir uns dessen in Bezug auf menschliches Sexualverhalten bewusst werden, um so eher werden wir zu einem wirklichen Verständnis der Realitäten gelangen.“ (Kinsey 1948, S. 639)

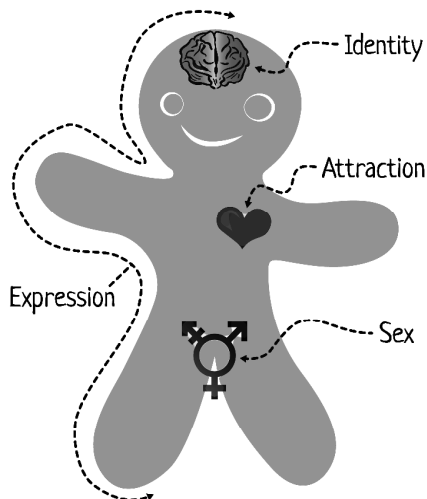
Ein zentrales Ergebnis der Kinsey-Studien, an denen über 11000 freiwillige Proband*innen³⁵ per Interviews und Fragebögen teilgenommen haben und aus denen auch die nach ihm benannte Kinsey-Skala zur Einordnung sexueller Orientierungen entstand, ist, dass die Übergänge zwischen den verschiedenen Ausformungen von Begehren fließend sind, was eine Grenzziehung und Kategorisierung immer künstlich und willkürlich macht. Dabei muss zudem berücksichtigt werden, dass sich die sexuelle Orientierung (als gelebte Sexualität) im Lebensverlauf (mehrmals) ändern kann.

Das Spektrum der Möglichkeiten und die Bandbreite menschlicher Fähigkeiten, Begehren zu empfinden und sich in eine*n andere*n zu verlieben bzw. sich angezogen zu fühlen und dies auch (aus) zu leben erschließt sich auch bei der Betrachtung von Abbildung 1:

35 Der Asterisk (*) verdeutlicht, dass keine Zweigeschlechtlichkeit angenommen wird, sondern alle Geschlechtsidentitäten einbezogen sind.

Abbildung 1: Genderbread Person

The Genderbread Person v4 by its pronounced METROsexual.com



⊘ means a lack of what's on the right side



Gender Identity



Gender Expression



Anatomical Sex

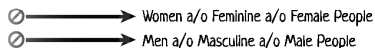


Identity ≠ Expression ≠ Sex
 Gender ≠ Sexual Orientation

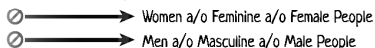
Sex Assigned At Birth
 Female Intersex Male



Sexually Attracted to... and/or (a/o)



Romantically Attracted to...



Genderbread Person Version 4 created and uncopyrighted 2017 by Sam Killermann

For a bigger bite, read more at www.genderbread.org

Quelle: <https://www.itspronouncedmetrosexual.com/2015/03/the-genderbread-person-v3/>;
 letzter Zugriff 11.06.2019.

Sexuelle Orientierung ist demzufolge zu unterscheiden von der Gender Identity (mit welcher Geschlechtlichkeit man sich selbst identifiziert), der Gender Expression (als Ausdruck und Präsentationsform von Geschlechtlichkeit, bspw. über Kleidung, Schmuck, etc.) und dem Körpergeschlecht (zugeschrieben aufgrund von Genitalien, Hormonen, Chromosomen, etc.). Zu unterscheiden ist Begehren zudem noch in sexuelle und romantische Anziehung (wobei man sich z. B. gynäkophil romantisch verlieben, jedoch sexuell androphil begehren kann). Dabei kann sexuelle Orientierung bzw. Begehren empfunden und (aus)gelebt werden oder auch nicht, was vielerlei Gründe haben kann, bzw. kann sexuelles Verhalten auch entgegen der sexuellen Orientierung ausgeübt werden (ein Beispiel hierfür wäre Prostitution). Daneben können sich bei der gewählten Selbstbezeichnung unter Umständen die tatsächliche Vielfalt von Handlungen, Gedanken, Gefühlen und Phantasien nicht widerspiegeln. Entsprechend definiert sich bspw. die Mehrheit derjenigen, die bereits homosexuell aktiv waren nicht als homo-, sondern als heterosexuell (vgl. McConaghy 1999)³⁶.

Begehren unterscheidet sich dabei insofern von anderen Charakteristika und Persönlichkeitsmerkmalen, wie z. B. Haarfarbe, Größe oder Alter, als dass sie sich nur über die Beziehung zu anderen (realen oder imaginierten) Menschen definieren lässt. Sexuelle Orientierung eines Individuums kann, muss sich jedoch nicht im Verhalten eines Individuums ausdrücken, wobei darüber auch Gruppenzugehörigkeit (mit Gleichgesinnten) definiert werden kann (siehe Kapitel 2.5). Über die Ursachen der sexuellen Orientierung lässt sich mit Myers mit Gewissheit lediglich so viel sagen: „The bottom line from a half-century’s research: If there are environmental factors that influence sexual orientation, we do not yet know what they are“ (Myers 2010, S. 74). Sexuelle Orientierung ist keine Entscheidung, keine freie oder bewusste Wahl des Individuums und kann nicht durch Außenstehende verändert oder beeinflusst werden. Forschungen weisen darauf hin, dass sie meist in der frühen Adoleszenz, ohne (positive oder negative) sexuelle Vorerfahrungen entwickelt wird.

Wie oben bereits ausgeführt, ist die geschlechtliche Identität unabhängig von sexueller Orientierung bzw. Begehren zu betrachten. Die geschlechtliche Identität, als ein Teil der Identität, kann dabei als grundlegendes Selbstverständnis über das eigene geschlechtliche Wesen beschrieben werden, bestehend aus der Selbstwahrnehmung und der (erwarteten) Fremdwahrnehmung der eigenen Geschlechtlichkeit. Mit der Identifikation durch sich selbst und andere geht, immer auch in Abgrenzung zu anderen Geschlechterrollen, die Übernahme der entsprechenden Geschlechterrolle einher. Identität bedeutet dabei nach Erikson das Bewusstsein des Individuums von sich selbst, im Sinne der Selbstwahrnehmung (z. B. bezogen auf Geschlecht, die Zugehörigkeit zu

36 Möglicherweise aus Angst vor Stigmatisierungen und Diskriminierung siehe Kapitel 3.

einer Religionsgemeinschaft oder Nation), sowie Eigenschaften und Kompetenzen der Meisterung des Lebens (vgl. Erikson 2017, S. 61ff.). Identität meint also die einzigartige Persönlichkeitsstruktur eines Individuums, wobei das Bild, das andere von dieser Persönlichkeitsstruktur haben sowie das eigene Verständnis dieser Persönlichkeitsstruktur, das Selbstkonzept, integriert zu denken sind. Das Selbstkonzept beinhaltet zudem eine affektive Komponente, wie z. B. das Selbstwertgefühl und das Selbstvertrauen sowie eine kognitive Komponente – das Wissen, dass man von sich hat und die Selbstwahrnehmung (vgl. Oerter und Montada 2002, S. 643ff.). Identität wird permanent in Interaktionen mit anderen produziert, je auch in Abhängigkeit von historischen, kulturellen, sozialen und politischen Kontexten. Sie ist nicht statisch und zu einem bestimmten Punkt abgeschlossen, sondern als lebenslanger Prozess zu denken, der sich wachsenden Erfahrungswerten und ändernden Bedingungen und Umständen anpasst.

Analog zum Sozialisationskonzept nach Hurrelmann (2015) vereinen sich im Konzept der Identitätsentwicklung Prozesse der Individuierung sowie der Vergesellschaftung und, damit einhergehend, auch immer Prozesse der Vergeschlechtlichung (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015, S. 107ff.). Dies bedeutet in heteronormativ organisierten Gesellschaften die Identifikation von sich selbst als *Frau* oder *Mann*, wobei auch eine Identifikation dazwischen, als beides, als weiteres Geschlecht oder weder noch möglich ist. Beim (Selbst-)Erleben von Zugehörigkeit zu Geschlecht(ern) kann, muss jedoch nicht die geschlechtliche Identität mit dem bei Geburt zugewiesenen, als biologisch definierten Geschlecht übereinstimmen.³⁷ Vor allem für Menschen, bei denen dies nicht der Fall ist und sie damit nicht in die Binarität³⁸ der heteronormativen Ordnung passen, kann die (Selbst- und Fremd-) Zuordnung der Geschlechtsidentität schwerfallen.

Da es weder zwischen noch innerhalb sozialwissenschaftlicher und psychologischer Disziplinen eine allgemeingültige einheitliche Definition geschlechtlicher Identität gibt, soll in vorliegender Arbeit mit folgender, die vorausgehenden Ausführungen einbeziehende Begriffsdefinition gearbeitet werden:

„Unter ‚geschlechtlicher Identität‘ versteht man das tief empfundene innere und persönliche Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, das mit dem Geschlecht, das der betroffene Mensch bei seiner Geburt hatte, übereinstimmt oder nicht übereinstimmt; dies schließt die Wahrnehmung des eigenen Körpers (darunter auch die freiwillige Veränderung des äußeren

37 Passt die Geschlechtsidentität in den heteronormativen Dualismus und stimmen zugewiesenes Geschlecht und das selbst empfundene Geschlecht überein, spricht man von *cis-Männern* und *cis-Frauen*, als Antonym zu *Trans*-Personen*.

38 Bei Intermenschen sind die als biologisch definierten Geschlechtsmerkmale nicht eindeutig/ausschließlich *männlich* oder *weiblich*, während *Trans**menschen eine ihren als biologisch definierten Geschlechtsmerkmalen nicht entsprechende (z. B. gegengeschlechtliche oder non binäre) Geschlechtsidentität haben.

körperlichen Erscheinungsbildes oder der Funktionen des Körpers durch medizinische, chirurgische oder andere Eingriffe) sowie andere Ausdrucksformen des Geschlechts, z. B. durch Kleidung, Sprache und Verhaltensweisen, ein.“ (Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2008, S. 11)

Übereinstimmend lässt sich sowohl für die sexuelle Orientierung als auch für die geschlechtliche Identität konstatieren, dass sobald Individuen in ihrem Begehren von der Heterosexualität abweichen und/oder von der eindeutigen binären Zuordnung und Identifikation der eigenen Geschlechtlichkeit als *männlich* oder *weiblich*, dies als erklärungs-, legitimierungs- und rechtfertigungsbedürftig gilt.

„Das Eigene beginnt mit einem Nein. Mit einer Verweigerung, dem Gefühl, etwas anderes zu wollen, als das, was gewollt wird. Dieses Unbehagen an dem, was gefordert ist, kann verschwommen sein, eine Ahnung nur, es braucht noch nicht einmal eine Vorstellung von dem, was die Alternative wäre, es reicht zu wissen, was für einen selbst nicht in Frage kommt. Aber in diesem ersten Nein schält sich das Eigene heraus. In diesem Moment, in dem etwas nicht mehr als selbstverständlich empfunden wird, in dem eine Gewissheit plötzlich ungewiss, in dem das Fraglose plötzlich zweifelhaft wird, in dieser Bruchstelle entsteht das Ich.“ (Emcke 2013, S. 126)

Der Prozess, in welchem diese Vorgänge von der eigenen Bewusstwerdung bis (ggf.) hin zum „Öffentlichmachen“ der sexuellen Identitätsentwicklung³⁹ individuell und mit dem sozialen Umfeld verhandelt werden, wird dabei mit dem Begriff „Coming-out“⁴⁰ bzw. „Outing“ beschrieben. Geprägt wurde die Kurzform von „Coming out of the closet“⁴¹ durch die New Yorker Stonewall-Revolution am und nach dem 27. Juni 1969. Eine willkürliche und zum Teil gewalttätige Polizeirazzia im „Stonewall Inn“, einer queer-freundlichen Bar in der Christopher Street, hat dabei die ersten Proteste gegen die diskriminierende Behandlung der Polizeibeamten ausgelöst. Die queeren Barbesucher*innen, die sich vor Ort gegen die Personalienaufnahme und ihre Verhaftung zur Wehr gesetzt haben, lösten durch ihren mehrtägigen Widerstand eine ganze Widerstands- und Befreiungsbewegung aus. Seit der Stonewall-Revolution werden die Forderungen nach Akzeptanz, Anerkennung und Gleichheit von LSBT*IQs jährlich weltweit und sichtbar auf den sogenannten „Christopher Street Days“ oder „Pride“-Festen skandiert, was sich auch in gesellschaftlichem Umdenken und z.T. gesetzlichen Regelungen⁴² niedergeschlagen hat. Krell und Oldemeier weisen jedoch zu Recht darauf hin:

- 39 Im deutschen Rechtssystem wird der Begriff der sexuellen Identität als Sammelbegriff für sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität verwendet. In dieser Funktion findet er auch in vorliegender Arbeit unter der Erweiterung des Entwicklungsbegriffs Verwendung.
- 40 Eingeführt in den deutschsprachigen sexualwissenschaftlichen Diskurs wurde der Begriff „Coming-out“ 1974 von Martin Dannecker und Reimut Reiche.
- 41 Im Sinne von „aus dem Schrank/der Kammer herauskommen“ und sichtbar werden und sein.
- 42 Siehe in Deutschland bspw. Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz (AGG) oder die Einführung der dritten Geschlechtsoption.

„Trotz einer zunehmenden Liberalisierung gegenüber LSBT* Lebensweisen bleibt die Notwendigkeit eines Coming-outs für Menschen bestehen, die sich nicht als heterosexuell oder cisgeschlechtlich erleben. Da von heteronormativem und binärem Empfinden ausgegangen wird, beinhaltet ein ‚Richtigstellen‘ dieser Vorannahmen unweigerlich ein Coming-out.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 24)

Das Coming-out als Entwicklungsprozess stellt die sich (gegenüber sich selbst oder dem sozialen Umfeld) Outenden vor die Aufgabe, eine heteronorm-non-konforme sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit in die eigene Identitätsentwicklung zu integrieren. Darunter fallen beispielsweise das Bewusstwerden der eigenen nicht heterosexuellen Orientierung und/oder der uneindeutigen bzw. für sie unpassenden Geschlechtlichkeit, das Verdrängen einer solchen, die Anerkennung der sexuellen Identitätsentwicklung, damit einhergehend die entsprechende Partner*innenwahl sowie das „Öffentlichmachen“ der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit gegenüber dem sozialen Umfeld (Dannecker und Reiche 1974, S. 30ff.). Dieser Prozess sexueller Identitätsentwicklung, in dem sich Individuen eine queere Identität – sowie Verständnis und (Selbst-)Akzeptanz dafür – „erarbeiten, diese einüben, durchsetzen“ (Woltersdorff 2005, S. 10) und fortwährend weiterentwickeln bzw. anpassen und verteidigen müssen, wird in (sozial-)psychologischer und sexualwissenschaftlicher Fachliteratur seit den 80er-Jahren häufig in unterschiedliche Phasen oder Stufen unterteilt⁴³.

Meist wird dabei vor allem zwischen innerem und äußerem Coming-out unterschieden, wobei die Prozesse eng miteinander zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Dem äußeren Outing gegenüber Freund*innen, Familie, Mitschüler*innen oder Kolleg*innen, geht notwendigerweise ein inneres Coming-out voraus, während dem sich das Individuum in seiner Identitätssuche und -findung seiner nicht heteronormativen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit nach und nach bewusst(er) wird. Dabei kommt es zur aktiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Fühlen und Empfinden, nicht heterosexuell oder cis-geschlechtlich zu sein. Dieser Prozess kann in verschiedenen Lebensaltern einsetzen und individuell unterschiedlich (immer auch abhängig von sozialen und kulturellen Kontexten) lange andauern. Erst durch die Auseinandersetzung mit z. T. auch internalisierter Homo-, Bi- oder Trans*-Negativität (vgl. Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2008) und das Überwinden innerer Widersprüche, ist eine Identitätsintegration und Akzeptanz der eigenen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit möglich, die im äußeren Coming-out vor Freund*innen und Angehörigen gipfeln kann.

Das äußere Outing, sofern es zu einem solchen kommt, ist kein einmaliges Erlebnis, sondern ein lebenslanger sich permanent wiederholender Prozess, da während der gesamten Lebensdauer in Interaktionen in den verschiedensten Lebensbereichen immer wieder neu austariert werden muss, ob es sicher oder unsicher, nötig oder nicht notwendig ist, sich seinem Gegenüber zu outen.

43 Mehr dazu auch in Kapitel 2.4.5.

„In einer Gesellschaft, in der Heterosexualität und eine eindeutige kohärente cisgeschlechtliche Zuordnung die Norm sind, müssen sie individuell aushandeln, wie ‚sichtbar‘ sie mit ihrem tatsächlichen sexuellen oder geschlechtlichen Erleben sein wollen. Dieses Dilemma ist für viele junge Menschen wichtig oder sogar zentral und muss immer wieder ‚aufs Neue‘ gelöst werden.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 47)

Auch können unterschiedliche Coming-outs aufeinander folgen, bspw. kann nach einem Outing als lesbisch ein Outing als pan-sexuell folgen, oder unterschiedliche Outings können zusammenfallen, beispielsweise das Outing als homosexuelle Trans*-Person. Die Outings(situationen) sind demnach so verschieden und individuell, wie die Menschen, die sich in diesen Prozessen befinden.

Je nach kulturellem und gesellschaftlichem Kontext, bspw. je nachdem wie repressiv, traditionell oder konservativ die Gesellschaft und das direkte persönliche Umfeld sind und ob und in welchem Maße sich dadurch bereits eine Homo-, Bi- oder Trans*-Negativität internalisiert hat, kann das (innere und äußere) Coming-out als mehr oder weniger krisenhaft erlebt werden. Fallen die Reaktionen des sozialen Umfelds positiv aus und wird den sich Outenden Verständnis, Akzeptanz und Unterstützung zu teil, kann sich das förderlich auf die Identitätsentwicklung auswirken⁴⁴.

So können das Coming-out und seine Folgen als Kette vielfältiger und vielschichtiger Ereignisse und als komplexe, andauernde Prozesse, gekennzeichnet durch u. a. intrapsychische und interpersonelle Veränderungen, beschrieben werden, die einerseits zwar individuell gestaltet, aber erst aufgrund gesellschaftlicher Normen und Zwänge nötig gemacht und hergestellt werden⁴⁵.

„Im Lichte des Zusammenspiels von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und damit einhergehenden Ausschlüssen und Selbstverhältnissen ist auch das ‚Coming-out‘, das Gewahr werden dessen, dass Menschen nicht (ausschließlich) normkonform leben möchten oder können, nicht als individuelle Entscheidung zu begreifen, sondern als ambivalenter Prozess, der sich in sozialen Praktiken zwischen Zwängen, Zuschreibungen und Positionierungsmöglichkeiten abspielt.“ (Kleiner 2015, S. 35)

Denn erst durch die gesellschaftliche Konstruktion einer sexuellen und geschlechtlichen *Normalität*, sehen sich queere Individuen in der Situation, sich dazu verhalten und positionieren zu müssen, sich entsprechend abzugrenzen und zu etikettieren. Demzufolge lässt sich das Coming-out auch als Effekt he-

44 Mehr zur Dialektik des Coming-out siehe Kapitel 2.4.5.

45 Mehr zur Rolle der Gesellschaft bei der Konstruktion eines queeren Subjekts siehe Kapitel 2.4.

teronormativer Strukturen verstehen, was es – wie auch das grundlegende Verständnis von Heteronormativität sowie deren Entselbstverständlichung in der Sozialwissenschaft⁴⁶ – im Folgenden näher auszuführen gilt.

2.3 Heteronormativität und deren Entselbstverständlichung in der Sozialwissenschaft

„Heteronormativität beschreibt in erster Annäherung ein binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, und das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichsetzt: Die Basiseinheiten sind Männer und Frauen, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen. Heteronormativität basiert damit auf zwei Annahmen: Menschsein sei natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert und Heterosexualität die ausschließliche und essenzielle Grundlage.“ (Degele 2005, S. 19)

Vorherrschende Geschlechterdiskurse basieren auf dem natürlich erscheinenden System der Zweigeschlechtlichkeit, also der Annahme von genau zwei, klar voneinander unterscheidbaren, unveränderlichen, sich gegenseitig ausschließenden und begehrenden Geschlechtern. Die binären Grundeinheiten sind demnach *Frau* und *Mann*, die sich in ihrem Begehren und in ihrer Sexualität aufeinander beziehen, wobei allein diese Konstellation als legitim und gesellschaftlich akzeptiert gilt. Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität scheinen als „natürliche“ und *normale* nicht erklärungsbedürftige Grundlage gegeben, gelten als Selbstverständlichkeit gesetzt und wirken damit als soziale Norm. Damit geht, durch die Individuen internalisierter, normativer Druck einher, sich je in Abgrenzung zueinander innerhalb der binären Geschlechterordnung zu verorten und vorherrschende gesellschaftliche Geschlechtervorstellungen in das Selbstverständnis von Geschlecht zu integrieren. Dazu gehört es auch, ein gegengeschlechtliches Begehren zu entwickeln und auszuleben⁴⁷.

„In der gängigen Rezeption referiert der Begriff [der Heteronormativität] auf die wechselseitige Verwiesenheit von Geschlecht und Sexualität und hebt die Erkenntnis hervor, dass vorherrschende Geschlechterdiskurse in mehrfacher Weise heterosexualisiert sind: Sie basieren zum einen auf der Annahme von zwei klar voneinander abgrenzbaren, sich ausschließenden Geschlechtern und zum anderen auf der Setzung von heterosexuellem Begehren als natürlich und normal. Dabei bringt das diskursive Regime hegemonialer Heterosexualität normative Annahmen über ‚gesunde‘ Körperlichkeit und angemessenes Sozialverhalten sowie normalisierende Identitätszuschreibungen hervor, die allesamt den vorherrschenden

46 Hierbei geht es nicht um eine vollständige Darstellung der historischen Entwicklung von Queer Studies und Queer Theory, sondern lediglich um eine skizzenhafte Beschreibung, zur besseren Einordnung des Heteronormativitätsbegriffs bzw. des queer-Begriffs in seiner heteronormativitätskritischen Bedeutung.

47 Asexuelle, die Sexualität nicht in der gesellschaftlich erwarteten Form ausleben, sind daher ebenfalls mit einem erhöhten Diskriminierungspotenzial konfrontiert.

Glauben an die Natürlichkeit, Eindeutigkeit und Unveränderbarkeit von Geschlecht und sexueller Orientierung fundieren.“ (Hartmann und Klesse 2007, S. 9)

Die hegemonialen Geschlechter- und Sexualitätsnormen nehmen insofern nicht lediglich von außen Einfluss auf ein bereits bestehendes geschlechtliches und sexuelles Subjekt, sondern sind selbst konstitutiver Bestandteil bei der Entstehung eines sozial lebensfähigen Subjekts (vgl. Butler 1991). Durch das Konzept der Heteronormativität werden eben jene Normen hinterfrag- und kritisierbar.

„Die vorherrschende Geschlechterordnung, die beispielsweise einen als *weiblich* klassifizierten Körper mit als *weiblich* klassifizierten Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensmustern sowie einem notwendig auf *Männer* gerichteten Begehren verknüpft, erfährt durch das Konzept der Heteronormativität eine grundlegende Kritik.“ (Hartmann 2012, S. 1)

Butler spricht von dieser Kohärenz bzw. Kontinuität zwischen Sex, Gender und Desire auch als „Matrix der Intelligibilität“ (Butler 1991, S. 31). Demnach gelten nur diejenigen Geschlechtsidentitäten als sinnvoll, lebensfähig und anerkannt – also intelligibel – und qualifizieren ihre Träger*innen damit zu gesellschaftsfähigen Subjekten, die den Geschlechternormen entsprechen und diese damit bestätigen.

Dabei bezieht sich Heteronormativität nicht nur auf die Mitglieder einer Gesellschaft, auf deren Handlungs- und Denkschemata sowie Wahrnehmungsmuster, sondern auch auf gesellschaftliche Institutionen, Organisationen und Strukturen, wie beispielsweise Politik, Ökonomie, Wissenschaft, sowie Medien, Kunst und Recht, wie auch Degele nachfolgend ausführt:

„Heteronormativität ist nicht nur in den Individuen (mental und physisch) verankert, sondern auch in gesellschaftlichen Strukturen. Beispiele dafür sind die Rechtsprechung (z. B. der besondere Schutz der Ehe und die Subventionierung dieses Paarungsmusters), Schulbücher („Mutti spült, Papa arbeitet“), Wissenschaft (die in der Biologie vorherrschende Konstruktion vom aktiven Sperma und passiven Ei) oder auch Karrieremuster in Wirtschaft und Politik (trotz eines geouteten Berliner Bürgermeisters sind ein Arbeitgeberpräsident mit Lebenspartner oder eine Bundespräsidentin mit Lebenspartnerin bislang immer noch nicht vorstellbar).“ (Degele 2005, S. 20)

Heteronormativität leitet demnach politisches Handeln, bestimmt über Ressourcenverteilung, lenkt als Zuweisungsmodus die Arbeitsteilung und ist verankert in den Tiefenstrukturen unseres Wissens. Sie erschafft, strukturiert und reproduziert Hierarchien, durchdringt Subjektivität, Diskurse, Lebenspraxis, symbolische Ordnung und das Gefüge der gesellschaftlichen Organisation (vgl. Wagenknecht 2007, S. 17), also alle Bereiche gesellschaftlichen Lebens.

„Der Begriff der Heteronormativität beschreibt Heterosexualität als ein zentrales Machtverhältnis, das alle wesentlichen gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche, ja die Subjekte selbst durchzieht.“ (Hartmann und Klesse 2007, S. 8)

Die Grundannahmen von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, die durch Naturalisierungs- und Normalisierungsprozesse zur unhinterfragten

Selbstverständlichkeit werden, privilegieren dabei L(i)ebensweisen innerhalb der heteronormativen Ordnung, gegenüber jenen, die außerhalb dieser stehen.

„Lebensweisen, die nicht den vorherrschenden Normalitätserwartungen entsprechen, werden gesellschaftlich untergeordnet und sozial abgewertet. Menschen werden durch Zuweisungen, entsprechendes Verhalten wie durch ihr geschlechtliches oder sexuelles Selbstverständnis zu Angehörigen von dominanten Gruppen oder von machtunterlegenen.“ (Hartmann 2012, S. 1)

Die Privilegierung von Heterosexualität und einer entweder *männlichen* oder *weiblichen* Geschlechtsidentität konstituiert dabei gleichzeitig die Marginalisierung derjenigen, die sich in dieser Ordnung nicht verorten können oder wollen. Das Konzept der Heteronormativität, „das die Menschen in die Form zweier – vorgeblich – körperlich und sozial eindeutig voneinander unterschiedener Geschlechter drängt, stellt eine Ordnung im Hinblick auf Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen her, die alle anderen nicht-heterosexuellen Formen des Lebens und Begehrens ausgrenzt“ (Ziegler 2008, S. 13). Somit werden Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zum „sozialen Tatbestand“ (Degele 2005), zur herrschenden „sich nicht selbst benennenden und schon gleich gar nicht sich selbst als legitimierungsbedürftig wahrnehmende Norm“ (Degele et al. 2008, S. 20), die dabei all denen unbewusst bleibt, die diesen entsprechen.

Anerkennung und Sichtbarkeit sind dabei jenen vorbehalten, die sich innerhalb der heteronormativen Ordnung bewegen. Wer nicht heterosexueller Cis-Geschlechtlichkeit, als dem einzig legitimen Modus der Existenz, entspricht, ist permanent der Gefahr sozialer Exklusion ausgesetzt.

„Heteronormativität reguliert Geschlecht und Sexualität einerseits sowie entsprechende Verhaltens-, Denk- und Wahrnehmungsweisen andererseits. In spätmodernen Gesellschaften geschieht dies jedoch nicht mehr über Verbote und Repression, sondern über Ein- und Ausschlüsse, über Normalisierung und die Etikettierung als ‚Andere‘, d.h. über das Wissen, was richtig und falsch ist, was (partiell und/oder auf bestimmte Weise) dazugehört oder nicht.“ (Götsch 2015, S. 130)

Trotz Liberalisierungs- und Emanzipationsbewegungen zählen auch heutzutage Menschen, deren geschlechtliche Identität und/oder sexuelle Orientierung nicht in die heterosexuelle Matrix passen, also u. a. Trans*- und Intermenten, queere, non-binär Lebende sowie Lesben, Schwule, Bi- und Pansexuelle, in heteronormativen Gesellschaften als marginalisierte Gruppen.

Durch die alltägliche unbewusste Konstruktion und Inszenierung von Geschlecht und Heterosexualität durch die Mitglieder und Institutionen einer Gesellschaft, wird Heteronormativität permanent (re-)produziert. Was in der Regel unbewusst bleibt, da selbstverständlich und verinnerlicht, tritt bei Normabweichung insofern ins Bewusstsein, da über das Bewusstwerden der Normabweichung, die Norm selbst erst zugänglich wird. Die Trennlinie zwischen cis-heterosexueller Mehrheitsgesellschaft und von der Heteronormativität Abweichenden, zwischen diesselts und jenseits und zwischen wir und die anderen

wird dann sicht- und spürbar. So konstruiert mit anderen Worten erst die Abweichung den heteronormativen *Normalzustand*.

„Heteronormativität geriert sich somit als selbstverständlich gegebene, biologisch begründete und moralisch überhöhte Regel, die alles, was ‚anders‘ ist, als erklärungsbedürftig, naturwidrig und verwerflich konstruiert, um in der Abgrenzung von diesen Anderen die Normalität des Doppelgebots von Geschlechterdifferenz und Heterosexualität zu bestätigen.“ (Kraß 2009, S. 10)

Dabei ist es unmöglich, sich der Heteronormativität völlig zu entziehen. Auch aufgrund ihrer sexuellen Identität als abweichend geltende Individuen, müssen sich zur herrschenden Ordnung und den Strukturen verhalten, wobei sie diese durch das Bewusstsein ihrer *Andersartigkeit* und der Identifikation als LSBT*IQ anerkennen, bestätigen und mit reproduzieren. Da aber auch Heteronormativität ein Produkt von Gesellschaft ist, also kontingent ist, besteht ein gewisses Potenzial zur Veränderung, zur Grenzverschiebung und zur Irritation. Abschließend sei hier Nina Degele zitiert, die zur „Entselbstverständlichung von Heteronormativität“ (Degele 2005) vier Methoden bzw. Strategien formuliert:

- „Bewusstmachen statt Unbewusstheit: Ein Bewusstmachen von regelgeleitetem heteronormativem Handeln und heteronormativer Institutionalisierung ist vor allem durch Regelbrüche und Erwartungsenttäuschung möglich. „Warum sind Sie heterosexuell?“ wäre eine solche regelbrechende Entselbstverständlichung. Oder die von *Männern an Frauen* in ‚männlichen‘ Positionen oder Situationen gestellte Frage auf parodierende Weise beantworten: „Wären Sie (manchmal) gern ein *Mann*?“ – „Nein, Sie?“
- Entnaturalisierung statt Naturalisierung: Regelbrüche und Erwartungsenttäuschungen bleiben nicht auf der Ebene der Interaktion stehen, sondern gehen in gesellschaftliche Leitbilder in Wirtschaft oder auch Politik ein. Eine Entnaturalisierung findet zum einen statt, wenn *Frauen*, es auch können‘ (Deutschland regieren, ein Unternehmen führen oder die Fußballweltmeisterschaft gewinnen), zum anderen, wenn heteronormative Kategorien auf breiter Ebene angegriffen werden.
- Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung: Beim Prozess der Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung handelt es sich um ein Wechselspiel. Beispiele dafür sind die Klagen Intersexueller, im Pass die Möglichkeit zu haben, als ‚Zwitter‘ geführt zu werden oder auch die rechtliche Anerkennung von Wahlfamilien. Gelänge dies, würde die Erschütterung der Zwangszweigeschlechtlichkeit in neue Institutionen überführt werden.
- Erhöhung statt Reduktion von Komplexität: Mit einer Erhöhung statt Reduktion von Komplexität ist eine Veruneindeutigung von Handeln

gemeint; man muss zweimal schauen, um zu wissen, mit welcher Situation man es zu tun hat. Travestie und Transsexualität bzw. Transgender sind dazu die sichtbarsten Beispiele. Auf einer tieferen Ebene kämen Akte der Verweigerung als KandidatInnen für eine Erhöhung von Komplexität in Frage: dem *männlichen* Partner nicht die Socken zu waschen, in gegengeschlechtlich definierte und besetzte Positionen drängen etc. All das ist für die Umwelt (noch) mit einem erhöhten Aufwand von Informationsverarbeitung verbunden.“ (Degele 2005, S. 22f.)

Innerhalb der Sozialwissenschaften zählt die Hinterfragung von scheinbaren Selbstverständlichkeiten mit zu den Kernaufgaben. Dabei blieben Themen wie Geschlecht, Sexualität, sexuelle Identität und/oder Orientierung lange ausgeklammert. Durch die psychiatrische Pathologisierung der Homosexualität Mitte des 19. Jahrhunderts, die noch bis Ende des 20. Jahrhunderts anhielt, befassten sich vor allem Medizin und Psychologie mit der Bearbeitung dieser Themen und hielten ihre Ergebnisse in einschlägiger Fachliteratur fest. In den Sozialwissenschaften setzt man sich erst seit wenigen Jahrzehnten mit diesem Themenfeld auseinander, weswegen die sozialwissenschaftliche Forschung und Fachliteratur, vor allem im deutschsprachigen Raum, in diesem Kontext noch bis in die letzten Jahrzehnte lückenhaft ist. (Verschriftlichte) Entselbstverständlichungsversuche der Heteronormativität, als scheinbar „natürliche Ordnung“, wie die von Nina Degele, sind verhältnismäßig jung. Auch dies lässt sich gleichermaßen als Ergebnis von sowie als Bestätigung für Heteronormativität deuten. Um das progressive und revolutionäre Potenzial aktueller Heteronormativitätskritik einordnen und kritisch würdigen zu können, wird im Folgenden nachgezeichnet, wie und über welchen Zeitraum erst Sex, Gender und Begehren und später auch die Hinterfragung der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Norm Einzug in die (Sozial-)Wissenschaft genommen haben.

Vereinzelte Forschungen zu Transsexualität, wie beispielsweise Harold Garfinkels Agnes-Studie (1967), im Rahmen derer er auch die Unterscheidung zwischen „Sex“ (als biologisches Geschlecht) und „Gender“ (als soziales und sozial konstruiertes Geschlecht) einführt, die neue Erkenntnisse generieren und bis dato unhinterfragtes und als selbstverständlich geltend geteiltes Wissen ins Wanken bringen, bleiben lange die Ausnahme. Den nächsten nennenswerten Beitrag liefern 1978 Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna mit ihrer Veröffentlichung „Gender. An Ethnomethodological Approach“, in der sie das Konzept des „Doing Gender“⁴⁸ einführen. Demnach ist Geschlecht kein natürliches Apriori, sondern wird im alltäglichen Handeln und Interagieren permanent durch die Akteur*innen aktiv hergestellt und reproduziert. Auch Carol Hagemann-White postuliert 1988 in ihrer „Null-Hypothese“, „dass es keine

48 Mehr hierzu: Gildemeister (2008); Gildemeister und Wetterer (1992).

notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht“ (Hagemann-White 1988, S. 230). Kessler und McKenna zufolge ist es allerdings unmöglich sich dem (Re-)Produzieren von Geschlechtlichkeit zu entziehen: „Doing Gender is unavoidable“ (Kessler und McKenna 1978, S. 137). Geschlechterkonstruktion und -differenz sei demnach omnipräsent. Auch Candace West und Don H. Zimmerman greifen das Konzept des Doing Gender in ihrer 1987 erschienenen gleichnamigen Veröffentlichung auf und tragen somit zum weiteren Einzug der Genderthematik in den sozialwissenschaftlichen Diskurs mit bei. Allerdings bleibt das Konzept des Doing Gender nicht unumstritten.

Judith Butler, eine der prominentesten und häufig rezipierten Vertreterinnen der Queer Theory auch im deutschsprachigen Raum, wendet sich 1990 gegen die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, da ihren Ausführungen in „Gender Trouble“ (1991) zufolge, die Trennung des sozialen Geschlechts vom biologischen Geschlecht, dieses als Faktum nur weiter manifestiere. Auch für Stefan Hirschauer greift das Konzept des Doing Gender zu kurz, weswegen er als Gegenbegriff dem Doing Gender das „Undoing Gender“ gegenüberstellt. Demnach könne die Geschlechterdifferenz in gewissen Interaktionssituationen (nach initialer Wahrnehmung) an Relevanz verlieren und in den Hintergrund treten, es fände sozusagen eine Geschlechterneutralisierung statt: „Interaktionszug für Interaktionszug kann die Geschlechterdifferenz als relevantes Schema aufgerufen oder vernachlässigt bzw. abgewehrt werden“ (Hirschauer 2001, S. 217). In „Gender Trouble“ dekonstruiert Butler zudem die Kategorie *Frau* als Subjekt des Feminismus und führt den Begriff der „heterosexuellen Matrix“ (vgl. Butler 1991) ein.

„Sie bezeichnet damit eine soziale und kulturelle Anordnung, mit Foucault gesprochen: ein ‚diskursives Dispositiv‘, das aus den drei Dimensionen von erstens anatomischem Geschlechtskörper (sex), zweitens sozialer Geschlechterrolle (gender) und drittens erotischem Begehren (desire) besteht. Die heterosexuelle Matrix zeichnet sich nun dadurch aus, dass sie dieses Dreigestirn normativ einrichtet sowie ihre Deckungsgleichheit erzwingt. Sie teilt die Menschen in genau zwei und nur zwei, deutlich voneinander zu unterscheidende Geschlechter.“ (Woltersdorff 2003, S. 918)

Der Diskurs hierüber dauert bis heute an. Jedoch unabhängig von den Debatten und verschiedenen Auslegungen oder Strömungen innerhalb des sozialwissenschaftlichen Genderdiskurses können vier zentrale Postulate bzw. die Entselbstverständlichung von vier Annahmen als wesentlicher Erkenntnisgewinn zusammenfassend festgehalten werden: Die Menschheit sei zweigeschlechtlich organisiert; die Körperlichkeit/die Genitale entscheiden über die Geschlechtszugehörigkeit; die Geschlechtszugehörigkeit sei exklusiv; die Geschlechtszugehörigkeit sei zugeschrieben und invariant, also unveränderlich. Genau hier setzen die aktuellen Queer und Gender Studies bzw. deren Vertreter*innen an, deren Ziel die Destabilisierung gesellschaftlicher Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit ist (Jagose 1996, S. 15).

Dabei führt Teresa de Lauretis als Erste 1991 in einem Zeitschriftenbeitrag über lesbische und schwule Sexualitäten den Begriff „queer“⁴⁹ in den wissenschaftlichen Fachdiskurs ein.

„Allgemein gesagt, beschreibt queer Ansätze oder Modelle, die Brüche im angeblich stabilen Verhältnis zwischen chromosomalem, gelebtem Geschlecht und sexuellem Begehren hervorheben. Im Kampf gegen diese Vorstellung von Stabilität – die vorgibt, Heterosexualität sei ihre Ursache, während sie tatsächlich ihre Wirkung ist – lenkt queer den Blick dahin, wo biologisches Geschlecht, soziales Geschlecht und Begehren nicht zusammenpassen.“ (Jagose 1996, S. 15)

So wenden sich Vertreter*innen der Queer Studies⁵⁰ gegen den Essentialismus und betrachten sowohl Zweigeschlechtlichkeit als auch sexuelle Identität und Orientierung als soziale Konstruktion, die kultureller Performanz unterliegt, somit immer eine interaktive Leistung und ein Zwangssystem ist, das aufgedeckt und entkräftet werden soll. Die Bedeutung des queer-Begriffs variiert dabei von der aus dem Negativen ins Positive umgedeuteten Selbstbezeichnung, als (strategischer) Sammelbegriff für nicht-heterosexuelle und/oder nicht-cis-geschlechtliche Menschen, als theoretische Perspektive und Art des Denkens, als Kritik an Machtverhältnissen, Unterdrückung und heterosexueller *Normalität* oder als Form des politischen Aktionismus. Von diesen begrifflichen Unschärfen – die es auszuhalten gilt – abgesehen, lässt sich doch ein gemeinsames Grundthema, das bis heute im Zentrum queerer theoretischer wie praktischer Auseinandersetzung steht, identifizieren: Die Infragestellung dessen, was als *normal* gilt (vgl. Förster 2017, S. 13).

49 In den 1980er-Jahren entsteht die „queer“-Bewegung, bestehend aus gesellschaftlich marginalisierten Gruppen, als Reaktion auf die Reagan-Politik im Kontext der AIDS-Krise und deren soziale Folgen (mehr dazu siehe: Woltersdorff (2003)). Ursprünglich als abwertende Bezeichnung und Schimpfwort für sexuelle Minderheiten verwendet, wird „queer“ durch Aneignung und Umdeutung zur affirmativen Selbstbezeichnung.

50 Genannt werden müssen neben Judith Butler und Teresa de Lauretis noch Gayle Rubin (1984, 1994, 2002) und Eve Kosofsky Sedgwick (1985, 1990) als international bedeutende Vertreterinnen und Wegbereiterinnen innerhalb der Queer Theory. In Deutschland befassen sich – um nur wenige zu nennen – außer Stefan Hirschauer beispielsweise Sabine Hark (1996, 2002, 2005, 2009), Antke Engel (2002, 2009), Gudrun Perko (2005, 2006), Heinz-Jürgen Voß (2015), Andreas Kraß (2003, 2009), Uta Schirmer (2012), Paula-Irene Villa (2011, 2019) und Nina Degele (2005, 2008, 2010) mit queeren Themen. Einen Überblick über aktuelle Diskurse und Projekte in der Queer- und Geschlechterforschung gibt ein Sammelband der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (2014).

2.4 Die Herstellung von *Andersartigkeit*

„Wenn wir jede Art menschlicher Tätigkeit als kollektiv verstehen können, dann auch Verhaltensabweichungen. Was ergibt sich daraus? Ein Ergebnis ist die generelle Betrachtungsweise, die ich interaktionistisch nennen möchte. In ihrer einfachsten Form fordert die Theorie, dass wir alle Menschen berücksichtigen, die mit einer vermeintlichen Verhaltensabweichung zu tun haben. Wenn wir dies tun, entdecken wir, dass abweichende Handlungen die erklärte oder stillschweigende Kooperation vieler Menschen und Gruppen erfordert.“ (Becker 1981, S. 173)

Menschen sind und entwickeln sich unterschiedlich. Sie sehen unterschiedlich aus, haben unterschiedliche Fähigkeiten, unterscheiden sich in ihrem jeweiligen Geschmack, in ihrem Verhalten und mehr. Die Unterschiedlichkeiten lassen sich dabei nicht auf simple Dualismen reduzieren, sondern sind innerhalb eines Spektrums der Vielfalt zu denken. So gleicht der Blick auf die Menschheit, dem durch ein buntes Kaleidoskop.

Gleichzeitig sind Ressourcen global und regional unterschiedlich vorhanden und verteilt, wodurch nicht alle Menschen gleichermaßen Zugang zu ihnen haben. Zwischen jenen Privilegierten, die auf Ressourcen zugreifen und über diese verfügen können, und jenen, denen dies nicht möglich ist, besteht somit ein Abhängigkeitsverhältnis bzw. Machtgefälle⁵¹. Macht ist dabei immer nur im Kontext und relational zu denken, als Abhängigkeitsbeziehung zwischen Mächtigen und Abhängigen. Wer Macht⁵² hat, verfügt dabei jedoch nicht nur über Ressourcen, sondern hat (dadurch) auch die Macht, Differenzlinien zu konstruieren bzw. zu definieren. Entlang dieser Differenzlinien werden Menschen unterteilt, in ein entweder oder, ein Innen und Außen, dominierend oder dominiert, in *Normalität* und *Andersartigkeit*, in sich durch bestimmte Merkmale unterscheidende Gruppen, wobei das Individuum zur* zum Merkmalsträger*in reduziert wird. Beispiele für Differenzlinien bzw. Differenzkategorien sind (alle gleichermaßen soziale konstruiert) Alter, Kultur, Klasse, Ethnizität, Behinderung, aber auch Geschlecht und sexuelle Orientierung. Die Differenz wird durch das Interagieren zwischen definitionsmächtigen Akteur*innen, die die Differenzierung legitimieren, z. T. auch naturalisieren, und jenen, die nicht über die Definitionsmacht verfügen, die jedoch die Differenzierung an- und übernehmen und damit mittragen, konstruiert, normalisiert und verfestigt. Die Unterscheidung beispielsweise zwischen *Frauen* und *Männern* wird (trotz damit verbundener sozialer Ungleichheit) damit zur unhinterfragten und unhin-

51 Der Zusammenhang zwischen Ressourcen- und Machtverteilung wird hier sehr vereinfacht dargestellt. Ausführlicheres zur Genese von Macht und Herrschaft siehe Imbusch (2012).

52 Popitz definiert in Weber'scher Tradition Macht als „das Vermögen, sich gegen fremde Kräfte durchzusetzen [...] [eine] generelle Überlegenheit, ein Bezwingen können, die Kraft, fremde Kräfte zu übermächtigen“ (Popitz 2015, S. 22).

terfragbaren Selbstverständlichkeit. Dabei findet nicht nur eine Unterscheidung, sondern eine unterschiedliche (Be-)Wertung von Merkmalen bzw. Merkmalsträger*innen statt:

„Diese Linien folgen der Logik der Grunddualismen [...], die komplementär scheinen, aber hierarchisch funktionieren: die linke Seite wird als Norm hantiert, die rechte als Abweichung. [...] Die Differenzlinien bilden die Grundlagen der Organisation moderner Gesellschaften; sie sind durch Spannungsverhältnisse gekennzeichnet, die sich unter bestimmten Umständen verändern können, aber nicht müssen. So kann sich etwa das Machtverhältnis zwischen alt und jung oder arm und reich im Laufe des Lebens verändern, ja sogar umkehren. Die verschiedenen Linien sind allesamt Resultate sozialer Konstruktionen; sie sind miteinander verbunden oder verstärken sich gegenseitig.“ (Lutz und Wenning 2001, S. 21)

Die vorliegende Arbeit setzt sich vor allem mit den Differenzlinien der sexuellen Orientierung (heterosexuell/nicht-heterosexuell) und der Geschlechtlichkeit (cis/trans) auseinander. Heterosexuelle und cis-geschlechtliche Menschen befinden sich dabei auf der „richtigen Seite“, als LSBT*IQ auf der „falschen Seite“ der Differenzlinien zu stehen, birgt erhebliche Exklusionsrisiken. Identifizieren sich Individuen als nicht-heterosexuell und/oder nicht cis-geschlechtlich, bzw. werden sie von der Gesellschaft als LSBT*IQ gelesen, kann dies für die Betroffenen weitreichende Folgen haben. Wie diese im Hinblick auf gesellschaftliche Anerkennung, Teilhabe und Zugehörigkeit aussehen, wird im weiteren Verlauf der Arbeit eingehend expliziert.

Analog zur sozialen Konstruktion gesellschaftlicher Differenzierung, lässt sich auch die Herstellung sozialer Normen erklären. Ebenso, wie die Differenzlinien, sind sie Ergebnis von (durch Machtverhältnisse strukturierten) Aushandlungen und organisieren und regeln Gesellschaft bzw. gesellschaftliches Miteinander. Gewissermaßen fungieren die Differenzlinien dabei als „Anker“ für soziale Normen. Sie legen mehr oder weniger genau, formell oder informell fest, was für wen in bestimmten sozialen Situationen angemessenes und erwartbares Verhalten ist. Sie dienen zur Orientierung im Alltag, zur Komplexitätsminderung, zum Abwägen des eigenen Handelns, machen unser sowie das Verhalten unserer Gegenüber berechenbar und vermitteln Erwartungssicherheit in Interaktionen. Jede Norm ist sozial konstruiert und damit ein kulturelles Produkt. So auch Heteronormativität (siehe Kapitel 2.3), also die Norm der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität bzw. die Institutionen, Denkstrukturen und Wahrnehmungsmuster, die Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Norm stilisieren und privilegieren (vgl. Degele 2005). Dabei sind (Hetero-)Normen in verschiedenen Kontexten unterschiedlichen Akteur*innen unterschiedlich bewusst und relevant. Dementsprechend schreibt Carolin Emcke, analog der Logik von Harold Garfinkels Krisenexperimenten:

„Normen als Normen fallen uns nur auf, wenn wir ihnen nicht entsprechen, wenn wir nicht hineinpassen, ob wir es wollen oder nicht. Wer eine weiße Hautfarbe hat, hält die Kategorie Hautfarbe für irrelevant, weil im Leben eines Weißen in der westlichen Welt Hautfarbe irrelevant ist. Wer heterosexuell ist, hält die Kategorie sexuelle Orientierung für irrelevant, weil

die eigene sexuelle Orientierung im Leben eines Heterosexuellen irrelevant sein kann. Wer einen Körper besitzt, in dem er oder sie sich wiedererkennt, dem erscheint die Kategorie Geschlecht selbstverständlich, weil dieser Körper niemals in Frage gestellt wird. Wer den Normen entspricht, kann es sich leisten zu bezweifeln, dass es sie gibt.“ (Emcke 2013, S. 21)

Und auch Didier Eribon, den Aspekt der Macht und Herrschaftsverhältnisse miteinbeziehend, weist darauf hin:

„Die Herrschenden merken nicht, dass ihre Welt nur einer partikularen, situierten Wahrheit entspricht (so wie ein Weißer sich nicht seines Weißseins und ein Heterosexueller sich nicht seiner Heterosexualität bewusst ist).“ (Eribon 2016, S. 92)

Normen, wie auch Heteronormativität, sind also vor allem jenen bewusst, die von ihnen abweichen. Handelt ein Gesellschaftsmitglied entgegen geltender Normen, begehre ich beispielsweise nicht gegen- sondern gleichgeschlechtlich, setzen (auch internalisierte) Prozesse und Mechanismen der sozialen Kontrolle ein, die normabweichendes Verhalten sanktionieren, um den gesellschaftlichen Status Quo und die Ordnung zu erhalten. Eine Form der Sanktion kann dabei die soziale Exklusion aus diversen gesellschaftlichen Systemen, wie z. B. Familie oder Beruf, sein, was für die Lebensführung der Betroffenen ein folgenschwerer Einschnitt sein kann.

Bevor entlang des Interviewmaterials analysiert wird, wie Normen, dabei konkret die dominanten sozialen Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit, queere Lebensführung beeinflusst und auch einschränkt, wird anhand des Labeling Approach (auch Etikettierungstheorie) die Genese von Normen erklärt und wie abweichendes Verhalten als solches durch diese erst hervorgebracht wird. Der Labeling Approach steht dabei in Opposition zu ätiologisch orientierten Theorien abweichenden Verhaltens, deren Vertreter*innen nach den (vorgeblich objektiven) Ursachen devianten Verhaltens suchen, und dies meist individualistisch, mit Fokus auf die vermeintlich abweichenden Individuen. Da es jedoch in der vorliegenden Arbeit eben nicht darum gehen soll, vermeintliche Ursachen für nicht-heteronormative L(i)ebensweisen zu finden (für die es als solche keine empirisch belegten Anhaltspunkte gibt), sondern der Fokus auf den Interaktionen zwischen LSBT*IQs und denjenigen, die sie als Abweicher*innen definieren, liegt, bietet sich die interaktionistische Forschungslinie der Etikettierungstheorie besonders an.

Nach einleitenden Überlegungen zu Normen und abweichendem Verhalten sowie der Darstellung des Labeling Approach wird exemplarisch eine „queere Karriere“ im Sinne Howard Beckers „Karriereleiter abweichenden Verhaltens“ skizziert, wobei Queerness als Resultat von Etikettierungen in einer heteronormativen Gesellschaft gedacht wird. Ergänzt wird der Ansatz der Etikettierungstheorie durch Vivienne Cass' Sechs-Stufen-Modell, mit dem sie, aus interaktionistischer Perspektive heraus, queere Identitätsentwicklung, am Beispiel des Coming-out, als dynamische Abfolge von Entwicklungsstufen zeichnet.

2.4.1 Normsetzung und Normabweichung

„Es vergehen ein paar Tage. Vielleicht auch Wochen. Doch nach und nach gesellen sich weitere Kinder, die auch anders sind, auf dem Schulhof und in den Fluren zu Alex und Elsa. Bis sie so viele sind, dass keiner es mehr wagt, sie zu jagen. Bis sie ihre eigene Armee haben. Denn wenn nur genügend Kinder *anders* sind, dann muss keins mehr *normal* sein.“ (Backman 2015, S. 455)⁵³

Elsa ist beinahe acht Jahre alt und ist *anders*, zumindest sagen das die Menschen aus Elsas Nachbarschaft und auch ihre Eltern raten ihr immer wieder, sie solle sich doch einfach besser anpassen. Weil Elsa *anders* ist, wird sie beinahe täglich von den Kindern in der Schule gejagt, beschimpft, geschlagen und getreten. Nur Elsas beste Freundin, ihre Oma, steht ihr immer wieder bei, versteht sie und erinnert sie jedes Mal, wenn Elsa traurig ist daran, sich von niemandem einreden zu lassen, sich ändern zu müssen, denn so wie sie ist, sei sie perfekt.

Normalität und *Andersartigkeit* begegnen uns nicht nur, wie hier im einführenden Beispiel als Thema in Büchern, sondern auch in vielerlei sozial- und erziehungswissenschaftlichen Diskursen⁵⁴. Dabei konstituiert sich *Normalität* erst über die Abweichung von jener. Ohne das oder die *andere/n*, also die Abweichung, gibt es nicht „das Unsrige“, „das Wir“, das *Normale*. Abweichendes Verhalten wird durch die Normsetzung definiert, denn indem eine Norm ausgehandelt wird, wird damit auch gleichzeitig definiert, was nicht dieser Norm entspricht. So konstatieren auch Hartmann und Klesse:

„Dabei bringt das diskursive Regime hegemonialer Heterosexualität normative Annahmen über ‚gesunde‘ Körperlichkeit und angemessenes Sozialverhalten sowie normalisierende Identitätszuschreibungen hervor, die allesamt den vorherrschenden Glauben an die Natürlichkeit, Eindeutigkeit und Unveränderbarkeit von Geschlecht und sexueller Orientierung fundieren. Entsprechend geht die vermeintliche *Normalität* heterosexueller Geschlechtlichkeiten und Begehrensstrukturen mit der Konstruktion von Homo- und Bisexualitäten sowie von transgener, transsexueller oder intersexueller Körperlichkeiten als Abweichungen einher.“ (Hartmann und Klesse 2007, S. 8)

Normalität und *Andersartigkeit* beschreiben jedoch nicht lediglich Unterschiedlichkeiten, sondern immer auch Wertigkeiten. Sie hierarchisieren die *Normalität* über die *Andersartigkeit* und markieren die Grenzen zwischen sozialer Inklusion und Exklusion. „Durch Normen artikulieren sich Forderungen an ein bestimmtes Verhalten für bestimmte Situationen“ (Lamnek 2013, S. 32). Wer *normal* ist, sich also normkonform verhält, kann mit positiven Sanktionen in Form von Belohnung rechnen, normabweichendes Verhalten wird mittels negativer Sanktionen bestraft.

53 Auszug aus dem Buch „Oma lässt Grüßen und sagt es tut ihr Leid“ von Frederik Backman (2015).

54 Beispielhaft seien hier der Migrations- (Reuter und Mecheril 2015) oder der Inklusionsdiskurs (Budde et al. 2017) genannt.

„Eine Norm ist eine allgemeingültige Verhaltensregel, deren Nichteinhaltung negativ sanktioniert wird. Damit wird in besonderer Weise das Sollen, die Verpflichtung, der Verhaltensimperativ deutlich.“ (Lamnek 2002, S. 386)

Allein das Bestehen von Normen und deren Durchsetzung sind demnach gleichzusetzen mit sozialer Kontrolle. In dieser Funktion können soziale Normen einerseits als Orientierung dienen und das gesellschaftliche Miteinander regeln, andererseits beinhalten sie immer auch einen Macht- bzw. Herrschaftsaspekt und auch Mehrheitsverhältnisse spielen eine Rolle. In Gesellschaften, bestehend aus verschiedenen und unterschiedlich großen Gruppierungen, mit zum Teil anderen und/oder einander entgegengesetzten Regeln, ist die Normsetzung von politischer und wirtschaftlicher Macht abhängig und diese Ressourcen sind ungleich verteilt. Soziale Ungleichheitsstrukturen spielen also eine zentrale Rolle bei Normkonstitution und Normanwendung, denn nicht jede*r ist in der Position Normen, bzw. *Normalität* und damit implizit auch Abweichungen von dieser zu definieren.

Wenn gilt: „Abweichendes Verhalten ist Verhalten, das Menschen so bezeichnen“ (Becker 1981, S. 8), demnach die Perspektive der über ein bestimmtes Verhalten (Ver-)Urteilenden eine andere sein kann, als die Perspektive derjenigen, die dieses Verhalten aufweisen (Lamnek 2013, S. 102), bedeutet dies, dass ein bestimmtes Verhalten in einem Kontext X als abweichend definiert und sanktioniert werden kann, während das gleiche Verhalten in zeitlich und/oder räumlich verändertem Kontext Y als legitim gilt. Daraus folgernd stellt sich konkret auf die vorliegende Arbeit bezogen die Frage, welche Normen queere Menschen zu *Unnormalen* machen, wie diese und durch wen sie hergestellt und durchgesetzt werden und welche wirkmächtigen Folgen dies für die individuellen Lebensrealitäten der Normabweichler*innen hat. Zur Bearbeitung dieser Fragestellung soll die Theorie des Labeling Approachs nach Howard S. Becker herangezogen werden. In Erweiterung durch Vivienne Cass' Sechsstufen-Modell des Coming-outs soll aufgezeigt werden, wie eine heteronormative Geschlechter- bzw. Gesellschaftsordnung⁵⁵ Normalitätsvorstellungen setzt, Anforderungen und Zuschreibungen transportiert, damit Differenzen und Abweichungen erst erzeugt und so Menschen, die nicht heterosexuell Begehren und/oder sich nicht in der Zweigeschlechtlichkeit verorten können oder wollen, als *andere*, bzw. als Abweichler*innen etikettiert.

55 Anschließend an Judith Butlers Konzept der heterosexuellen Matrix (vgl. Butler 1991, S. 63) wird Heteronormativität verstanden als Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit. Heteronormativität erzeugt den Druck, sich selbst über eine geschlechtlich und sexuell bestimmte Identität zu verstehen und reguliert zugleich die Wissensproduktion, strukturiert Diskurse, leitet politisches Handeln und bestimmt über die Verteilung von Ressourcen und Arbeitsteilung (vgl. Wagenknecht 2007, S. 17).

2.4.2 *Vom Übergang in die Abweichung – Labeling Approach nach Howard S. Becker*

„Wir sind nicht nur, was wir sein wollen. Wir sind auch das, was andere aus uns machen.“ (Emcke 2013, S. 178)

Bereits Herbert Blumer, der Mitbegründer des symbolischen Interaktionismus, formulierte mit seinen drei elementaren Grundthesen die theoretische Grundannahme der Labeling-Ansätze:

„The first premise is that human beings act toward things on the basis of meanings that the things have for them. [...] The second premise is that the meaning of such things is derived from, or arises out of, the social interaction that one has with one's fellows. The third premise is that these meanings are handled in, and modified through, an interpretative process used by the person in dealing with the things he encounters.“ (Blumer 1969, S. 2)

Als Kern des symbolischen Interaktionismus kann demzufolge die interpretative Interaktion zwischen Menschen definiert werden, aus welcher erst Handlungen, Bedeutungen und Wahrnehmungen, also die soziale Realität selbst, hervorgebracht wird.

„Der symbolische Interaktionismus betrachtet individuelles Verhalten als Ergebnis eines sozialen Prozesses und als sozialen Prozess. Solche sozialen Prozesse werden in Interaktionen hervorgebracht, angeeignet und reproduziert.“ (Lamnek und Krell 2010, S. 30)

Aus Perspektive des symbolischen Interaktionismus handelt es sich demnach auch bei abweichendem Verhalten nicht um einen objektiven Tatbestand, sondern um ein erst in der Interaktion als abweichendes, somit negativ interpretiertes und definiertes Verhalten. Der Fokus dieser Forschungsperspektive liegt also auf dem Prozess der Normdefinierung und der -anwendung, sowie auf der Wirkung sozialer Reaktionen auf als abweichend definiertes Verhalten – der Etikettierung –, die wiederum als Self-fulfilling Prophecy wirken und zu abweichendem Verhalten führen kann. Diese Perspektive auf abweichendes Verhalten wird unter dem Begriff des Labeling Approachs zusammengefasst.

In ein Gesamtbild der Soziologie abweichenden Verhaltens eingeordnet, handelt es sich bei den Theorien des Labeling Approachs um relativ neue Ansätze. Dabei sprechen sich die Vertreter*innen dieser Forschungslinie gegen die gängigen Definitionen von abweichendem Verhalten aus. Abweichung könne dementsprechend weder als das definiert werden, was zu weit vom quantitativ durchschnittlichen Verhalten der Menschen entfernt ist, noch als pathologischer Zustand, noch als Verhalten, das dysfunktionale Auswirkungen auf die Gesellschaft hat⁵⁶. Der zentrale Gedanke, an dem die Vertreter*innen der Theorien des Labeling Approachs ansetzen, ist der, dass die Auslegung von Abweichung keine objektive und beständige ist, sondern immer abhängig ist

56 Zu positiven Funktionen abweichenden Verhaltens für das Interaktionssystem siehe Lamnek 2013, S. 45ff.

von in Interaktionsprozessen vorgenommenen Definitionen und Interpretationen (vgl. Lamnek 2013, S. 224).

Frank Tannenbaum, Vorläufer bzw. Urvater des Labeling Approachs, sah 1938 als einer der Ersten die Ursache abweichenden Verhaltens nicht in den abweichenden Personen selbst, sondern in den sozialen Reaktionen der Umwelt auf die Abweichung bzw. in der Zuschreibung der Abweichung: „The young delinquent becomes bad, because he is defined as bad“ (Tannenbaum in Lamnek 2013, S. 226). Auch Howard S. Becker, der abweichendes Verhalten ebenfalls im Kontext des gesellschaftlichen Umfelds erklärt, schließt sich Tannenbaums Argumentation an und folgert, dass erst aus dieser Perspektive deutlich wird, welche Rolle soziale Definitionen der Situationen in der Konstruktion der Realität haben, wodurch auch die Entstehung und Geltung von Normen und deren Überschreitung ein Stück weit relativiert werden.

„Abweichendes Verhalten kann an der Norm als Verhaltensanforderung gemessen werden. Dies bedeutet, dass abweichendes Verhalten mit der Norm selbst verknüpft ist und somit ‚normal‘ ist.“ (Lamnek 2013, S. 46)

Becker beschreibt in der Studie „Outsiders“ (1963) am Beispiel von Marihuanakonsument*innen und Tanzmusiker*innen zudem, dass abweichendes Verhalten als eine abweichende Karriere begriffen werden kann, bei deren Durchlaufen die Zuschreibung, also die Etikettierung, das Label oder Stigma als Abweichler*in, durch die Gesellschaft eine entscheidende Rolle spielt. Seinen Ausführungen folgend enthält keine Verhaltensweise an sich die Qualität „abweichend“, sie wird als solche erst in der Interaktion zwischen einem Menschen, der eine Handlung begeht und Menschen, die auf diese Handlung reagieren, geschaffen. Beckers These ist demzufolge, dass „gesellschaftliche Gruppen abweichendes Verhalten dadurch schaffen, daß [sic] sie Regeln aufstellen, deren Verletzung abweichendes Verhalten konstituiert, und daß [sic] sie diese Regeln auf bestimmte Menschen anwenden, die sie zu Außenseitern abstempeln“ (Becker 1981, S. 8). „Gesellschaftliche Regeln definieren Situationen und die ihnen angemessenen Verhaltensweisen, indem sie einige Handlungen als ‚richtig‘ bezeichnen, andere als ‚fasch‘ verbieten“ (Becker 1981, S. 1). Diese Regeln haben ihren Ursprung in generellen Wertvorstellungen. Da diese jedoch zu unkonkret sind, werden konkretere gesellschaftliche Regeln in spezifischen sozialen Gruppen ausgebildet, wodurch es in verschiedenen Gruppen verschiedene Regeln geben kann⁵⁷. Sie können deswegen voneinander abweichen und sich in manchen Fällen auch widersprechen, weil sie durch Aushandlungen entstehen und auch während ihres Bestehens immer wieder neuen Aushandlungen ausgesetzt sind. Da es sich um einen ständigen Prozess des Aushandelns handelt, sind Regeln veränderbar, können aktueller und inaktueller sein, sind demzufolge nicht ewig und allgemein gültig. Des Weiteren

57 Deutlich wird dies z. B. beim Gegenüberstellen verschiedener Religionen – wobei es auch gruppenübergreifende Regeln gibt, wie beispielsweise die Menschenrechte.

können Regeln entweder formell, beispielsweise als Gesetz, verfasst sein, oder als informelle Vereinbarungen, wie Traditionen, bestehen und damit auch formell, etwa durch Polizeigewalt, oder informell sanktioniert werden⁵⁸ (vgl. Becker 1981, S. 17). Durchgesetzt werden Regeln, je nachdem, in welcher Form sie bestehen, entweder von einer besonderen Körperschaft, von einem, mehreren bestimmten oder allen Mitgliedern derjenigen Gruppe, auf die sie angewandt werden sollen. Als Normsetzer*in kann demnach jede*r fungieren, der*die in der entsprechenden Machtposition dazu ist. Für Becker sind politisch oder wirtschaftlich einflussreiche Gruppen mit einem bestimmten Interesse, in der privilegierten Position, als herrschende Minderheit aufzutreten, allerdings kann auch eine Gruppe im Konsens, allein durch ihre Mehrheit, als Normsetzer*in fungieren.

„Unterschiede in der Fähigkeit, Regeln aufzustellen und sie auf andere Leute anzuwenden, sind in ihrem Wesen nach Machtunterschiede (entweder legale oder außerlegale). Die Gruppen, deren soziale Stellung ihnen Waffen und Macht gibt, sind am besten imstande, ihre Regeln durchzusetzen. Alters-, Geschlechts-, ethnische und Klassenunterschiede sind sämtlich bezogen auf Machtunterschiede, die ihrerseits verantwortlich sind für Gradunterschiede in der Fähigkeit verschiedenartiger Gruppen, für andere Menschen Regeln aufzustellen.“ (Becker 1981, S. 16)

Becker weist zudem darauf hin, dass es Differenzen der Wichtigkeit von Regeln gibt und in der Folge auch Unterschiede in der Wahrnehmung des Maßes der Abweichung⁵⁹. Das Empfinden der Intensität des Regelverstoßes sei davon abhängig, wie weit sich die abweichende Person von den gültigen Normen und dem normkonformen Handeln „entfernt“ hat, „wie weit ‚draußen‘ [...] ein Mensch sich befindet“ (Becker 1981, S. 2).

Variabilität und Flexibilität von Normsetzung und Normanwendung

Normsetzung und Normanwendung können je nach Situation durchaus unabhängig voneinander sein. Allein die Existenz diverser Regeln garantiert nicht auch ihre Anwendung, unabhängig davon, ob es sich um formelle oder informelle Regeln handelt. Wann, wie und ob sie durchgesetzt werden oder nicht bzw. ob sich an sie gehalten wird oder nicht, hängt unter anderem ab von persönlichen Interessen der Beteiligten (Kosten-Nutzen-Abwägung), vom historischen und politischen Kontext⁶⁰, damit in Zusammenhang stehend von der Öffentlichkeit (ist ein Handlungsbedarf publik?), und davon, wer involviert ist – als „Opfer“ sowie als „Täter“ (vgl. Becker 1981, S. 10). Die Definitionen abweichenden Verhaltens werden nur dann verhaltenswirksam, haben also nur

58 Informelle Sanktionen können von jeder*jedem ausgeübt werden, beispielsweise durch das Meiden der regelbrechenden Person.

59 Es wäre demnach ein Unterschied, ob gegen eine Verkehrsregel verstoßen oder ein Mord begangen wird.

60 „Eine dieser Aktivitäten zu entfalten ist offensichtlich weit gefährlicher, wenn ein Feldzug im Gange ist, als zu irgendeiner anderen Zeit“ (Becker 1981, S. 11).

dann einen Einfluss auf die Handlungen der vermeintlichen Abweichler*innen, wenn die in der Interaktion ausgehandelten Normen auch vom jeweiligen Umfeld angewandt werden. Die Normanwendung erfolgt, wie auch die Normsetzung, selektiv, das heißt, wie oben bereits beschrieben, dass gleiche Verhaltensweisen zeit-, situations- und personenspezifisch unterschiedlich definiert werden können (vgl. Lamnek 2013, S. 231)⁶¹. Mit diesen Ausführungen verdeutlicht Becker, „daß [sic] abweichendes Verhalten nicht einfach eine Qualität ist, die bei einigen Verhaltensweisen vorkommt, bei anderen nicht. Es ist vielmehr das Produkt eines Prozesses, der die Reaktionen anderer Menschen auf das Verhalten miteinschließt. Das gleiche Verhalten kann zu diesem Zeitpunkt ein Verstoß gegen Regeln sein, zu einem anderen nicht; kann ein Verstoß sein, wenn eine bestimmte Person dieses Verhalten zeigt, und kein Verstoß, wenn eine andere es zeigt; einige Regeln werden straflos verletzt, andere nicht“ (Becker 1981, S. 12).

Inwieweit eine Handlung als abweichend betrachtet wird, hängt also zum einen davon ab, ob sie von der Definition der Norm tatsächlich abweicht, sowie von der Reaktion der jeweiligen Interaktionspartner*innen. In diesem Sinne ist „abweichendes Verhalten [...] Produkt einer Transaktion, die zwischen einer gesellschaftlichen Gruppe und einer von dieser Gruppe als Regelverletzer angesehenen Einzelperson stattfindet“ (Becker 1981, S. 8). Den Zusammenhang von Handlung und Wahrnehmung subsummiert Becker unter vier Typen abweichenden Verhaltens. Konformes Verhalten (1) ist demnach Verhalten, welches gültigen Regeln entspricht und auch als solches wahrgenommen wird. Demgegenüber steht das potenziell abweichende Verhalten (2), bei dem durch eine Handlung oder ein Verhalten gegen bestehende Normen verstoßen wird und dies auch vom Umfeld als Regelverletzung empfunden wird. In beiden Fällen stimmen Handlungen oder Verhalten mit der jeweiligen Wahrnehmung und der Reaktion darauf überein. Anders verhält es sich bei der fälschlichen Beschuldigung (3). Diese Ausprägung beschreibt eine Lage, in der eine Person, die sich an die Regeln gehalten hat, beschuldigt wird, sich abweichend verhalten zu haben. Auch beim Fall der heimlichen Abweichung (4) gehen Tat und deren Wertung auseinander. „Da begeht jemand eine ungehörige Handlung, doch niemand nimmt Notiz davon oder reagiert darauf wie auf eine Verletzung der Regeln“ (Becker 1981, S. 18). Die potenziellen Divergenzen zwischen Verhaltensweisen und den darauffolgenden Reaktionen unterstreichen den nicht-ontologischen Charakter abweichenden Verhaltens.

61 Beispielsweise wird einer älteren gut gekleideten *Frau* eher geglaubt, dass sie ihr Bus-ticket vergessen hat und es wird ihr nachgesehen, als einem jungen *Mann*, der eine Alkoholfahne hat.

Karrieremodell abweichenden Verhaltens

Eine weitere wegweisende Erkenntnis der Theorie Beckers ist das sequenzielle und prozessuale Verständnis von abweichendem Verhalten. Demgemäß konstituiert er ein „Karrieremodell“ bzw. einen Ansatz, der Normabweichung als Abfolge von Schritten auf einer Karriereleiter begreift. Der Schritt der Etikettierung als Abweichter*in durch das soziale Umfeld spielt in diesem Ablaufmodell, an dessen Ende die Übernahme der abweichenden Identität steht, eine zentrale Rolle (vgl. Lamnek 2013, S. 233). Die Abweichter*innen-Laufbahn lässt sich dabei als aufeinander folgende Phasen von Verhaltens- und Einstellungsänderungen darstellen, wobei ein Schritt jeweils die notwendige Voraussetzung für den nächsten ist. Während des Durchlaufens der Abweichter*innenkarriere wirken verschiedenartige Faktoren auf das Individuum ein, die den Übergang von einer auf die nächste Stufe der Karriereleiter abweichenden Verhaltens bedingen. „Laufbahn-Bedingungen sind sowohl objektive Fakten der Sozialstruktur wie auch Änderungen der Einstellungen, Motivationen und Wünsche des Individuums“ (Becker 1981, S. 21).

Die erste Phase des Karrieremodells ist die primäre Devianz, also das erstmalige Begehen einer nicht normkonformen Handlung, was unterschiedliche Ursachen haben kann. Es kann, muss aber nicht, die Motivation bestehen, absichtsvoll deviant zu handeln. Auch die Unkenntnis von Regeln, das Experimentieren oder Abtasten der eigenen Grenzen können Gründe dafür sein, dass das Verhalten von der Gesellschaft als abweichend betrachtet wird. Ob nach der primären Devianz die nächste Stufe der „Karriereleiter“ genommen wird und ein weiteres abweichendes Verhalten folgt oder nicht, ist abhängig davon, wie stark die Kräfte sind, die auf die Reintegration der „Erstabweichter*innen“ in die Gesellschaft wirken. Besteht ein stabiles soziales Umfeld? Wird ein gesicherter Beruf ausgeübt? Sind zwischenmenschliche Bindungen vorhanden? Sind die „Erstabweichter*innen“ ausreichend eingebunden in konventionellen Institutionen und Verhaltensweisen? Zudem behalten die meisten Menschen „ein Gespür für konventionelle Verhaltenskodizes und müssen sich mit diesem Gespür auseinandersetzen, wenn sie sich zum ersten Mal in eine abweichende Handlung einlassen“ (Becker 1981, S. 25).

Becker übernimmt hier die Hypothese von Gresham Sykes und David Matza (1957), die davon ausgehen, dass beim Austragen des inneren Konflikts zwischen dem Engagement für herkömmliche Normen und der Verletzung dieser Normen das eigene abweichende Verhalten gerechtfertigt wird und diesen Vorgang „Neutralisierung“ nennen. Techniken der Neutralisierung wären beispielsweise die Verleugnung der eigenen Verantwortung für die abweichende Handlung, das Herunterspielen des verursachten Schadens, das Begreifen einer Handlung als gerechtfertigt, die Verurteilung der Verurteilenden, das Anführen von Loyalität gegenüber der eigenen Gruppe als Grund für das Begehen der Abweichung oder die Definition der devianten Handlung als legitim (vgl.

Münch 2002, S. 350). Durch diese Rechtfertigungen wird das eigene moralische Unbehagen neutralisiert, wodurch die Bereitschaft der Person, mit den begangenen Abweichungen zu leben, wächst. Der nächste Schritt auf der Karriereleiter der Devianz besteht aus dem Erlernen von abweichenden Motiven, Interessen, Vergnügungen und Vokabularen, was sich in Interaktionen innerhalb der neu geknüpften sozialen Beziehungen angeeignet wird und zur Zugehörigkeit devianter Gruppen beiträgt.

Die darauf folgende Phase wird von Becker als zentral und ausschlaggebend für den Prozess der Ausbildung eines festen Musters abweichenden Verhaltens angesehen (vgl. Becker 1981, S. 28): Erwischt, evtl. verhaftet und öffentlich als Abweichter*in etikettiert zu werden. Was bisher im Geheimen oder im geschützten Umfeld Gleichgesinnter von statten ging, wird nun publik. Hier spielt die Reaktion des jeweiligen Umfelds auf das enthüllte deviante Verhalten eine entscheidende Rolle. Ab diesem Moment wird man nicht mehr nur als eine Person angesehen, die eine deviante Handlung begangen hat, sondern man bekommt das Label einer Person, die abweichend ist. Das Stigma „Abweichter*in“ hat starke Konsequenzen für die weitere soziale Partizipation und das eigene Selbstverständnis. Durch die Zuschreibung einer Identität mit dem übergeordneten Hauptstatus als Abweichter*in wird diese Identität tatsächlich entwickelt, das heißt die Abweichung wird immer mehr zum prägenden Statusmerkmal, mit dem auch weitere sekundäre (negative) Eigenschaften und Nebenmerkmale verbunden werden, die informell kennzeichnend für eine kriminelle Person sind. Mit anderen Worten wirkt die Etikettierung als Abweichter*in wie eine Self-fulfilling Prophecy, weil sie eine Person, die als Abweichter*in etikettiert wird, erst auf den Weg einer abweichenden Karriere bringt.

„Einen Menschen zu behandeln, als sei er generell und nicht nur spezifisch abweichend, erzeugt eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Eine solche Behandlung setzt verschiedene Mechanismen in Bewegung, die zusammenwirken, um den Menschen nach dem Bilde zu formen, das die Leute von ihm haben.“ (Becker 1981, S. 30)

Das als Abweichter*in bezeichnete Individuum wird in der Folge von konventionellen Gruppen abgeschnitten bzw. meidet selbst den Kontakt. Es kommt zu einer Art Kettenreaktion: Der Rückzug aus den konventionellen Institutionen fördert den Einzug in deviante Gruppen. Es wirken immer weniger Kräfte auf die als deviant etikettierte Person, die sie zu einem normkonformen Leben zurückbringen könnten. Dadurch, dass Abweichter*innen von ihrem Umfeld auch als solche behandelt werden, kommt es zur Reduktion der konformen Handlungsmöglichkeiten, womit sie sich mit der Notwendigkeit konfrontiert sehen, illegitime Gewohnheitshandlungen zu entwickeln. „Das Verhalten ist also eine Konsequenz der öffentlichen Reaktion auf die Verhaltensabweichung und nicht eine Konsequenz der inhärenten Eigenschaften der abweichenden Handlung“ (Becker 1981, S. 31).

Der letzte Schritt einer abweichenden Karriere ist der Eintritt in „organisierte Delinquent*innengruppen“ (vgl. Becker 1981). Die Mitgliedschaft in

diesen Subkulturen hat eine große Auswirkung auf die Selbstauffassung, da man als regelmäßiges Mitglied in diesen Gruppen von den Gleichgesinnten Unterstützung im eigenen abweichenden Verhalten erhält und noch mehr Motive, Techniken und Rationalisierungen von abweichendem Verhalten erlernt. Diesen Schritt zu gehen, bedeutet das, was das Umfeld in einem sieht, für sich selbst zu akzeptieren. Die Abweichter*innen übernehmen die ihnen zugeschriebenen Rollen völlig, wodurch sich die abweichenden Identitäten immer mehr verfestigen. Münch fasst diese Entwicklung wie folgt zusammen:

„Wenn eine Person eine nicht konforme Handlung begeht, tritt sie sequentiell in eine abweichende Karriere ein, je weniger sie in eine konventionelle Karriere eingebunden ist, je mehr sie Techniken der Neutralisierung einsetzen kann, je mehr sie abweichende Motive, Interessen, Vergnügungen und Vokabulare erlernt, je mehr sie erlebt, dass sie erwischt und öffentlich als Abweichter und als Träger einer abweichenden Identität etikettiert wird, je mehr das Abweichen zur Haupteigenschaft und alles andere zu Hilfeigenschaften dafür wird, je mehr sie von konventionellen Gruppen und vom herkömmlichen Leben abgeschnitten wird, und je mehr sie ein regelmäßiges Mitglied einer organisierten abweichenden Gruppe wird.“ (Münch 2002, S. 350)

Becker räumt allerdings ein, dass vor jedem neuen Schritt und zwischen jeder Phase des Karrieremodells abweichenden Verhaltens die Option besteht, dass ein Fortsetzen der Karriere aufgrund unterschiedlicher (innerer und äußerer) Umstände unterbrochen werden kann.

„Augenscheinlich treibt nicht jeder Mensch, der bei einer einzigen abweichenden Handlung gefaßt [sic] und als abweichend abgestempelt wird, unausweichlich in immer stärker abweichende Verhaltensweisen, wie die obigen Bemerkungen nahelegen könnten.“ (Becker 1981, S. 32)

Auch die Intensität der Einbindung, die man im jeweiligen abweichenden Umfeld genießt, spielt eine Rolle beim Fortführen der abweichenden Karriere.

„Je früher das Stadium, das man in einer solchen Karriere erreicht hat, desto mehr Gelegenheiten bestehen noch, weiterhin abweichend zu handeln und gleichzeitig zu einem konformen Verhalten zurückzukehren. Je später das Stadium, desto weniger Möglichkeiten bleiben für ein konformes Verhalten und desto mehr Möglichkeiten eröffnen sich für eine Abweichung.“ (Münch 2002, S. 349)

Aus Beckers Perspektive wird die Mehrdimensionalität von als abweichend bezeichnetem Verhalten – dabei vor allem die zentrale Rolle der Gesellschaft bei dessen Entstehung – ins Zentrum des Erkenntnisinteresses gerückt. Erst das Labeln bzw. Etikettieren und Stigmatisieren des vermeintlich abweichenden Individuums durch die Gesellschaft, führt zur eigentlichen Devianz. Gegenüber den klassischen Theorien abweichenden Verhaltens bietet der Labeling Approach also ein erweitertes Erkenntnisinteresse und liefert breitere Erkenntnismöglichkeiten, da hier verschiedene Perspektiven berücksichtigt werden, die vorher nicht im Blickfeld der Forschung standen.

„Wenn wir Verhaltensabweichung als eine Form kollektiven Handelns betrachten, die wie jede andere Form kollektiven Handelns in allen ihren Facetten erforscht werden sollte, erkennen wir, dass unser Forschungsgegenstand nicht eine isolierte Handlung ist, deren Ursprung wir zu entdecken haben. Vielmehr findet die vermeintliche Handlung, wenn sie geschieht, in einem komplexen Geflecht von Handlungen statt, die andere einbezieht, und sie übernimmt einen Teil dieser Komplexität aufgrund der Art und Weise, wie verschiedene Menschen und Gruppen sie definieren.“ (Becker 1981, S. 178)

Anstatt lediglich aus defizitärer Perspektive die Abweichler*innen in den Mittelpunkt zu stellen und deren Charakter und Eigenschaften zu betrachten, werden Interpretationsrahmen und Objektbereich insofern erweitert, als dass die Wechselwirkungen von Individuen und Situationsmerkmalen, als auch die Reaktionen, Sanktionen und Stigmatisierungen durch die Gesellschaft in den Fokus rücken. Dadurch, dass Becker Gesellschaft, Individuum, Struktur und Handeln sowie die jeweiligen Wechselwirkungen gleichermaßen mit einbezieht, schafft er Raum für die Reflexion, Infragestellung und Neubewertung institutioneller und gesellschaftlicher Werte und Normen, bzw. für die Definition und Bewertung einer Abweichung von diesen. Im folgenden Abschnitt soll nun entlang des Labeling-Ansatzes exemplarisch eine „queere Karriere“ als Folge von Etikettierung in einer heteronormativen Gesellschaft skizziert werden, wobei der Fokus auf den Labeling-Prozessen und deren Auswirkungen liegt.

2.4.3 *Normsetzung und abweichendes Verhalten am Beispiel „non-konformen“ Begehrens*

„Homosexualität ist eine Krankheit, weil die Gesellschaft Heterosexualität zur Norm erhoben hat.“ (Becker 1981, S. 29)

Die sexuelle Orientierung und die Geschlechtlichkeit sind sozial konstruierte, jedoch wirkmächtige Differenzlinien in der westlichen Gegenwartsgesellschaft. Heterosexualität und die Übernahme einer eindeutigen und unveränderlichen Geschlechtsidentität, als entweder *männlich* oder *weiblich*, gilt dabei als legitim. Soziale Realität zeigt jedoch, dass es zahllose Menschen gibt, die dem nicht entsprechen und alternative Lebens- und Liebesmodelle leben. Den Ansätzen des Labeling Approach entsprechend, interessiert an dieser Stelle nicht die Ursache⁶² einer nicht-heterosexuellen Orientierung oder einer non-binären Geschlechtsidentität, sondern warum dies in unserer Gesellschaft als Abweichung und als Normverstoß gilt. So soll über die Reaktionen, von beispielsweise Eltern auf das Coming-out ihres Kindes als LSBT*IQ, die gesellschaftliche Konstruktion von Queerness als Abnormität herausgearbeitet werden. Entlang eines Ablaufmodells queerer Karrieren soll gezeigt werden, wie die (Selbst-)Etikettierung als LSBT*IQ in Form des Outings – gleichzeitig als

62 Was insofern auch deswegen nicht zielführend wäre, da es keine nachweisbaren Ursachen dafür gibt.

Subjekt- und Identitätskonstitution – und die Reaktionen des sozialen Umfelds, für sich selbst und andere wirksam wird. Je nachdem, in welchen Kontexten und unter welchen Bedingungen sich die queeren Individuen befinden, können sich Übergänge⁶³ zwischen den verschiedenen Karriereschritten individuell unterschiedlich gestalten, weswegen die folgenden Ausführungen nicht als Generalisierung zu verstehen sind. Um die Perspektiven auf die Gesellschaft und queere Individuen noch enger zu verknüpfen, bietet es sich zudem an, das Karrieremodell abweichenden Verhaltens nach Howard S. Becker mit dem Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass (1979; 1984) zu ergänzen.

2.4.4 *Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass*

„Die Entwicklung einer sexuellen Identität, die auf einer homo- oder bisexuellen Orientierung gründet, wird bestimmt vom Erleben des eigenen Begehrens, das nicht dem heteronormativen Bild entspricht, den eigenen verinnerlichten Vorstellungen nicht-heterosexuellen Lebens und der Internalisierten Homonegativität sowie den Erwartungen und Reaktionen der Umwelt. All diese Komponenten stehen in vielfältigen Wechselwirkungen und bedingen sich gegenseitig.“ (Göth und Kohn 2014, S. 21)

Cass' Stufenmodell ist eines der ersten, das LSBT*IQs in einer heteronormativen und tendenziell homo-, pan- und trans-phoben Gesellschaft nicht aus einer defizitären Perspektive heraus als Problem behandelt. In ihrem Modell fokussiert sie das Coming-out als Kristallisationspunkt homosexueller – auf den Kontext vorliegender Arbeit entsprechend erweitert um queere – Identitätsentwicklung. Dabei ist zu beachten, dass sich der Prozess queerer Identitätsentwicklung nicht auf ein erstes inneres und äußeres Coming-out beschränkt, sondern aufgrund sozialer und gesellschaftlicher Aspekte, die LSBT*IQs immer wieder in Auseinandersetzungs- und Entscheidungsprozesse zwingen, als lebenslanger Prozess zu denken ist.

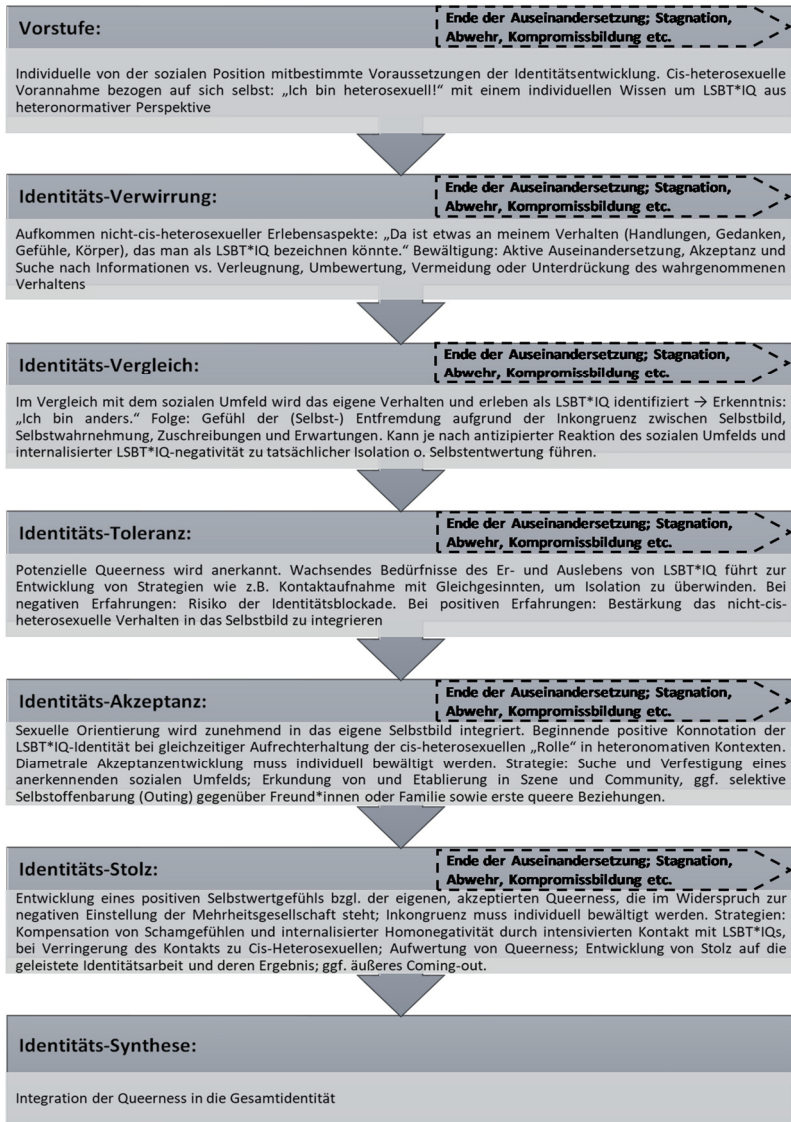
„Da nicht-heterosexuelle Menschen sich immer wieder neu zur heterosexuellen Vorannahme und den heteronormativen Aussagen der Gesellschaft verhalten müssen, ist der Prozess des Coming-outs nie abgeschlossen, sondern dauert ein Leben lang an.“ (Göth und Kohn 2014, S. 23)

Den Fokus dennoch auf das Coming-out zu legen, ist insofern sinnvoll, da dabei die Unterschiede zwischen queeren und nicht-queeren Individuen – die sich nicht zu ihrer Cis-Heterosexualität bekennen müssen –, wie unter einem

63 LSBT*IQs werden im Vollzug der Übergänge im Lebenslauf mit den Diskrepanzen zur und Diskriminierungen seitens der heteronormativen Ordnung konfrontiert. Bzgl. zukünftige Forschung könnte es fruchtbar sein, queere sexuelle Identitätsentwicklung gegen heteronormative Erwartungen und Zuschreibungen auch aus Übergangsperspektive zu untersuchen.

Brennglas betrachtet werden können. Cass Modell ist, wie viele andere auch, eine Vereinfachung sozialer Wirklichkeiten, dabei trotz der Komplexitätsreduktion sexueller Identitätsentwicklung dennoch nutzbar zur besseren Strukturierung und als Heuristik, um z. B. Entwicklung in Coming-out-Prozessen antizipieren und ggf. unterstützen zu können. Sie nimmt dabei, wie auch Becker, eine interaktionistisch-konstruktivistische Perspektive ein, indem sie die gesellschaftlichen Bedingungen, Interaktionen und Wechselwirkungen mit in ihr Modell einbezieht. Der Vielfalt von Coming-out-Prozessen insofern gerecht werdend, als dass Cass auf Zeitangaben bzw. Festlegungen von Beginn, Dauer oder Ende von Phasen verzichtet, zeichnet sie nicht-heterosexuelle Identitätsentwicklung als dynamische Abfolge von Entwicklungsstufen, wobei die Entwicklung, wie auch in Beckers Modell, in jeder Phase stagnieren kann bzw. einzelne Phasen übersprungen werden können. Die sequenzielle Abfolge bedeutet zudem nicht, dass die jeweiligen Phasen nur einmal durchlaufen werden können, da Veränderungen und Ereignisse in der Lebenswelt zu einem Rückschritt führen und ein erneutes Durchlaufen einer Phase notwendig machen können (vgl. Göth und Kohn 2014).

Abbildung 2: Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung



Quelle: Eigene Darstellung nach Cass 1979, 1984, 1996; modifiziert und erweitert in Anlehnung an Göth und Kohn 2004

Cass postuliert in ihrem Stufenmodell die Phasen der Identitätsverwirrung, des Identitätsvergleichs, der Identitätstoleranz, der Identitätsakzeptanz, des Identitätsstolzes und der Identitätssynthese.

„Dabei wird im Übergang von einer Phase zur nächsten [...] ein rekursiver Prozess erkennbar: Je mehr positive Erfahrungen die betreffende Person durch eigenes Verhalten erreichen kann, desto besser können Selbstbild, eigene heteronorme und homonegative Einstellungen in Richtung zu mehr Kongruenz und Konkordanz modifiziert werden. Und umgekehrt: Je mehr heteronorme und homonegative Einstellungen abgebaut werden können, desto leichter fällt Verhalten, das neue positive Erfahrungen möglich macht. Dies bedeutet auch, dass dieser Prozess immer in Interaktion mit der sozialen Umwelt stattfindet und mit fortschreitender Identitätsbildung auch ein individueller Umgang mit den persönlichen Lebenswelten, von Familie und Freundeskreis über Schule, Arbeitsplatz bis hin zur Gesellschaft als allgemeine, aber auch allgegenwärtige Umgebungsbedingung, etabliert wird.“ (Göth und Kohn 2014, S. 27)

So wird explizit vor allem auch die soziale Dimension von Coming-out-Prozessen hervorgehoben. Im nachfolgenden Kapitel werden die jeweiligen Phasen detailliert beschrieben und in Beziehung zum Karrieremodell abweichenden Verhaltens gesetzt. Dabei gilt es immer zu berücksichtigen, dass Stufen- und Phasenmodelle tendenziell vereinfachend sind und eine Prozessualität und Linearität auf einen bestimmten „Zielpunkt“ hin – in diesem Fall das Ziel einer aus einem vermeintlich „gelungenen“ Coming-out hervorgehenden „erfolgreichen“ queeren Identitätsentwicklung – vermitteln, die so nicht gegeben sein muss. Es handelt sich um z. T. aufeinander folgende, sich überschneidende oder gleichzeitig stattfindende Prozesse von Verhaltens- und Einstellungsänderungen, die länger anhaltend sein oder nur eine kurze Dauer haben können sowie um komplexe intra- und interpersonelle Interaktionen, die mehr oder weniger irreversibel sein können. Ebenfalls kritisch an Cass' Modell anzumerken ist, dass soziokulturelle Variablen, die sich ebenfalls auf die Identitätsentwicklung auswirken können, weitestgehend unberücksichtigt bleiben⁶⁴. Bei den folgenden Ausführungen zudem stets zu reflektieren bleibt, dass es sich bei einem Coming-out lediglich um eine Komponente der Lebenswelt und Identitätsentwicklung von LSBT*IQs handelt, die entgegen gesellschaftlichen *Normalität*svorstellungen mit einem Bekenntnis „sichtbar“ gemacht wird, wodurch die Gefahr besteht, dass Wechselwirkungen mit anderen Differenzkategorien aus dem Blick geraten (vgl. Kleiner 2015). Um genau diesen Engführungen der Perspektive vorzubeugen, bietet sich die Zusammenführung mit dem Etikettierungsansatz Beckers' an, was Vorteile mit sich bringt, wie die

64 Berücksichtigt werden sollte dabei zudem, dass Modelle zur Abbildung von Coming-out-Prozessen für westliche Kulturen am Ende des 20. Jahrhunderts aufgestellt und für weiße, selbstidentifizierte Lesben und Schwule entwickelt worden sind und sich nicht ohne weiteres auf Personen mit anderen Hintergründen übertragen lassen müssen (vgl. Wolf 2016).

Abkehr von der Ursachen- bzw. „Schuld“frage des Individuums und den Einbezug des sozialen Umfelds und Kontextes, bei der Definition und Konstruktion von *Andersartigkeit*.

2.4.5 „Queere Karriere“ und Coming-out – Integration der Konzepte von Becker und Cass

Nach Becker besteht die primäre Devianz im erstmaligen Begehen einer nicht-normkonformen Handlung. Da vorausgesetzt werden kann, dass es hierfür unterschiedlichste, bzw. im Fall von LSBT*IQ auch keine Ursachen geben kann, gilt es hier bereits den Fokus weg vom Individuum, hin auf die Gesellschaft zu richten. Da ein Verhalten an sich, ohne bestimmte, durch die Gesellschaft definierte Normen, keine Qualität hat, wird allein schon durch die gesellschaftliche (Re-)Produktion von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität (doing gender) und das Setzen dieser als Norm definiert, was als Abweichung davon zu verstehen ist.

Das Individuum ist sich, da es selbst bereits über die heteronormative Sozialisation entsprechende Normen inkorporiert hat, bei bspw. aufkommenden homoerotischen Gefühlen oder der Erkenntnis, nicht der Geschlechtszuweisung zu entsprechen, der damit einhergehenden Normabweichung bereits bewusst.

„Insgesamt kann das Stufenmodell als Regulationsprozess erlebter Inkongruenz bzw. Diskordanz betrachtet werden. Inkongruenz und Diskordanz entstehen, wenn Bedürfnisse, Erleben und Verhalten, motiviert durch die homosexuelle Orientierung, mit wahrgenommenen Bewertungen der sozialen Umwelt bzw. dem eigenen heteronormativen Selbstbild und internalisierten homonegativen Einstellungen konfliktieren.“ (Göth und Kohn 2014, S. 27)

Die Strategien dieses Regulationsprozesses sollen in Kapitel 5.3 am Beispiel queerer Internetnutzung sowie der Partizipation an queerer Subkultur exemplarisch dargestellt werden.

Durch das erste bewusste Wahrnehmen von gleichgeschlechtlicher sexueller und erotischer Anziehung setzt nach Cass die Stufe der Konfusion ein, in der das Individuum versucht, seine Gefühle zu sortieren und einzuordnen. Dabei kann die Kollision des persönlichen Empfindens mit heteronormativen Vorstellungen, Anforderungen und (Selbst-)Erwartungen zu Identitätsverwirrungen führen (vgl. Cass 1984). Die eigenen Emotionen und Gefühle werden – immer auch in dem Bewusstsein, dass das soziale Umfeld dies ebenso definieren würde – als nicht *normal* und falsch identifiziert, was sich, bis hin zur Identitätskrise, in Form von „Wer/Was bin ich?“ bzw. „Handle ich ‚nur‘ homosexuell oder bin ich homosexuell?“ steigern kann. Ob nach diesem ersten Schritt der queeren Karriereleiter die nächste Stufe genommen wird oder nicht, hängt nach Becker vom Ausmaß „reintegrativer Kräfte“ ab. In der konkreten Situation könnte dies beispielsweise eine heteronormative Erziehung und das

Vorhandensein stereotyper und traditioneller Geschlechterrollen im eigenen sozialen Umfeld sein. Cass beschreibt drei mögliche Optionen, die je nach Ausgangssituation und Kontextbedingungen in Folge dessen eintreten können (vgl. Cass 1984):

a) Das nicht-cis-heterosexuelle Verhalten und Erleben wird als richtig und akzeptabel empfunden – dabei wären nach Becker die reintegrativen Kräfte am geringsten. Die Identitätsverwirrung verläuft in nur geringem Ausmaß und die Vorstellung *anders* zu sein, bereitet keine großen Ängste und Probleme. Das Individuum sieht für sich dementsprechend Cis-Heterosexualität nicht als einzig mögliche Option, sondern zieht auch alternative Formen des Liebens und Lebens in Betracht.

b) Das nicht-cis-heterosexuelle Verhalten und Erleben wird zwar als solches wahrgenommen, jedoch nicht als Akzeptables. Das Individuum sieht in den ersten Tendenzen nicht-heteronormativer Identitätsentwicklung ein Problem, worauf der Versuch unternommen wird, trotz der normabweichenden Gefühle *normal* zu sein. Es werden z. B. bewusst gegengeschlechtliche Kontakte geknüpft und potenziell Gleichgesinnte gemieden. Allerdings könnten diese auch bewusst gesucht werden, um sich selbst mit ihnen zu vergleichen und sich dann von ihnen abzugrenzen. Dabei wäre es wiederum möglich, dass der Kontakt zur Abnahme von Ängsten führt und die Entwicklung wie in a) weiter verläuft.

Sowohl bei Möglichkeit a) als auch bei Option b) können Techniken der Neutralisierung nach Matza und Sykes (1958) eingesetzt werden, wobei beim Austragen des inneren Konflikts zwischen dem Engagement für herkömmliche Normen und der Verletzung dieser Normen das eigene abweichende Verhalten gerechtfertigt wird. Konkrete Techniken der Neutralisierung in diesen Situationen wären beispielsweise die Verleugnung der eigenen Verantwortung für die abweichende Handlung im Sinne von: „Ich wollte das gar nicht, er hat mich geküsst“, das Herunterspielen: „*Mädchen* küssen sich gegenseitig zum Üben, das ist doch ganz *normal*“, oder das Begreifen einer Handlung als gerechtfertigt: „Ich wollte die Internetseite nur sehen, um mich darüber lustig zu machen“. Durch diese Rechtfertigungen wird das eigene moralische Unbehagen neutralisiert und die Bereitschaft, mit der (ersten) Normabweichung zu leben, wächst. Die dritte Option ist die, in welcher nach Becker die reintegrativen Kräfte am größten sind:

c) Das nicht-cis-heterosexuelle Verhalten und Erleben wird als weder richtig noch akzeptabel gelesen. Die stark internalisierte Homo-, Bi-, Trans*-...negativität führt dazu, dass die eigenen Gefühle und Bedürfnisse verleugnet und unterdrückt werden. Bestätigen und verfestigen sich im weiteren Entwicklungsverlauf jedoch die Gefühle, wird es zunehmend schwerfallen, sich nicht mit diesen auseinander zu setzen.

Während des permanenten (Identitäts-)Vergleichs mit dem sozialen Umfeld, wird dem Individuum immer wieder bewusst (gemacht), dass das eigene nicht-cis-heterosexuelle Verhalten und Empfinden nicht dem der gesellschaftlichen Normvorstellungen entspricht und es sich dabei grundlegend von bspw. Freund*innen und Familienmitgliedern unterscheidet. Die Frage danach, wer und was ich bin, wird mit „*anders*“ beantwortet, was zu einer Inkongruenz mit dem bisherigen Selbstverständnis führt. Das einsetzende – und vor allem durch befürchtete Stigmatisierungen noch verstärkte – Gefühl der Entfremdung, Nicht-Zugehörigkeit und *Andersartigkeit*, kann vom Individuum unterschiedlich bewertet werden, wobei sich wieder je nach Bewertung unterschiedliche Handlungsoptionen eröffnen bzw. verschließen (vgl. Cass 1984):

- Das Gefühl der Entfremdung wird als positiv empfunden und als kreative *Andersartigkeit* ausgelegt und erlebt. Es entstehen erste Ansätze einer „queer pride“, eines queeren Selbstverständnisses und Selbstvertrauens.
- Das Individuum identifiziert sein nicht-cis-heterosexuelles Verhalten und Empfinden zwar als nicht wünschenswert, aber behält dies dennoch bei. Um diesen Zustand der Disharmonie zu bewältigen, können auch hier wieder Strategien der Neutralisation angewandt werden, die das eigene Verhalten in ein Anerkennungswürdiges umdeuten. Ein Beispiel könnte die Selbstlegitimierung sein, es handle sich z. B. nur um eine Phase des Ausprobierens (siehe auch Kap. 5.2.2).
- Wird das vermeintlich abweichende Verhalten als nicht anerkannt, legitim und wünschenswert betrachtet, unternimmt das Individuum den Versuch, dieses einzustellen und zu unterdrücken.
- Das dem nicht-cis-heterosexuellen Verhalten und Empfinden entsprechende Selbstbild als LSBT*IQ wird als unerwünscht identifiziert. Empfinden, Verhalten und Identitätsentwicklung wird versucht entgegenzuwirken, wobei Selbstentwertung und Selbsthass Begleiterscheinungen bzw. die Folgen sein können.

Je nachdem, wie groß die Bereitschaft des Individuums ist, sein Verhalten und Empfinden zu tolerieren, werden im Rahmen der Phase der Identitätstoleranz Strategien entwickelt, mit der (Selbst-)Isolation und Entfremdung umzugehen. Eine Strategie, die sich auch als Stufe in Beckers Karrieremodell wiederfindet, wären dabei erste Kontakte mit Gleichgesinnten (hierzu ausführlich Kapitel 2.5). Werden in dieser Phase jedoch negative Erfahrungen gemacht, kann dies weitreichende Folgen auf die weitere Identitätsentwicklung haben, von Ablehnung und Unterdrückung des als abweichend empfundenen Verhaltens und Empfindens, bis hin zur Identitätsblockade. Bleiben negative Erfahrungen aus, bestärkt dieser Prozess das Individuum dabei, sein Verhalten und Empfinden in das Selbstbild zu integrieren und dieses bzw. die Identitätsentwicklung als LSBT*IQ zu akzeptieren. Durch den Kontakt und die Interaktionen innerhalb

der neu geknüpften sozialen Beziehungen werden abweichende Motive, Interessen, Vergnügen und Vokabularen erlernt und angeeignet, was zur Zugehörigkeit zu einer abweichenden Gruppe – im konkreten Beispiel wäre dies die queere Community – beiträgt.

„Bevor der Mensch sich diesen Aktivitäten [also den Abweichungen] mehr oder weniger regelmäßig überlässt, hat er keine Ahnung von dem Vergnügen, das daraus für ihn entsteht; er lernt dies im Verlauf der Interaktion mit Menschen, die im abweichenden Verhalten erfahrener sind. Er lernt auf neue Erfahrungsweisen aufmerksam zu werden und sie für angenehm zu halten. Was zunächst ein zufälliger Impuls gewesen sein mag, etwas Neues zu versuchen, wird zum dauerhaften Wunsch nach etwas bereits Bekanntem und Erfahrenem. [...] Das Individuum lernt an einer Subkultur zu partizipieren, die um das jeweilige abweichende Verhalten gruppiert ist.“ (Becker 1981, S. 27)

Während der Selbstentfaltung in queeren Subkulturen (siehe Kapitel 5.3.2), verbleibt das Individuum in heterosexuellen Kontexten weiter in einer heterosexuellen Rolle. Die Gleichzeitigkeit von Gefühlen der Befreiung und Akzeptanz in der queeren Community neben Stigmatisierungsängsten im z. B. familiären, schulischen (siehe Kapitel 5.1) oder beruflichen Kontext, muss während dieser Phase des Doppellebens vom Individuum bewältigt werden. Durch den beginnenden und zunehmend auch häufigeren Kontakt zu Gleichgesinnten, *normalisiert* und festigt sich die eigene Identitätsakzeptanz jedoch allmählich. Die Sicherheit, sich ausgewählten Personen gegenüber anzuvertrauen, wächst und erste Beziehungen werden ersehnt und eingegangen. Dieser Prozess wird von den ihn durchlaufenden Individuen häufig als Neuanfang und Befreiung tituliert. Das Individuum befindet sich bereits im Verlauf der vorausgehenden und der nun anschließenden Phase im Übergang zwischen innerem und äußerem Coming-out, sofern dieses angestrebt und vollzogen werden soll.

In der folgenden Phase, die nach Cass durch Identitätsstolz geprägt ist, entwickelt sich – sofern nicht durch negative Erfahrungen blockiert – ein immer positiveres Selbstwertgefühl. Die Inkongruenz zwischen der als positiv erlebten eigenen queeren Identitätsentwicklung und der negativen Einstellung der sozialen Umwelt dem gegenüber, muss individuell bewältigt werden. Obwohl bzw. weil dies in heteronormativen Gesellschaften auf Ablehnung stößt, werden Aspekte der Heterosexualität abgewertet, bzw. überwunden, und Aspekte der Queerness werden aufgewertet. Im Rahmen dieser „Rechtfertigung“ sich selbst und anderen gegenüber, entwickelt sich Stolz auf die auf diesem Weg erbrachte Leistung der Identitätsarbeit bzw. der Identitätsentwicklung, was auch ein äußeres Outing wahrscheinlicher macht. Kommt es aus dieser Entwicklung heraus tatsächlich zum äußeren Coming-out, nicht nur Gleichgesinnten innerhalb der Community, sondern dem cis-heterosexuellen sozialen Umfeld gegenüber, setzt laut Becker ein ausschlaggebender Prozess ein. Auf der Karriereleiter abweichenden Verhaltens nimmt erwischt bzw. öffentlich als Abweichler*in etikettiert zu werden bei der Ausbildung eines festen Musters

abweichenden Verhaltens eine zentrale Funktion ein. Auf die Entwicklung einer queeren Identität bezogen, hat das äußere Outing gegenüber einem heteronormativen Umfeld für die queeren Individuen einen besonderen Stellenwert:

„Die Etikettierung als abweichend setzt Mechanismen der self-fulfilling prophecy [sic] in Bewegung, die weitere Verhaltensweisen erwarten lassen, die als abweichend definiert sind bzw. als abweichend definiert werden. Über eine entscheidende Reduktion der konformen Handlungsmöglichkeiten durch nonkonforme Verhaltenserwartungen werden abweichende Karrieren initiiert.“ (Becker 1981, S. 161)

Was bisher im Geheimen oder im geschützten Umfeld Gleichgesinnter von statten ging, wird nun publik. Hier spielt die Reaktion des jeweiligen Umfelds auf das Coming-out eine entscheidende Rolle. Werden nicht-heteronormatives Begehren und/oder geschlechtliche Identität akzeptiert und als eine von vielen Eigenschaften und Merkmalen der queeren Individuen angesehen, oder abgelehnt und als Stigma betrachtet? In jedem Fall wird man, um weiter mit Becker zu argumentieren, nicht mehr nur als eine Person angesehen, die ein nicht-heteronormatives Verhalten und Empfinden gezeigt hat, sondern das soziale Umfeld weist dem Individuum das Label LSBT*IQ zu. Anstatt als *Mann** oder *Frau**, die z. B. gleichgeschlechtlich begehren, angesehen zu werden, wird man als Schwuler oder Lesbe etikettiert. Dies kann starke Konsequenzen für die weitere soziale Partizipation und das eigene Selbstverständnis haben.

Mit dem Coming-out wird die sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität aus Sicht des sozialen Umfelds zum prägenden Statusmerkmal, mit dem auch weitere sekundäre (z. T. negative) Eigenschaften und Nebenmerkmale verbunden werden, die informell kennzeichnend für eine queere Person sind⁶⁵. Gleichzeitig werden durch die Zuschreibung einer Identität mit dem übergeordneten Hauptstatus als LSBT*IQ, sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität auch von den queeren Individuen selbst in ihre Identitätsentwicklung integriert. Hier kann wie folgt mit Becker argumentiert werden: „Das Verhalten ist also eine Konsequenz der öffentlichen Reaktion auf die Verhaltensabweichung und nicht eine Konsequenz der inhärenten Eigenschaften der abweichenden Handlung“ (Becker 1981, S. 31). So wirkt die (Selbst-)Etikettierung als queeres Individuum wie eine Self-fulfilling Prophecy.

Fällt die Reaktion auf das Coming-out negativ aus, kann das queere Individuum in der Folge von stark heteronormativ geprägten Gruppen, wie Familie oder Freund*innenkreis, abgeschnitten werden bzw. meidet selbst den Kontakt. In solch einer Situation spielen Gleichgesinnte, bzw. die queere Community als soziales Netz eine zentrale Rolle. Hier kann das geoutete Individuum

65 Bei gleichgeschlechtlich begehrenden *Männern* wäre dies beispielsweise Modebewusstsein, Untreue, Sensibilität, während demgegenüber gleichgeschlechtlich begehrende *Frauen* als handwerklich begabte, sportliche „Mannsweiber“ gelten. Die zugehörigen Eigenschaften nähren sich dabei vor allem aus Vorurteilen.

aufgefangen werden, trifft auf Verständnis und Menschen, die seine Erfahrungen teilen. Durch die verstärkte „queere Sozialisation“ innerhalb der Community wirken immer weniger reintegrative Kräfte auf die als LSBT*IQ etikettierte Person, die sie in einem heteronormkonformen Leben verhaften könnten. Dadurch, dass die von den heteronormativen gesellschaftlichen Vorgaben und Erwartungen offen abweichenden Geouteten, von ihrem Umfeld auch als solche behandelt werden, kommt es nach Becker zur Reduktion konformer Handlungsmöglichkeiten. „Eine solche Behandlung setzt verschiedene Mechanismen in Bewegung, die zusammenwirken, um den Menschen nach dem Bilde zu formen, das die Leute von ihm haben“ (Becker 1981, S. 30). Die Reduktion konformer Handlungsmöglichkeiten kann durch die Geouteten dadurch bewältigt werden, indem sie illegitime Gewohnheitshandlungen entwickeln bzw. weiter ausbauen. Im konkreten Kontext bedeutet dies, dass bspw. heterosexuelle Praktiken, durch queere Praktiken abgelöst werden⁶⁶.

Auch positive Reaktionen auf das Coming-out können eine ähnliche Entwicklung begünstigen. Wird das queere Individuum in seinem Verhalten und Begehren akzeptiert, kann dies ein queeres Selbstvertrauen und Selbstverständnis stärken, was die Geouteten noch bestärkt sich in queere Kontexte zu begeben und dies auch offen zu leben⁶⁷. Cass spricht in diesem Kontext vom Vorgang der Identitätssynthese und meint damit den Prozess, bei dem – auch wenn die Reaktionen auf LSBT*IQ unterschiedlich positiv bzw. negativ ausfallen – die Queerness dennoch in die eigene Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung integriert werden kann und damit zugleich mit anderen Aspekten des Selbst vereinbar wird⁶⁸. Unabhängig davon, ob das queere Individuum vom sozialen Umfeld toleriert oder akzeptiert wird, vor allem aber dann, wenn die Reaktion auf das Outing ablehnend oder sogar diskriminierend ausfällt, stellt allein schon der Vorgang des Outings – sich vor anderen zu seiner geschlechtlichen Identität und/oder sexuellen Orientierung zu bekennen bzw. sich dafür zu rechtfertigen – Differenz nicht nur fest, sondern diese erst her. Die Notwendigkeit eines Outings in heteronormativen Gesellschaften verweist auf die Selbstverständlichkeit und scheinbare Natürlichkeit von Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit, da ein Outing als heterosexuell begehrende Cis-Person undenkbar ist. So fassen auch Krell und Oldemeier zusammen:

„Es gibt eben nicht ‚die Lesben‘ oder ‚den Schwulen‘, sondern es existiert eine große Bandbreite von nicht-heterosexuellen Lebensweisen, die sich mitunter außerhalb des binären Systems bewegen und von ‚exzentrischen‘ bis ‚konservativen‘ Begriffen reicht. Dabei wird die

66 Z. B. die Nutzung queerer Internetportale oder der Besuch von Szenekneipen.

67 Beispielsweise den*die Partner*in mit nach Hause bringen.

68 Die queeren Individuen selbst relativieren die Einstellung zur eigenen sexuellen Identität mit der Zeit, ihre Queerness ist dann lediglich ein Aspekt des eigenen Lebens unter vielen anderen. Wobei die Annahme, dass queere Entwicklungsprozesse mit der Identitätssynthese abgeschlossen sind, den Lebensrealitäten von LSBT*IQs, nicht gerecht wird, da diese sich in neuen sozialen Situationen immer wieder für oder gegen ein Bekenntnis und die Veröffentlichung ihrer sexuellen Identität entscheiden müssen.

gesellschaftliche Vorannahme der heteronormativen Matrix, dass Menschen entweder *weiblich* oder *männlich* sind und sich in Partnerschaften und Beziehungen wechselseitig aufeinander beziehen, sichtbar gemacht und in Frage gestellt. Diese führt letztlich erst dazu, dass Jugendliche und junge Erwachsene, deren Empfinden und Begehren nicht-heterosexuell sind, ihre sexuelle Orientierung benennen bzw. ein Coming-out haben müssen, da sie ansonsten unhinterfragt als heterosexuell definiert werden, was nicht ihrem Erleben entspricht.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 126)

Angelehnt an Becker wäre der letzte Schritt einer queeren Karriere der Eintritt bzw. die Mitgliedschaft des geouteten Individuums in der queeren Subkultur oder Szene. Indem gemeinsam queere Motive, Praktiken, Techniken erlernt und ausgetauscht werden, kann eine Community von Gleichgesinnten für ihre Mitglieder unterstützend und identitätsstiftend sein. Dieser Schritt bedeutet das, was man selbst in sich erkannt hat, vor allem aber auch die vom Umfeld zugeschriebene Rolle als nicht-heterosexuell oder cis-geschlechtlich – das Label *anders* – zu akzeptieren, auszuleben und völlig in die Identitätsentwicklung zu integrieren.

Sowohl Cass als auch Becker zeichnen in ihren Konzepten die Entwicklung hin zur Übernahme einer queeren Identität sequenziell und prozessual, als Abfolge von Phasen oder Stufen (Statuswechseln), wobei die jeweiligen Übergänge, wenn auch individuell unterschiedlich erlebt und gestaltet, einschneidende biografische Ereignisse sind. So konstituiert auch Hänisch:

„Das Hinüberwechseln von einer heterosexuellen (oder zumindest vorgeblich heterosexuellen oder für Jugendliche: einer als heterosexuell erwarteten) Identität zu einer lesbischen oder schwulen Identität kann als einschneidender Übergang in der Biographie, als spezifische ‚Statuspassage‘, angesehen werden.“ (Hänisch 2003, S. 28)

Diese „spezifische Statuspassage“ besteht den Modellen von Becker und Cass zufolge wiederum aus mehreren Übergängen zwischen einzelnen Karriere- bzw. Entwicklungsstufen, die von den Individuen bewältigt werden müssen.⁶⁹ Übergänge im Lebenslauf bedeuten dabei immer wieder die „Konfrontation mit neuen Anforderungen, deren biografische Anschlussfähigkeit und Passung nicht von vorneherein gegeben sind, sondern aktiv hergestellt werden und aus der Bilanzierung des vergangenen und vor dem Entwurf des zukünftigen Lebens subjektiv Sinn machen müssen“ (Walther und Stauber, 2013, S. 31). So haben sie einerseits das Potenzial Möglichkeiten zu eröffnen, aber sind auch immer Phasen der Unsicherheit und Herausforderungen, die individuell⁷⁰ gemeistert werden müssen. Im Zuge dessen werden Kompetenzen und Bewältigungsstrategien entwickelt, die weitreichenden Einfluss auf das Wohlbefinden und die Gesundheit haben können (vgl. Eccles et al. 1997, S. 267). Auch wenn

69 Hieran ließe sich aus einer Übergangsperspektive anschaulich die Verschränkung queerer Übergänge mit anderen biografischen Übergängen im Lebenslauf nachzeichnen.

70 Tatsächlich sind Übergänge jedoch selten isoliert, als individuelle und eigenständige zu betrachten: Andere Personen oder ganze Gruppierungen können bei der Herstellung und Gestaltung eines Übergangs eine wichtige Rolle spielen.

die queere Identitätsentwicklung interindividuell völlig verschieden ablaufen kann, die Übergänge zwischen den unterschiedlichen Phasen, die Dauer und die Gestaltung betreffend variieren, es zum Überspringen von Stufen, Stagnationen und Unterbrechungen der queeren Karrieren kommen kann, kann eine Veranschaulichung der möglichen Abläufe in Form eines Stufenmodells, sowohl für den analytischen Zugang sowie mögliche Implikationen von Nutzen sein. Den interaktionistischen Zugängen Beckers‘ und Cass‘ folgend, wird vor allem deutlich, welchen Stellenwert das jeweilige soziale Umfeld auf den Verlauf einer queeren Karriere einnimmt.⁷¹ Auch die Bedeutung des (inneren aber vor allem) äußeren Coming-outs, sowohl für die queeren Individuen selbst als auch deren Interaktionspartner*innen (wie z. B. Familie, Peers, pädagogische Professionelle) wird herausgestellt.

„Es zeigt sich die Praxis des Coming-out in den Untersuchungen als eine für viele Jugendliche relevante Bewältigungsstrategie, mit der sie versuchen, im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden.“ (Kleiner 2015, S. 36)

Ob und inwieweit die hier skizzierte Theorie auf die Lebensrealität von LSBT*IQs übertragbar ist, soll im Hauptteil der Arbeit, entlang des erhobenen Interviewmaterials analysiert werden. Zuvor ist es jedoch unabdingbar, sich mit der Definition und der Rolle Gleichgesinnter auseinanderzusetzen, die sowohl in Beckers‘ als auch in Cass‘ Modell für das vermeintlich abweichende – im konkreten Fall queere Individuum, eine zentrale Rolle spielen.

2.5 Gleichgesinnte

Im Verlauf des Heranwachsens orientieren sich Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend an Gleichaltrigen, daher dient die Peer-Group⁷², neben Familie und Schule, als wichtige Sozialisationsinstanz. Als Peergroup sollen im Kontext vorliegender Arbeit Jugendliche und junge Erwachsene gelten,

71 Bei der Übernahme einer queeren Identität, bzw. den dazu hinführenden Übergängen, spielt die cis-heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft eine zentrale Rolle. Ohne die Definition von Cis-Heterosexualität als sozialer Norm und einzig legitimer *Normalität*, würden Abweichungen davon nicht relevant gemacht – weder von den LSBT*IQs selbst, noch von ihrem jeweiligen sozialen Umfeld – und müssten von den Betroffenen nicht bearbeitet und bewältigt werden.

72 Der „Peer“-Begriff bezieht sich ursprünglich auf einen gleichen sozialen Status, hat sich allerdings im sozialwissenschaftlichen Kontext, v. a. im Kontext von Jugend- und Bildungsforschung zur Beschreibung von altersgleichen Gruppen durchgesetzt (vgl. Schmidt 2004, S. 70ff.). Im Folgenden werden Peer-Group, Peergroup, Peergruppe, Peers und Gleichaltrigengruppe synonym verwendet.

„die an gemeinsamen Freizeitaktivitäten teilnehmen und/oder in einen gemeinsamen Kontext eingebunden sind, also solche ‚signifikanten Anderen‘, auf die man sich tagtäglich beziehen, zu denen man sich in ein Verhältnis setzen muss und an denen man sich in alltäglichen Interaktionen orientiert“ (Amling 2015, S. 43). Dabei begegnen sich die Mitglieder der sich formierenden Gleichaltrigengruppen, die häufig aus ähnlichen Lebenswelten kommen und einen vergleichbaren Erfahrungshorizont haben auf Augenhöhe. So verstehen sie, z. T. aus eigenen Erfahrungen, die für diese Entwicklungsphase typischen Herausforderungen sowie ggf. Schwierigkeiten besser, als es beispielsweise Eltern möglich ist. Folglich nehmen sie einander eher ernst und können sich ggf. gegenseitig unterstützen (vgl. Ecarius et al. 2011, S. 114). Innerhalb der Peergroup können sich die Gleichgesinnten beispielsweise über eigene und gemeinsame Themen, Interessen oder Probleme, austauschen, sich und die eigenen Grenzen austesten und vollziehen über diesen immer währenden Austausch und diverse Aushandlungsprozesse fortschreitende Identitätsarbeit (vgl. Keupp und Höfer 2009). Jugendliche Peergroups sind dabei auch zentrale Orte, an denen Geschlecht und Sexualität ausgehandelt und inszeniert werden (vgl. Schrader 2016). Zudem spielt die Peer-Group auch bei der Emanzipation von der Familie bzw. der Ablösung vom Elternhaus, die einen wichtigen Schritt zum Erwachsenwerden darstellt, eine bedeutende Rolle, da sie während dieses teils schwierigen Prozesses Halt und Orientierung bieten kann (vgl. Ecarius et al. 2011, S. 126). Innerhalb dieser Gruppe, von nicht nur Gleichaltrigen, sondern vor allem auch Gleichgesinnten, erfahren Jugendliche und junge Erwachsene Zugehörigkeit und Anerkennung.

Für queere Jugendliche und junge Erwachsene zeichnet sich dabei jedoch ein anderes Bild. Studien belegen, dass Bezeichnungen wie „Schwuchtel“ oder „Lesbe“ auf Schulhöfen gängige Beleidigungen sind (vgl. Klocke 2012). Verhalten sich Schüler*innen nicht geschlechtskonform und/oder werden für nicht-heterosexuell gehalten, genügt dies Mitschüler*innen als Grund für Lästereien und Diskriminierungen (Klocke 2012; Klocke und Küppers 2017; Klocke und Peschel 2017; Krell und Oldemeier 2015; Krell und Oldemeier 2017; Küpper et al. 2017; Poteat 2008). Entsprechend groß sind die Befürchtungen queerer Jugendlicher und junger Erwachsener, sich im eigenen Freund*innenkreis zu outen (vgl. Krell und Oldemeier 2017). Andererseits kann jedoch gerade dieser Freund*innenkreis als positive Ressource für LSBT*IQs fungieren, wo sie Rückhalt und Unterstützung erleben (vgl. Krell und Oldemeier 2017). Dabei können sich cis-hetero-Peers jedoch nur begrenzt vorstellen, wie die Lebensrealität als LSBT*IQ in einer heteronormativen Gesellschaft aussieht. So kommt dem Kontakt zu anderen nicht-cis-heterosexuellen Peers besondere Bedeutung zu:

„Die Kontaktaufnahme zu anderen nicht-heterosexuellen Menschen dient den Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Strategie zur Stärkung ihrer sozialen Sicherheit, Erweiterung

von Unterstützungsnetzwerken und Vermeidung von sozialer Isolation. [...] Durch persönliche und virtuelle Vernetzung werden Freundschaften etabliert, Rollenmodelle erlebt, Beziehungen angebahnt, erste sexuelle Erfahrungen gesammelt oder Informationen ausgetauscht.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 132f.)

Darin übereinstimmend identifizieren sowohl Becker als auch Cass in ihren Ansätzen den hohen Stellenwert und die wichtige Funktion von Gleichgesinnten als zentrale Instanz, die die persönliche Entwicklung des („abweichenden“) Individuums zum Positiven, wie auch zum Negativen beeinflussen kann, was queere Peers, bzw. queere Kollektive auch aus dieser Perspektive ins Erkenntnisinteresse rücken lässt.

Bevor im nächsten Kapitel, konkret entlang des erhobenen Materials, die Rolle queerer Kollektive detailliert analysiert wird, ist vorab eine Klärung und Präzisierung der Begriffe des Lebensstils, der Szene und der Subkultur, je in Abgrenzung zueinander und in ihrer jeweiligen Passung zur Beschreibung queerer Kollektive nötig.

2.5.1 Begriffsdefinitionen: Szene, Lebensstil, Subkultur

Aufgrund des – in den unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, aber auch innerhalb der einzelnen Fachrichtungen – unscharfen, z. T. auch synonymen Gebrauchs bzw. teils auch völlig ausbleibender Definition der oben angeführten Begriffe, wird an dieser Stelle die jeweilige Bedeutung und Verwendung, im Kontext vorliegender Arbeit erläutert.

Szene

Szenen werden in vorliegender Arbeit definiert als „thematisch fokussierte kulturelle Netzwerke von Personen, die bestimmte materiale und/oder mentale Formen der kollektiven Selbststilisierung teilen und Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren und weiterentwickeln“ (Hitzler und Niederbacher 2010. Szenen als Orte der Kommunikation und Geflechte sozialer Interaktion, haben einen definierten thematischen Rahmen – häufig zu finden im Kontext der Freizeitgestaltung von Individuen –, dessen gemeinschaftlicher Aspekt als zentrales Element zur Vergemeinschaftung der jeweiligen Szene dient (Hitzler und Niederbacher 2010). Dieser kann sich auf Orientierungen, Interessen, Überzeugungen, Vorlieben und Geschmäcker bzgl. Konsumgütern, Sportarten, Musikstilen, politischen Ideen usw. beziehen. Insofern kann Szene – nicht nur aber vor allem auch – für jugendliche Mitglieder als Sozialisationsinstanz fungieren und sie in ihrer Identitätsentwicklung unterstützen.

Szene kennzeichnet sich, als auf Freiwilligkeit beruhendes lockeres Netzwerk von häufig temporärer Dauer, mit unscharfen Grenzen bzw. Rändern und entsprechend geringen Verbindlichkeiten sowie unkomplizierten Ein- und

Austrittsmöglichkeiten, das nicht prinzipiell selektiv und exkludierend strukturiert und auch nicht auf exklusive Teilhabe hin angelegt ist, in dem sich unbestimmt viele beteiligte Personen und Personengruppen vergemeinschaften (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010).

„In eine Szene wird man nicht hineingeboren oder hineinsozialisiert, sondern man sucht sie sich aufgrund irgendwelcher Interessen selber aus und fühlt sich in ihr eine Zeit lang mehr oder weniger ‚zu Hause‘ [...]. Und natürlich gibt es in einer Szene keine förmlichen Mitgliedschaften. Weil Szenen, anders als formalisierte Organisationen und anders auch als manche anderen jugendkulturellen Gesellungsformen, also – auch in einem metaphorischen Sinne – keine Türen haben, weder hinein noch hinaus, bewegt man sich in einer Szene eher wie in einer Wolke oder in einer Nebelbank: Man weiß oft nicht, ob man tatsächlich drin ist, ob man am Rande mitläuft, oder ob man schon nahe am Zentrum steht. Gleichwohl realisiert man irgendwann ‚irgendwie‘, dass man ‚irgendwie‘ dazugehört.“ (Hitzler und Niederbacher 2010, S. 57)

Szenemitglieder wissen demnach – und das unterscheidet sie z. B. von Lebensstilformationen – um ihre Mitgliedschaft und Teilhabe. Ein weiteres konstitutives Moment ist – daran anschließend – auch der Aspekt der Sichtbarkeit für das, und die Abgrenzung zum Publikum bzw. gegenüber Außenstehenden. Szenen als ‚Inszenierungsphänomene‘ (vgl. Hitzler und Niederbacher 2010) existieren „letztendlich erst dadurch, dass sie nicht nur von den Szenegängern selber, sondern eben auch von Außenstehenden wahrgenommen werden“ (Hitzler und Niederbacher 2010, S. 18). In dem Kontext spielen auch mehr oder weniger öffentlich sichtbare Szene-Treffpunkte eine zentrale Rolle.

Dabei konstituiert sich Szene nicht über individuelles Erleben, sondern in der darauf basierenden Interaktion, also über kommunikative und interaktive Handlungen. Die Mitglieder einer Szene können – im Gegensatz zu Cliques oder der Peergroup – eine hohe Alters- und Herkunftsheterogenität aufweisen, da Szenen nur selten aus kollektiv auferlegten Lebensumständen resultieren:

„Das heißt, das ‚Wir‘(-Bewusstsein) konstituiert sich eben nicht aufgrund vorgängiger gemeinsamer Standes- und Lebenslagen-Interessen, sondern aufgrund des Glaubens an eine gemeinsame Idee bzw. aufgrund der (vermeintlichen) Bestätigung der tatsächlichen Existenz dieser gemeinsamen Idee durch bestimmte Kommunikationsformen und/oder kollektive Verhaltensweisen.“ (Hitzler und Niederbacher 2010, S. 23)

Beruf, Bildung und Herkunft spielen – im Kontrast zu bspw. Milieus – eine relativ zu vernachlässigende Rolle. Szenen – anders als Subkulturen, die vom gesamten System herrschender Werte und Normen abweichen, worauf nachfolgend noch weiter eingegangen wird – orientieren sich weitestgehend an den Normen der Hauptkultur, wobei eine Szene jedoch auch innerhalb einer Subkultur existieren kann⁷³. Während eine bestimmte Szenezugehörigkeit häufig auch in einem bestimmten Lebensstil mündet, wobei ein nach außen sichtbarer Lebensstil wiederum Wirkung von subkulturellen Wertehaltungen sein kann,

73 Z. B. die „Bären“ oder die „BDSMler*innen“ innerhalb der queeren Subkultur.

jedoch nicht sein muss, formieren sich Menschen mit einem ähnlichen Lebensstil nicht notwendigerweise in Szenen.

Entsprechend der Abgrenzung der Begriffe und der jeweiligen Definitionen und auf den Kontext der vorliegenden Arbeit bezogen, kann die Abweichung vom heteronormativen Leben und Lieben als thematischer Fokus und konstituierendes Element einer Szene fungieren. Allerdings thematisiert – und macht sich selbst in der Form auch für andere sichtbar – nicht notwendigerweise jedes queere Individuum die eigene sexuelle Identität und sucht den Austausch darüber mit anderen⁷⁴. Demzufolge können durchaus queere Szenen verschiedenster Ausformungen mit unterschiedlichsten thematischen Fokussen bestehen, die sich auf die sexuelle Identität ihrer Mitglieder beziehen, jedoch repräsentieren diese nicht die Gesamtheit von LSBT*IQs bzw. sind keine Gemeinsamkeit queerer Individuen. Ähnlich verhält es sich mit dem Konzept des Lebensstils.

Lebensstil

„Ein Lebensstil ist [...] der regelmäßig wiederkehrende Gesamtzusammenhang der Verhaltensweisen, Interaktionen, Meinungen, Wissensbestände und bewertenden Einstellungen eines Menschen“ (Hradil 2005, S. 46). Das Lebensstilkonzept beinhaltet demnach zum einen Interessen und Tätigkeiten, sowohl bewusste Handlungen, als auch unbewusste Praktiken, Einstellungen und Verhaltensweisen und lässt sich somit, als in diesen sich manifestierendes Muster der Lebensführung eines Individuums definieren. Über die Frage des Maßes an Intentionalität wird eine breite Diskussion geführt, die an dieser Stelle nicht in Gänze nachgezeichnet werden kann, allerdings scheint der Trend in Richtung einer Kombination aus bewussten intentionalen sowie unbewussten nicht intentionalen Elementen im Lebensstil zu gehen⁷⁵.

Unter anderem in Abhängigkeit der sozialen Lage – also je nach finanziellen, kulturellen und sozialen Ressourcen, mit denen auch unterschiedliche Wertorientierungen und Einstellungen einhergehen (vgl. Bourdieu 1982) – aber z. T. auch nach Alter oder Geschlecht usw., bilden sich ein spezifisches Freizeitverhalten, Geschmack die Wohnungsausstattung, Musik und Filme oder die Kleidung betreffend oder bestimmte Ernährungsgewohnheiten aus, die sich unter dem Begriff des Lebensstils subsumieren lassen. Relative Einigkeit herrscht in der Lebensstilforschung darüber, dass aus ungleicher Ressourcenverteilung unterschiedliche Lebensstile resultieren, erweitert wird das Konzept, vor allem durch Vertreter*innen der Cultural Studies allerdings noch um das Vorhandensein von Wahloptionen (z. B. Georg 1998; Mörth und Fröhlich 1994). Den unterschiedlichen Definitionen des Lebensstilbegriffs gemein, sind vor allem drei Bestandteile:

74 Z. B. wenn Ablehnung durch andere befürchtet wird.

75 Mehr dazu siehe z. B.: Frankenberger 2007, S. 77f.

„Erstens kann Stil definiert werden als etwas, durch das sich Akteure ausdrücken. Zweitens kann Stil als eine Eigenschaft von Handlungen aufgefasst werden, die durch ähnliche Form gekennzeichnet sind. Drittens kann unter ‚Stil‘ etwas verstanden werden, aufgrund dessen Bündel von Handlungen erkennbar und klassifizierbar sind.“ (Hartmann 1999, S. 21)

Expressivität, Form und Identifizierbarkeit sind somit zentrale und lediglich analytisch voneinander trennbare Aspekte, die für Lebensstile konstitutiv sind. Dabei kommt nach Hartmann vor allem der Identifizierbarkeit ein hoher Stellenwert zu:

„Personen mit ähnlichen Lebensstilen müssten einander als Mitglieder eines Aggregats erkennen können und von Protagonisten anderer Stile auch als solche erkennbar sein. Basis der Erkennbarkeit wären dabei Handlungen, Äußerungen, Gesten und Werke, aus denen aber auch Rückschlüsse auf subjektive Eigenschaften der Akteure gezogen werden.“ (Hartmann 1999, S. 23)

Eben jene Sichtbarkeit und Identifizierbarkeit kann, muss aber nicht auf Menschen zutreffen, die nicht heteronormativ leben und lieben. Des Weiteren sind sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit unabhängig von sozialer Herkunft und damit verknüpften Ressourcen. Es besteht keine Wahlfreiheit, die verfügbaren Optionen beschränken sich lediglich darauf, die eigene sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit mehr oder weniger offen auszuleben (zur Problematik der Annahme von LSBT*IQ als Lebensstil siehe Kapitel 5.2.2). Auch der Aspekt der Expression kann, muss aber nicht erfüllt sein. So bietet sich auch der Lebensstilbegriff nicht an, das queere Kollektiv von LSBT*IQs und deren Gemeinsamkeiten zu beschreiben, die die queeren Individuen trotz aller Heterogenität und Pluralität verbinden.

Oberflächliche Konsum- und Freizeitgewohnheiten können zwar in ihrer Funktion als Insignien von Lebensstilen die Zugehörigkeit zu kollektiven Lebens- und Werthaltungen signalisieren (vgl. Vollbrecht 1997) – sexuelle Identität kann, muss jedoch nicht Ausdruck im Lebensstil finden – dabei muss dieser Stil jedoch bei einer Gruppe von Individuen nicht gleich sein. Entsprechend lässt sich ableiten: „Stile können in nur einer Person existieren, Subkulturen nicht“ (Hartmann 1999, S. 46), weswegen im Folgenden der Subkulturbegriff auf seine Anwendbarkeit hin näher betrachtet wird.

Begriff der Subkultur und theoretische Grundlagen der Subkulturtheorie

„Kultur ist die Summe aller Institutionen, Bräuche, Werkzeuge, Normen, Wertordnungssysteme, Präferenzen, Bedürfnisse usw. in einer konkreten Gesellschaft [...] Kultur als Resultat des Sozialisationsprozesses [...]. Somit ist Subkultur ein Teil einer konkreten Gesellschaft, der sich in seinen Institutionen, Bräuchen, Werkzeugen, Normen, Wertordnungssystemen, Präferenzen, Bedürfnissen usw. in einem wesentlichen Ausmaß von den herrschenden Institutionen etc. der jeweiligen Gesamtgesellschaft unterscheidet.“ (Schwendter 1981, S. 10)

Der Begriff der Subkultur, eingeführt und geprägt in den 1930er und 40er Jahren von amerikanischen Soziologen der Chicago School, im Kontext diverser

Studien zu jugendlicher Bandenkriminalität, beschreibt eine Gruppe von Individuen, die sich als Teilgruppe vor allem in ihrem Wertordnungssystem von der Mehrheitsgesellschaft abgrenzen. Wie weit und in welchen Bereichen von den hegemonialen Werten und Normen abgewichen wird, kann dabei von Subkultur zu Subkultur⁷⁶, von geringfügigen Modifikationen bis zu kompletten Gegenpositionen, stark variieren. Ob und inwiefern sich der Subkulturbegriff, der anfangs vor allem im Zusammenhang von Theorie und Empirie abweichenden Verhaltens Verwendung gefunden hat, in vorliegender Arbeit auf LSBT*IQs anwenden lässt, wird in den weiteren Ausführungen diskutiert.

Gesellschaft als großes, komplexes System verstehend, in dem bestimmte Normen und Werte herrschen, geht der Subkulturanatz davon aus, dass diese nicht für alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen gelten und bindend sind (vgl. Lamnek 2013). So könne Gesellschaft auch nicht als homogene Einheit betrachtet werden, sondern als sich aus unterschiedlichen Teilsystemen zusammensetzendes Gebilde, wobei die geltenden Normen, Werte und Verhaltenserwartungen innerhalb der Teilsysteme sich mit denen der Mehrheitsgesellschaft nicht in Gänze decken müssen. „Es gibt Teile der Gesellschaft, die von der Kultur, d. h. vom gesamten System der herrschenden Werte und Institutionen abweichen: die Subkulturen“ (Schwendter 1981, S. 27). Werte und Normen können anders interpretiert werden, Variationen, Um- oder Abwandlungen sein, sich nur gering unterscheiden, bis hin zur völligen Opposition und zum Gegenteil verkehrt sein, auf was wiederum mit Stigmatisierung durch die Mehrheitsgesellschaft reagiert wird. Dabei gibt es aber immer einige gemeinsame Referenzwerte und -normen, die von allen Gesellschaftsmitgliedern, sowohl in der Mehrheitsgesellschaft als auch in den Teilsystemen geteilt werden und die Kopplung aneinander aufrechterhalten. Lamnek spricht in diesem Kontext von „partiell unterschiedlichen Normensystemen“ und fasst zusammen: „Subkulturen akzeptieren also einige Werte und Normen der dominanten Kultur und handeln auch danach, unterscheiden sich jedoch in anderen Werten und Normen von dieser“ (Lamnek 2013, S. 147). Da Gesellschaft(en) immer auch Wandlungsprozessen unterworfen sind, sind dementsprechend auch Subkulturen nur im jeweils historischen und auch geografischen Kontext zu betrachten.

Ein Grund für die Entwicklung unterschiedlicher Normen könne in der gesamtgesellschaftlich ungleichen Verteilung verschiedener sozialstruktureller Bedingungen zu finden sein. So ließen sich divergierende Normen und Werte als kollektiver Anpassungsprozess an differente soziale Bedingungen verstehen, für die die Werte- und Normorientierung der Mehrheitsgesellschaft keine adäquaten Lösungen darstellt (vgl. Lamnek 2013). Ob die jeweiligen Werte und Normen als abweichend begriffen werden, hängt dabei je von der Perspektive – ob Innen- oder Außensicht – ab. Verhaltenserwartungen, die im Rahmen

76 Beispiele für Subkulturen wären u. a. Glaubensgemeinschaften, kriminelle Banden, ethnische Minderheiten oder politische Gruppen.

der Gesamtgesellschaft als deviant angesehen werden, können demnach in den Subkulturen als legitim gelten und umgekehrt. Hier findet sich auch eine zentrale Parallele zum Labeling Approach, der in Kapitel 2.4.2 ausführlich beschrieben wird: subkulturelles und damit – aus Perspektive der Gesamtgesellschaft – abweichendes Verhalten, ist für die jeweiligen Mitglieder der Subkultur angemessenes, legitimes und konformes Verhalten. Erst durch den Prozess der Normsetzung und -anwendung, und damit einhergehend der Definition von Normabweichungen durch die Agent*innen sozialer Kontrolle, wird die Abweichung als Devianz erst konstituiert, wobei das soziostrukturelle Machtgefälle determinierend wirkt (vgl. Lamnek 2013). Aus verschiedenen Normen resultierendes unterschiedliches Verhalten wird so als deviantes bzw. kriminelles Verhalten etikettiert. So relativiert das Subkulturkonzept die Zuschreibung einer Abweichung als Devianz und bricht die bis dato vorherrschende individualistische Betrachtungsweise abweichenden Verhaltens auf:

„Die subkulturelle Konformitätserwartung erfordert die gesamtulturell verstandene Abweichung, wobei einmal die sozialstrukturellen Bedingungen für die Entstehung von Subkulturen verantwortlich zu machen sind und zum anderen unmittelbar deutlich wird, dass abweichendes Handeln ähnlichen Entstehungsbedingungen folgt wie konforme Verhaltensweisen. Ebenso zeigt sich, dass die Definitionen von Abweichung und Konformität für gleiche Handlungen austauschbar und geradezu beliebig [...] gefasst werden können.“ (Lamnek 2013, S. 189)

Dieser Macht- und Herrschaftsaspekt findet sich bereits in den Begrifflichkeiten an sich: Im Gegensatz zur „dominanten“ Mehrheitskultur, an deren Allgemeingültigkeitsanspruch Normen- und Wertesysteme gemessen werden, steht die Subkultur als „Unter“kultur.

Jüngst und außerhalb kriminologischer Diskurse wird der Subkulturbegriff immer seltener verwendet. Dies liegt einerseits an dem zum Teil inflationären und unscharfen Gebrauch des Begriffs bzw. seiner unklaren Definition, andererseits an der inhärenten (Minder-)Wertigkeit, die damit transportiert wird. Eine Ursache hierfür ist zweifelsohne der Begriffsursprung und traditionelle Gebrauch zur Bezeichnung krimineller Jugendbanden.

Die Vorsilbe „sub-“, im Deutschen „unter-“, vermittelt des Weiteren, dass die so bezeichneten Gruppierungen sich nicht nur im horizontalen Sinne von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden, sondern mit dieser auch im vertikalen Sinne nicht auf einer Hierarchiestufe stehen. Mitglieder von Subkulturen, auch derjenigen, die nicht als kriminell gelabelt werden, sehen sich damit einer Abwertung konfrontiert und als abweichend und minderwertig etikettiert. Entsprechen also die Lebensführung, die Werteorientierung usw. nicht der der Mehrheitsgesellschaft, ist diese nicht nur *anders*, im Sinne von unterschiedlich, sondern auch weniger wert, was immer auch mit einem Mangel an Privilegien verknüpft ist. Auch Rauchfleisch weist auf den Aspekt der diametralen Akzeptanz und Anerkennung in Subkultur und Gesellschaft hin:

„Wollen die Mitglieder ihre Identität in einer sie stützenden, sie akzeptierenden Bezugsgruppe finden oder stärken, so bleibt ihnen angesichts ihres Status als Minorität nur die Möglichkeit, sich in eine solche Gruppe mit ihren spezifischen Normvorstellungen und Verhaltensmaximen zurückzuziehen. Dies vermittelt ihnen einerseits innerhalb der Bezugsgruppe zwar das Gefühl von Sicherheit und Akzeptanz. Andererseits läßt [sic] es sie aber auch immer wieder schmerzlich spüren, daß [sic] sie zu einer ‚Sub‘-Kultur gehören, die mehr oder weniger ein Schattendasein fristet und im Gegensatz zu den allgemein anerkannten Vorstellungen der Majorität steht.“ (Rauchfleisch 2001, S. 27)

Subkulturen verleihen ihren Mitgliedern Status und Anerkennung, die sie anderweitig nicht erreichen können und vermindern Angst und Schuldgefühle, indem die Gesamtheit der übrigen Mitglieder als Bezugsgruppe herangezogen werden kann. Mitgliedschaft in einer Subkultur kann demnach auch als Neutralisationstechnik im Sinne Sykes und Matzas (1958) gedeutet werden, die eine vermeintliche „Versagenssituation“ erträglich gestaltet.

Obwohl sich im Verlauf der Entwicklung der Subkulturtheorie der Fokus von der Kriminalität der Mitglieder als zentraler Komponente von Subkulturen verschoben und erweitert hat, eben hin zur Beschreibung von Gruppen innerhalb der Gesamtgesellschaft, die sich in bestimmten Werten und Normen von dieser unterscheiden, bleibt Lamnek folgend das Potenzial der Subkulturtheorie für anschließbare Studien weitestgehend ungenutzt und unverwertet:

„Es entstand die Subkulturtheorie, die heute keineswegs nur auf die Kriminalität Jugendlicher und Heranwachsender beschränkt ist, sondern einen entscheidend weiteren Objektbereich aufweist und in vielerlei Hinsicht soziologisch und kriminologisch verwertbar ist. Die Bedeutung dieser Subkulturtheorie und ihrer Apologeten ist nicht zu unterschätzen.“ (Lamnek 2013, S. 147)

Die Kritik der Subkulturtheorie, den Allgemeingültigkeitsanspruch der dominanten Mehrheitsgesellschaft und deren Normen und Werte als einzig richtige zu bestätigen und zu reifizieren, lässt sich in theoretischer Verknüpfung mit dem Labeling Approach sowie der Heteronormativitätskritik in vorliegende Arbeit integrieren. Daneben bietet sich das Konzept, entsprechend erweitert, zur Beschreibung von LSBT*IQs an, wie in den nachfolgenden Ausführungen aufgezeigt wird.

2.5.2 *Queere Subkultur*

„Subkulturen stellen eine Möglichkeit der kollektiven Lösung eines gemeinsamen Problems dar.“ (Cohen zitiert in Lamnek 2013, S. 159)

Der Subkulturtheorie folgend wird die dominante, heteronormative Mehrheitsgesellschaft als Maßstab gesetzt, von dem queere Menschen abweichen, wodurch sie abgewertet, stigmatisiert und pathologisiert werden. Genau dies zeigt sich auch in den, im empirischen Material zu findenden, Beschreibungen der Lebensrealitäten von LSBT*IQs. Trotz scheinbarer und gesetzlicher

Gleichstellung fühlen sich queere Menschen nicht nur *anders*, sondern minderwertig und abnorm und werden immer wieder auch so (siehe Kapitel 3). Bezieht man dazu nun den Labeling Approach mit ein, nach dem abweichendes Verhalten jenes Verhalten ist, dass Agent*innen bzw. Agenturen sozialer Kontrolle als solches definieren, wird der Umstand, dass eine vermeintlich dominierende Kultur der Mehrheitsgesellschaft als normativer Maßstab gesetzt wird und damit zur Unterbewertung von davon abweichenden Subkulturen führt, kritisierbar.

Aber nicht nur aufgrund der inhärenten Vermittlung von (Minder-)Wertigkeit und der Kritik und Ablehnung von Heteronormativität bietet sich der Subkulturbegriff zur Beschreibung von LSBT*IQs an. Subkulturen sind in vielen Bereichen in der dominanten Gesamtgesellschaft integriert bzw. mit dieser gekoppelt. So durchlaufen beispielsweise Mitglieder in (dt.) Subkulturen dennoch das Bildungssystem, sind abgesichert über das Gesundheitssystem, konsumieren gleichermaßen Medien und Güter usw., wobei allerdings all diese gesellschaftlichen Teilsysteme durchweg heteronormativ organisiert sind und somit den Subkulturstatus von LSBT*IQs als von der Norm Abweichende (re-)produzieren (siehe z. B. im Gesundheitssystem das Blutspendeverbot für homosexuelle *Männer* oder im Rechtssystem die Benachteiligung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften).

Anders als beim Lebensstilkonzept, in dem aus ähnlichen Lebenslagen ähnliche Lebensstile hervor gehen, werden innerhalb von Subkulturen Klassenunterschiede verschleiert bzw. unwichtig. LSBT*IQs gibt es in jeder sozialen Schicht, in jeder Altersklasse⁷⁷ und auf jedem Kontinent. Während Lebensstile von einzelnen Individuen sicht- und identifizierbar nach außen getragen und gelebt werden können, hebt das Subkulturkonzept das kollektive Element, in Form eines gemeinsamen Werte- und Normensystems, als zentrales Element hervor. Lebensstile können sich zwar ebenfalls an Werten als konstituierendes Merkmal bedienen – die sexuelle Identität und die damit einhergehenden Wertesysteme können z. B. in einen bestimmten Lebensstil miteinfließen – Werte und Normen müssen aber beim Ausdruck von Lebensstilen nicht notwendigerweise eine Rolle spielen. Eine nicht heteronormative sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit muss für die Interaktionspartner nicht sicht- und erkennbar sein, zum Teil wird sie sogar bewusst versteckt (z. B. aus Angst vor Diskriminierungen bzw. bei Trans*personen um nicht missgedeutet zu werden – siehe „passing“).

Im Unterschied zu Szenen, sucht man sich die „Mitgliedschaft“ in der queeren Subkultur nicht bewusst aus, die Teilnahme beruht in diesem Sinne nicht auf Freiwilligkeit. Inszenierung und Sichtbarkeit sind in queerer Subkultur, anders als in queeren Szenen, lediglich optionale, jedoch nicht notwendige As-

77 Abgrenzung zur Jugendkultur: LSBT*IQs im Gegensatz zu jugendkulturellen Phänomenen und Gruppierungen als Subkultur auf Lebenszeit.

pekte. Allerdings können sich innerhalb queerer Subkultur – vor allem in größeren Städten und Ballungsräumen – zahlreiche unterschiedliche, thematisch vielfältige Szenen ausbilden (wie z. B. die Drag Szene)⁷⁸.

Andererseits ist die Idee einer queereren Subkultur in der Hinsicht eine Konstruktion, da, anders als bei den in der Forschung bisher untersuchten Subkulturen, wie z. B. Fußballfans, konkret Hooligans oder Ultras (Klemmt 2015; Duttler und Haigis 2016), Punks (Meinert 2014; Schulze 2015) oder Skateboarder*innen (Schweer 2014), die Mitglieder kein Hobby und kein gemeinsamer Kleidungs- oder Musikstil eint. Dass es sich bei queerer Subkultur auch um keine klassische Jugendkultur⁷⁹ handelt, da LSBT*IQ kein altersspezifisches Phänomen ist, erleichtert den analytischen Zugang und die Erfassung nicht. Bei queerer Subkultur bezieht sich die Ebene des Widerstands nicht auf die Kategorien Alter, Musik oder Kleidung, sondern auf die sexuelle Orientierung bzw. die Geschlechtlichkeit.

Worauf bereits das Akronym LSBT*IQ verweist, existiert keine uniforme, singuläre queere Subkultur. Die verschiedenen Buchstaben sind dabei lediglich Platzhalter*innen für eine vielfältige, heterogene Gruppe von Menschen, deren Gemeinsamkeit sich in erster Linie über die Abweichung von herrschenden heteronormativen Vorstellungen und Erwartungen definiert, während sie andere gesellschaftliche Normen und Werte durchaus teilen können. In dieser Hinsicht ist queere Subkultur in sich so vielfältig und verschiedenartig, wie die Geschlechter und die Orientierungen ihrer Mitglieder (siehe Abbildung 1). Die Herausforderung, die sich für die Wissenschaft dabei stellt, liegt darin, einstweilen auch Uneindeutigkeiten auszuhalten. Und dennoch finden sich auch weitere, in der – wenn auch nicht als solche intendiert – z. T. offenen und konsequenten Widerständigkeit zur Heteronormativität gründende und als Bindeglied fungierende Überschneidungen: Die Suche nach Anerkennung, Wertschätzung, Akzeptanz und Zugehörigkeit über Vernetzung mit Gleichgesinnten *verbindet* queere Jugendliche und (junge) Erwachsene.

„Wenn wir uns mit der Subkultur lesbischer und schwuler Menschen beschäftigen, müssen wir uns fragen, was sie dazu bewegt, sich solchen Subkultur-Gruppen anzuschließen. Es dürfte kein Zweifel darüber bestehen, daß [sic] das Hauptmotiv der Druck ist, der von den Diskriminierungen durch eine homosexualitätsfeindliche Gesellschaft ausgeht. Wollen Lesben und Schwule nicht in eine ‚innere Emigration‘ gehen, was auch fatale Konsequenzen hätte (zum Beispiel totale Vereinsamung), bleibt ihnen letztlich nur der Weg in die sogenannte Subkultur. Je weniger diskriminierend die Umgebung sich verhält, desto eher öffnen

78 Queere Menschen könnten nach Yablonski auch in Form von „near-groups“ auftreten. Diese „Fast“-Gruppen, die trotz gewisser Gruppenmerkmale keine eindeutige – in der soziologischen Begriffsbestimmung – Gruppe darstellen, definieren sich u. a. über wechselnde Mitgliedschaft(kriterien), diffuse Rollendefinitionen, begrenzte Erwartungen und Verantwortlichkeiten untereinander und einen begrenzten Konsens über Funktionen, Ziele und Normen (vgl. Lamnek 2013, S. 179).

79 Auch wenn v. a. medial das Bild eines jungen, attraktiven und hippen queereren Lifestyles gezeichnet wird. Zu den Folgen siehe z. B. Foster-Gimbel und Engeln (2016).

sich daneben auch andere Freiräume, so zum Beispiel in den erwähnten politischen, religiösen und Freizeitgruppen für Lesben und Schwule, oder – idealerweise – in den verschiedensten Gruppen unserer Gesellschaft, in denen sie sich zusammen mit heterosexuellen Menschen so geben können, wie sie wirklich sind. Insofern ist es Ausdruck einer Doppelmoral, wenn die ‚homosexuelle Subkultur‘ in der Öffentlichkeit als ‚befremdlich‘ und ‚abstoßend‘ empfunden wird, es aber diese gleiche Öffentlichkeit ist, die Lesben und Schwule in die Subkultur drängt.“ (Rauchfleisch 2001, S. 29)

Die Existenz queerer Subkultur lässt sich demnach als Resultat der Setzung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als Norm, Institution und einzig legitimer Praxis verstehen (wie in Kapitel 2.4 ausgeführt). Den Zwangscharakter verdeutlichend führt Rauchfleisch bezogen auf homosexuelle *Frauen und Männer* dazu aus:

„Angesichts der Tatsache, daß [sic] lesbische und schwule Lebensformen in vielen Fällen nicht offen gelebt werden können und die Betreffenden nicht in gleichem Maße wie heterosexuelle Menschen anerkannte Möglichkeiten zur Kontaktfindung besitzen, ist es verständlich, daß [sic] sie sich in eine Subkultur zurückziehen, die ihnen diese Möglichkeiten mit Gleichempfindenden zusammen eröffnet. Es wäre indes ein Irrtum, daraus den Schluß [sic] zu ziehen, das Leben in einer solchen Subkultur sei ein primäres Ziel. Wir müssen vielmehr auch in dieser Hinsicht berücksichtigen, daß [sic] es in erster Linie das Verhalten der weiteren Sozietät ist, das Menschen in eine Subkultur drängt.“ (Rauchfleisch 2001, S. 29)

Durch die Normsetzung und die Anwendung von Heteronormen sind gesellschaftlich legitime Handlungs-, Verhaltens- und Interaktionsoptionen für LSBT*IQs reduziert. Die konkreten Folgen auf die Lebensführung queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener sind am Beispiel der Familie und der Schule in Kapitel 5.1 eingehend beschrieben. Zwischen der herrschenden heteronormativen Gesellschaftsordnung und der Lebensrealität von LSBT*IQs besteht demnach eine Diskrepanz, die – sofern sie den Individuen selbst bewusst und/oder ihrem sozialen Umfeld bekannt ist – die soziale Identität (vgl. Goffman 1967) queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener beschädigen kann:

„Wenn diese Diskrepanz bekannt oder offensichtlich ist, beschädigt sie seine [die, des Individuums] soziale Identität; sie hat den Effekt, dieses Individuum von der Gesellschaft und von sich selbst zu trennen, so daß [sic] es dasteht als eine diskreditierte Person angesichts einer sie nicht akzeptierenden Welt.“ (Goffman 1967, S. 30)

Als Reaktion auf diese Marginalisierung, suchen sich die Betroffenen ein Umfeld, in dem sie, so wie sie sind, die Wertschätzung erfahren, die ihnen anderswo verwehrt bleibt. So macht demnach erst der Mangel an Zugehörigkeit, Handlungsfähigkeit und damit Selbstwirksamkeit, sowie Akzeptanz und Anerkennung in heteronormativen Kontexten, für LSBT*IQs die Kontaktaufnahme mit Gleichgesinnten und „Straight Allies“⁸⁰ nötig, die Goffman auch „teilnehmende“ bzw. „sympathisierende Andere“ nennt:

80 „In die erste Kategorie sympathisierender Anderer gehören natürlich jene, die sein Stigma teilen. Da sie aus eigener Erfahrung wissen, was es bedeutet, dieses Stigma zu

„Es [das Individuum] wird jedoch in den meisten Fällen finden, daß [sic] es teilnehmende Andere gibt, die bereit sind, sich seinen Standpunkt in der Welt zu eigen zu machen und mit ihm das Gefühl zu teilen, daß [sic] es trotz allen Anscheins und obwohl es selbst an sich zweifelt, menschlich und ‚essentiell‘ normal ist.“ (Goffman 1967, S. 30f.)

So konstatiert auch Lamnek in ähnlicher Logik: „Subkulturen sind [...] kollektive Reaktionen auf Anpassungsprobleme⁸¹, die aus gesellschaftlich ungleichen Lagen entstehen und für die eine bestehende Kultur keine zureichenden Lösungen zur Verfügung stellen kann bzw. stellt“ (Lamnek 2013, S. 157). Auch wenn Thrasher und Whyte, die als Vorläufer der Subkulturtheorie gelten, im Rahmen ihrer Forschung vor allem Gangs, bestehend aus (*männlichen* US-amerikanischen) Jugendlichen in Großstädten, untersucht haben⁸², lässt sich der Aspekt der Ersatzlösung, entsprechend modifiziert, auch auf queere Subkultur übertragen. LSBT*IQs sehen sich in vielerlei Hinsicht mit realer oder befürchteter sozialer Ausgrenzung und Desintegration in unterschiedlichen Institutionen (Familie, Peer-Group, Schule, Ausbildung und Job) konfrontiert. Als weitere Merkmale von Subkulturen nennt Trasher (1936) u. a.:

- (1) die spontane und ungeplante Entstehung
- (2) intime persönliche (Face-to-Face) Kontakte
- (3) Betonung von Aktivität und Konflikt
- (4) Entwicklung von gemeinsamen Codes, Normen und Werten
- (5) ungeplante Organisation (Rollen- und Statussysteme sind nicht Produkt formaler Vereinbarungen oder Regeln, sondern Ergebnis der wechselseitigen Interaktionen der Mitglieder, die Ordnung ist natürlich und gewachsen, nicht geschaffen)
- (6) Bindung an ein Territorium und
- (7) eine bestimmte inhärente Dynamik (Gangs machen einen Evolutionsprozess durch, von einer wenig organisierten Gruppe, hin zur organisierten Gang, wobei die Entwicklung irgendwo dazwischen stehen bleiben oder abbrechen kann) (vgl. Trasher 1936, S. 70).

haben, können einige von ihnen das Individuum mit den besonderen Berufstricks und einem Lamentierkreis versorgen, in den es sich zurückziehen kann zur moralischen Unterstützung und wegen des Behagens, sich zu Hause, entspannt, akzeptiert zu fühlen, als eine Person, die wirklich wie jede andere normale Person ist“ (Goffman 1967, S. 31). So lassen sich in der zweiten Kategorie diejenigen fassen, die in der queeren Subkultur als „Straight Allies“ bezeichnet werden: Menschen, die sich selbst nicht als LSBT*IQ identifizieren, sich jedoch als Verbündete sehen und sich aktiv für Gleichberechtigung einsetzen.

81 Hier könnte ein Vergleich zum Problemlösezyklus nach Dewey gezogen werden.

82 Diese von ihnen als „Zwischengruppen“ definierten Zusammenschlüsse, fungieren für die Gangmitglieder insofern als Ersatzlösung, als dass sie „die Möglichkeit bieten, anderweitig nicht erfüllbare Gemeinschaftsbedürfnisse zu befriedigen. Sie stellen natürliche und spontane Reaktionen auf die vielfältigen Erfahrungen sozialer Missstände, wie Desintegration der Familie, Korruption in der Politik, geringe Löhne, schlechte Arbeitsbedingungen, hohe Arbeitslosigkeit, unzumutbare Lebensverhältnisse in den Slums u. a. m. dar“ (Lamnek 2013, S. 150).

Auch die meisten der hier angeführten Merkmale lassen sich mehr oder weniger erweitert oder abgeändert auf queere Subkultur übertragen. Ergänzt werden müsste im Zuge von Digitalisierung und Globalisierung die Eigenschaft intimer persönlicher (2) um Online-Kontakte. Gerade innerhalb queerer Subkultur nimmt das Internet einen zentralen Stellenwert ein (mehr dazu siehe Kapitel 5.3). Erst über den Konflikt (3) mit heteronormativen Gesellschaftsstrukturen wird LSBT*IQs ihre Abweichung von der Norm bewusst, was den spontanen (1) Wunsch nach Austausch mit Gleichgesinnten hervorruft. In einschlägigen Viertel (z. B. Schwulenkiez) und Lokalitäten (6) werden im Austausch gemeinsame Codes, Werte und Normen (4) entwickelt⁸³. Ob und in welcher Form sich weitere organisierte Untergruppen bzw. Szenen bilden (7), ist abhängig von der jeweiligen sich ergebenden Organisation (5) innerhalb queerer Subkultur.

Auch wenn von einer singulären uniformen queeren Subkultur aufgrund der Heterogenität ihrer Mitglieder, der vielfältigen in ihr vertretenen L(i)ebensweisen, Stile und Szenezugehörigkeiten nicht die Rede sein kann, eint sie doch zumindest die Abweichung von, wenn nicht sogar die offene Ablehnung und Kritik an den heteronormativen einschränkenden Strukturen, die die Gesamtgesellschaftsordnung und die Positionierung innerhalb dieser prägen. Daran anschließend und den begrenzten Rahmen der klassischen Subkulturtheorie erweiternd, kann dies – besonders im Hinblick auf die Erforschung der Lebensrealitäten von LSBT*IQs, als bisher wenig beforschte Klientel sozialwissenschaftlicher Forschung – zu einem erweiterten Erkenntnisgewinn führen.

83 Beispielsweise in Form queerer Praktiken oder „Homonormativität“.

3 Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Befunde, Desiderate und offene Fragen

LSBT*IQs sind eine verhältnismäßig neue Zielgruppe⁸⁴ wissenschaftlicher Forschung⁸⁵. So wird 1973 in der 11. Auflage des Spiegels der derzeitige Stand der Forschung über Homosexualität noch wie folgt beschrieben:

„Die Wissenschaft widmete sich bislang nur zwei Gruppen von Homosexuellen: die einen saßen im Gefängnis, die Namen der anderen steckten in der Patienten-Kartei des Psychiaters. Mithin trugen nur jene zu empirischen Untersuchungen bei, die polizeilich oder medizinisch irgendwie aufgefallen waren. Von diesem Bruchteil zog die Mitwelt ihre Rückschlüsse auf den Rest, also auf die Mehrheit der Homosexuellen, die weder selber geklagt noch anderen Grund zur Klage gegeben hatten.“ (Spiegel Nr. 11/1973, S. 46)⁸⁶

Nur langsam, jedoch vor allem seit der Jahrtausendwende, verändert sich diese Situation zusehends. In den vergangenen Jahren entstehen in verschiedenen Disziplinen zahlreiche Forschungsprojekte und wissenschaftliche Arbeiten über LSBT*IQs, die entlang der unterschiedlichsten Fragestellungen wichtige neue Erkenntnisse liefern. Dabei lassen sich die bisher entstandenen Arbeiten verschiedenen Themenbereichen und Forschungsschwerpunkten zuordnen. Als einen Forschungsfokus lassen sich Studien über den historischen Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt identifizieren, wie z. B. im Sammelband „Homosexuelle im Nationalsozialismus“ (2014), in dem von Michael Schwartz Forschungen zur Situation lesbischer⁸⁷, schwuler, bi-, trans- und intersexueller Menschen im NS-Staat zusammengetragen wurden und auch in „Forschung im Queerformat“ (2014) von der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, liegt einer der Schwerpunkte auf den Verhältnissen von LSBT*IQs im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit⁸⁸. Neben historischen Studien, die ihren Fokus auf queere Lebenswelten in der Vergangenheit richten, liegt ein weiterer Schwerpunkt auf der Erforschung der Gesundheit von LSBT*IQs.

84 Dies liegt v. a. auch daran, dass in groß angelegten quantitativen Studien die Dimensionen sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit nicht berücksichtigt werden, sondern Cis-Heterosexualität als Norm bei Fragestellung, Antwortmöglichkeiten usw. vorausgesetzt wird. Erst 2016 wird die Frage nach der sexuellen Orientierung bspw. in den SOEP-Fragebogen integriert.

85 Da der queere Wissenschaftsdiskurs im angloamerikanischen Raum zum Teil mit abweichender Akzentuierung geführt wird, finden im Weiteren vor allem europäische und deutschsprachige Untersuchungen, Literatur und Forschungsergebnisse Berücksichtigung.

86 Online verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42645559.html>. Letzter Zugriff 12.03.2019.

87 Mehr zur Situation lesbischer *Frauen* im Nationalsozialismus siehe Kokula (1989).

88 In den Arbeiten geht es allerdings beinahe ausschließlich um die Situation von Schwulen und seltener Lesben. Zur Geschichte von Trans*- und Intersexualität liegen kaum Arbeiten vor. Überblick über sozialwissenschaftliche Forschung über Trans* und Interpersonen siehe z. B. Naß et al. (2016); Schirmer (2017); Schochow et al. (2016).

Dabei geht es den Forschenden u. a. um die Erklärung und die Zusammenhänge zwischen der physischen und psychischen Gesundheit sowie deren Folgen für die Individuen (Dennert 2005; Dennert 2006; Dennert und Wolf 2009; Plöderl 2016; Plöderl und Tremblay 2015). Die Ergebnisse der Untersuchungen legen dabei nahe, dass die gesundheitlichen Beeinträchtigungen als Folge von Diskriminierungserfahrungen zu deuten sind. Auch wenn es in den vergangenen Jahren einen leicht positiven Trend in der Einstellung der Gesellschaft in Richtung mehr Akzeptanz gegenüber LSBT*IQs zu verzeichnen gilt, sind u. a. homo-, bi- und transphobe Einstellungen⁸⁹ noch immer weit verbreitet (vgl. Küpper et al. 2017). So bilden die Themen Lebenssituationen von und Diskriminierungen gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten einen weiteren zentralen Forschungsschwerpunkt. In den vergangenen Jahren haben Verschiedene Studien die gesellschaftliche Akzeptanz von LSBT*IQs erforscht. Dabei decken sich die Ergebnisse quantitativer und qualitativer europäischer Studien (Takács 2007; Chebout und Sauer 2011, Council of Europe Publishing 2011; EU-Grundrechteagentur 2013; Europäische Union 2014) größtenteils mit denen, der in Deutschland sowohl regional angelegten Untersuchungen (Jugendnetzwerk Lambda NRW e. V. 2005; Küpper und Zick 2015; Lenz 2012; Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz 2013; Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg 2014; Timmermanns et al. 2017) sowie der bundesweiten Studien (Biechele et al. 2001; Krell 2013, 2014; Krell und Oldemeier 2015) zu Lebenssituationen, Ausgrenzungen, Diskriminierungen und Erfahrungen rund ums Coming-out von Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen LSBT*IQs⁹⁰. Auch wenn sich Stichprobengröße, Forschungsdesign und Samplezusammensetzung unterscheiden und es vor allem in den vergangenen Jahren relevante gesellschaftliche Veränderungen gab, wie z. B. die Einführung der „Ehe für alle“, des „Dritten Geschlechts“ oder die Aktionspläne für Vielfalt der Bundesländer, geht aus oben angeführten Untersuchungen ausnahmslos hervor, dass LSBT*IQs relativ unabhängig ihres Alters, ihres Wohnortes oder des sozialen Kontextes, in ihrem Alltag auch heute noch mit sozialen Vorbehalten konfrontiert sind. So fasst Kleiner in Bezug auf queere Jugendliche zusammen:

„Ausgrenzungserfahrungen stellen demzufolge für lesbische, schwule, bisexuelle und Trans*Jugendliche eher die Regel als die Ausnahme dar.“ (Kleiner 2015, S. 35)

89 Die Einstellung von cis-heterosexuellen Menschen zu LSBT*IQs ist eine weiter prominente Forschungsperspektive, die jedoch die Sicht von queeren Jugendlichen und/oder (jungen) Erwachsenen außen vor lässt, siehe z. B. BRAVO Dr. Sommer-Studie (2009); Küpper et al. (2017).

90 Dabei muss berücksichtigt werden, dass vor allem Trans*- und Intergeschlechtliche Menschen in den Untersuchungen oftmals unterrepräsentiert sind sowie auch auf Mehrfachdiskriminierungen aufgrund von bspw. „Migrationshintergrund“ und/oder „Behinderung“ nicht gesondert eingegangen wird.

Exemplarisch und als wichtige Referenz werden die Ergebnisse der LGBT-Erhebung der EU (Europäische Union 2014) und der Studie „Coming-out – und dann?!“ (Krell und Oldemeier 2015) im Folgenden kurz dargestellt.

Zentrale Ergebnisse der LGBT-Erhebung der EU (Europäische Union 2014)

Das Ziel dieser europaweiten Studie⁹¹ war es, ein weitreichendes und umfassendes Bild der gelebten Erfahrungen von LSBT*IQs in der EU abzubilden. Dabei lag der Fokus u. a. auf Informationen über Erfahrungen mit Diskriminierung, Gewalt und Belästigungen.

„Fast die Hälfte (47 %) der Befragten erklärte, innerhalb des letzten Jahres vor der Erhebung persönliche Erfahrung mit Diskriminierung oder Belästigung aufgrund ihrer sexuellen Ausrichtung gemacht zu haben.“ (Europäische Union 2014, S. 16)

Dabei identifiziert die LGBT-Erhebung der EU vor allem den Arbeitskontext als Bereich, in dem LSBT*IQs immer wieder mit Diskriminierungen unterschiedlichster Art konfrontiert sind. So geben 13 % der Befragten an, bereits während der Stellensuche aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit benachteiligt worden zu sein. Während „nur“ 19 % berichten, selbst im Beruf Opfer von Diskriminierung (gewesen) zu sein, haben über zwei Drittel negative Bemerkungen und/oder negatives Verhalten gegenüber als LSBT*IQ-Personen wahrgenommenen Kolleg*innen beobachtet und/oder eine allgemeine negative Haltung gegenüber LSBT*IQ-Personen erlebt (66 %) (vgl. Europäische Union 2014, S. 18). Laut Studie ist die Folge aus erlebten oder befürchteten Ausgrenzungen oder Abwertungen, dass LSBT*IQs im Berufskontext ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit verheimlichen.

„Unter den Befragten, die zu irgendeinem Zeitpunkt in den vergangenen fünf Jahren vor der Erhebung abhängig beschäftigt waren, gingen mindestens sieben von zehn Transgender-Personen und Bisexuellen in diesem Zeitraum am Arbeitsplatz niemals oder nur selten offen mit ihrer sexuellen Ausrichtung oder Geschlechtsidentität um.“ (Europäische Union 2014, S. 18)

Auch bei der Wohnungssuche, der Inanspruchnahme von Gesundheitsdiensten, beim Einkaufen, in einem Café oder Restaurant, beim Bank- oder Versicherungsbesuch oder im Sportverein bzw. im Fitnessclub berichtet ein Drittel der Befragten in den letzten 12 Monaten vor Erhebung von Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen Ausrichtung oder Geschlechtsidentität (vgl. Europäische Union 2014, S. 19). Zudem scheint vor allem die eigene Schulzeit für LSBT*IQs als wichtiger Abschnitt der Biografie besonders belastet bzw. belastend. So gibt ein Fünftel der Studienteilnehmer*innen an, im Schulkontext selbst Opfer von Diskriminierungen gewesen zu sein. Wer selbst

91 Von 93079 Personen aus der EU oder Kroatien, im Alter von mindestens 18 Jahren, die sich selbst als Lesben, Schwule, Bisexuelle oder Transgender-Personen identifizieren, wurden Erfahrungen mit Diskriminierung, Gewalt und Belästigungen erhoben, davon 20271 aus Deutschland.

nicht betroffen war, hat im Laufe der Schulzeit z. T. häufig oder ständig negative Bemerkungen oder diskriminierende Verhaltensweisen gegenüber als LSBT*IQ-Person wahrgenommenen Mitschüler*innen gehört oder beobachtet (über 80 %) (vgl. Europäische Union 2014, S. 19). So erklärt sich auch folgender Befund:

„Zwei Drittel (67 %) aller Befragten erklärten, ihre sexuelle Ausrichtung oder Geschlechtsidentität während ihrer Schulzeit bis zum Alter von 18 Jahren häufig oder ständig verheimlicht oder verschwiegen zu haben.“ (Europäische Union 2014, S. 22)

Aus Angst vor Abwertung und sozialem Ausschluss sehen LSBT*IQs im Schulkontext für sich häufig keine andere Option, als ihre sexuelle Orientierung und/oder ihre nicht-heteronormative Geschlechtlichkeit für sich zu behalten und ihren Mitschüler*innen und Lehrkräften gegenüber zu verheimlichen. Wie eingeschränkt in ihrem Alltag LSBT*IQs durch ihre Ängste und Befürchtungen vor negativen Reaktionen sind, lässt sich auch an folgendem Ergebnis ablesen:

„Fast die Hälfte (48 %) aller Befragten ging gegenüber keinem oder einigen wenigen ihrer Familienangehörigen offen mit ihrer sexuellen Ausrichtung oder Geschlechtsidentität um, während drei von zehn (28 %) ErhebungsteilnehmerInnen gegenüber keinem oder einigen wenigen ihrer FreundInnen offen damit umgingen.“ (Europäische Union 2014, S. 27)

Zudem erklären zwei Drittel der Befragten, in der Öffentlichkeit nicht mit ihren Partner*innen Händchen zu halten, weil sie fürchteten, Ziel von Diskriminierungen zu werden (vgl. Europäische Union 2014, S. 29). Dass es, wenn eine nicht-cis-heterosexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit bekannt oder vermutet wird, nicht immer bei verbalen Angriffen bleibt, hat über ein Viertel der Befragten selbst erlebt.

„In den vergangenen fünf Jahren wurde ein Viertel (26 %) aller TeilnehmerInnen zuhause oder andernorts angegriffen oder mit Gewalt bedroht. Unter den befragten Transgender-Personen liegt dieser Anteil sogar bei 35 %. [...] Eine Mehrheit der Befragten, die im vergangenen Jahr Gewalt erfahren hatten (59 %), gab an, der letzte Angriff bzw. die letzte Gewaltandrohung sei zum Teil oder ausschließlich darauf zurückzuführen gewesen, dass sie als LGBT-Personen wahrgenommen wurden.“ (Europäische Union 2014, S. 23)

Dabei als besonders bedenklich erachtet werden muss die Tatsache, dass lediglich ein geringer Teil der Opfer von verbalen oder körperlichen Angriffen diese auch behördlich meldet.

„Von den Befragten, die erklärten, sich im vorangegangenen Jahr am Arbeitsplatz oder bei der Arbeitssuche, im Bildungs-, Gesundheits- oder Sozialwesen oder beim Zugang zu den im Rahmen der Erhebung abgefragten Gütern und Dienstleistungen aufgrund ihrer sexuellen Ausrichtung oder Geschlechtsidentität persönlich diskriminiert gefühlt zu haben, hatte nur jeder Zehnte (10 %) seine jüngste Diskriminierungserfahrung behördlich gemeldet. [...] Jede Fünfte (22 %) der schwerwiegendsten Gewalttaten, deren Opfer die Befragten in den vorangegangenen fünf Jahren aufgrund ihrer sexuellen Ausrichtung oder Geschlechtsidentität wurden, wurde polizeilich gemeldet.“ (Europäische Union 2014, S. 22f.)

Auch wenn die Gründe für die Nicht-Meldung unterschiedlich sind, sind die am häufigsten genannten Begründungen die, dass eine Meldung nichts bewirken oder ändern würde (59 %), der Vorfall nicht wert zu melden wäre, da so etwas ständig passiere (44 %) und die Scham, vor der Offenlegung der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit (37 %) (vgl. Europäische Union 2014, S. 23). Z. T. ähnliche Ergebnisse gehen auch aus der Studie des DJI hervor, die im Folgenden zusammengefasst werden.

Zentrale Ergebnisse aus „Coming-out – und dann?!“ (Krell und Oldemeier 2015)

Als erstes zentrales Ergebnis ihrer Studie⁹² stellen Krell und Oldemeier fest, dass der Prozess der Bewusstwerdung über die eigene sexuelle Orientierung und/oder die nicht heteronormative Geschlechtlichkeit, sowohl zeitlich als auch emotional, einen großen Raum im Leben Jugendlicher und junger Erwachsener LSBT*IQs einnimmt (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 70).

„Zum Teil tritt ein undifferenziertes Gefühl des ‚Anders-seins‘ bereits im Kindergarten auf. Die Nichterfüllung von erwarteten Geschlechterrollen bzw. daraus entstehende Konflikte verstärken dieses Gefühl.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 73)⁹³

Für einen großen Teil der Befragten sei die Zeit der Bewusstwerdung mit ambivalenten und negativen Gefühlen, Gedanken und Befürchtungen, sowie Ablehnung, Verunsicherung und Angst verknüpft, was zu einem hohen Belastungspotenzial führt und sich in psychischen Problemen, wie Depressionen, Zwangs- und Panikstörungen, bis hin zu suizidalen Gedanken und Versuchen niederschlagen kann⁹⁴ (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 76).

„Die Unsicherheit über das zu Beginn des inneren Coming-out als nicht-passend wahrgenommene sexuelle oder geschlechtliche Erleben führt vielfach zu Belastungen, Entbehrungen und Ängsten (z. B. nie eine glückliche Beziehung oder eigene Familie haben zu können). [...] Charakteristisch ist, dass viele Jugendliche versuchen, ihre „wahren Gefühle“ über einen längeren Zeitraum zu verdrängen. Während der teils jahrelangen Unterdrückung der tatsächlichen geschlechtlichen oder sexuellen Identität, entwickelten sich bei einigen Jugendlichen therapierelevante psychische und psychosomatische Symptome.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 13)

Über 80 % der Befragten LSBT*IQs geben an, vor dem ersten äußeren Coming-out Bedenken gehabt zu haben. Als Befürchtungen formulieren sie die

92 Stichprobengröße der quantitativen Teilstudie: 5.037 ausgefüllte Online-Fragebögen, Durchschnittsalter der Teilnehmer*innen beträgt 21 Jahre, Qualitative Teilstudie: 40 qualitative Interviews mit LSBT*IQs zwischen 16 und 27.

93 Bei Gender*diversen sowie Trans*- und Interpersonen setzt die Bewusstwerdung häufig früher ein.

94 Nur ein Viertel der nicht-heterosexuell begehrenden Befragten und lediglich 10 % der befragten Trans*- und Interpersonen geben an, dass die Zeit der Bewusstwerdung für sie einfach war (vgl. Krell und Oldemeier 2015).

Ablehnung durch Freund*innen, durch Familienmitglieder, Angst vor Problemen in Schule und Beruf sowie allgemein vor Diskriminierungen, wie verletzende Bemerkungen oder nicht ernst genommen zu werden (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 77f.).

„Nur für wenige Jugendliche nimmt diese Auseinandersetzung einen einfach zu bewältigenden Verlauf. Die Mehrheit fühlt sich in dieser Zeit durch die Frage, wie sie mit ihrem sexuellen und geschlechtlichen Erleben in der Zukunft umgehen wollen, deutlich belastet. [...] Angesichts der beschriebenen Befürchtungen im Kontext des inneren Coming-outs wird deutlich, dass wesentliche Jahre der Adoleszenz durch die innere Auseinandersetzung mit der eigenen nicht-heterosexuellen Orientierung oder nicht-cisgeschlechtlichen Identität geprägt sind.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 13f.)

Wenn sich junge LSBT*IQs zu einem äußeren Coming-out entscheiden, da sich bei ihnen das Bedürfnis verfestigt bzw. der Druck zunimmt, mit anderen Personen über ihre Gefühle und Bedürfnisse zu reden, vertrauen sie sich am häufigsten besten oder engen Freund*innen an, da sie sich von diesen am ehesten eine unterstützende Reaktion erhoffen (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 88).

„Während der inneren Auseinandersetzung mit dem eigenen sexuellen oder geschlechtlichen Empfinden sind LSBT* Jugendliche vielfach auf sich alleine gestellt. Um in Kontakt mit anderen Menschen zu treten und deren Unterstützung zu erhalten, ist es für die Jugendlichen unumgänglich, ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität zu benennen: Sie können, im Gegensatz zu heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Jugendlichen, nicht mit dem gleichen Selbstverständnis über ihre Empfindungen sprechen, die sie vielleicht als verwirrend, beängstigend, bedrohlich oder schön erleben, ohne dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität zum Thema wird. Viele Jugendliche berichten, dass sich über die Zeit ein enormer Handlungs- und Leidensdruck aufbaut, der schlussendlich zum ersten äußeren Coming-out führt.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 15)

Dabei gibt nur knapp die Hälfte der nicht-heterosexuell begehrenden und nur ca. 30 % der gender*diversen und trans* oder intergeschlechtlichen Befragten an, das erste äußere Coming-out, alles in allem, als einfach erlebt zu haben. Grund hierfür waren befürchtete oder tatsächlich eintretende Diskriminierungen in unterschiedlichen sozialen Kontexten, wie Freund*innenkreis oder Familie. Dies ist insofern bedenklich, als dass Jugendliche und junge Erwachsene LSBT*IQs, gerade in dieser für viele schwierigen Situation, besonders – da sie sich aus diesen nicht oder nur schwer entziehen können – auf ihren familiären und schulischen Kontext angewiesen sind. 44 % der nicht-heterosexuell begehrenden und sogar 70 % der gender*diversen und trans* oder intergeschlechtlichen Befragten geben an, innerhalb der Familie Diskriminierungen unterschiedlicher Art erlebt zu haben (vgl. Krell und Oldemeier 2015). Im schulischen und Ausbildungskontext berichten 42 % aufgrund ihrer sexuellen Orientierung bzw. 54 % der Inter-, Trans*- und gender*diversen Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufgrund ihrer Geschlechtlichkeit von Diskriminierungserfahrungen. Und auch an öffentlichen Orten, wie bspw. auf der Straße,

im Nahverkehr, im Kino oder im Schwimmbad, haben 40 % (aufgrund der sexuellen Orientierung) bis 50 % (aufgrund nicht-heteronormativer Geschlechtlichkeit) der Befragten Diskriminierungen erlebt (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 99ff.).

„Die Öffentlichkeit (z. B. Bus, Bahn, Straße, Schwimmbad, Supermarkt) ist ausgehend von den Aussagen der Jugendlichen der Raum, an dem sie am häufigsten Diskriminierung erleben.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 29)

Als Fazit über die Lebenssituation junger LSBT*IQs resümieren Krell und Oldemeier:

„Wie diese und eine Reihe weiterer Ergebnisse deutlich machen, stehen Jugendliche und junge Erwachsene nach wie vor sowohl aufgrund einer nicht-heterosexuellen Orientierung als auch einer nicht-cisgeschlechtlichen Zugehörigkeit vor anderen Herausforderungen, Problemen und Bedingungen, die ihr Aufwachsen prägen, als dies bei heterosexuellen und cisgeschlechtlichen jungen Menschen zutrifft.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 195)

Abschließend werden Handlungsbedarfe auf verschiedenen Ebenen formuliert, wie z. B. Freizeit- und Beratungsangebote für LSBT*IQs flächendeckend weiterentwickeln, ausbauen und unterstützen oder die Vielfalt individueller queerer Lebensentwürfe als realistische Rollenvorbilder, die sich abseits medialer Inszenierung, Klischees und gesellschaftlicher Vorstellungen darüber bewegen, wie LSBT*IQs leben, sichtbar machen. Auch müsse Diskriminierung in Schule, Ausbildung, Hochschule und Arbeit abgebaut und Vielfalt gefördert werden, u. a. in der Form, dass sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Unterrichtsmaterialien, im Rahmen von Projekttagen und/oder Aufklärungsprojekten Berücksichtigung findet, was neben Sichtbarkeit auch zur Auseinandersetzung mit diesen Themen führen soll. Hierfür müssten Lehrkräfte und (pädagogische) Fachkräfte (weiter)qualifiziert werden und auch die Gesellschaft müsse informiert und gefordert werden (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 213ff.).

Aus den Ergebnissen beider Studien geht hervor, dass die Lebenswelten queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener auch heute noch von (psycho-sozialen) Belastungen und (emotionalen) Herausforderungen geprägt sind. Dabei gehören Diskriminierungen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit gerade auch in der Familie (vgl. Takács 2007) zum Alltag von jungen LSBT*IQs. Neben dieser gilt die Schule als Ort, an dem queere Jugendliche am häufigsten Diskriminierungserfahrungen machen. So gibt es zahlreiche Studien, die eben jenen Kontext beleuchten. Die Situation in Deutschland untersuchen u. a. Klocke (2012), Klocke und Küppers (2017). Einen globalen Bericht zur Situation von LSBT*⁹⁵ im Bildungsbereich legt die UNESCO (2016) vor, wobei die Ergebnisse der deutschen Erhebungen denen der globalen Untersuchung ähneln. Als studienübergreifendes Ergebnis lässt

95 Keine Daten zu inter* verfügbar.

sich festhalten, dass LSBT*IQs in der Schule geringe soziale Akzeptanz entgegengebracht wird (vgl. Klocke und Küppers 2017). An Schulen lässt sich auch heute noch ein hohes Maß an Diskriminierungen gegenüber queeren Kindern und Jugendlichen feststellen. Die Betroffenen sehen sich Vorurteilen, Ausgrenzungen, Beschimpfungen und auch körperlichen Übergriffen ausgesetzt. Dabei schreiten Lehrkräfte nur selten ein, sind mit der Situation überfordert oder beteiligen sich selbst an diskriminierenden Handlungen oder Äußerungen (vgl. Klocke 2012; Klocke und Peschel 2017). Folgen für die Betroffenen können u. a. Unsicherheiten in der Schule, Vermeidung gemeinsamer Klassenaktivitäten, Schulverweigerung, bis hin zum vorzeitigen Abgang von der Schule sein. So kann homo-, bi- und trans*phobe Ablehnung einen signifikanten Einfluss auf die Bildungs- und späteren Beschäftigungschancen von queeren Jugendlichen haben (vgl. UNESCO 2016). Auch auf die körperliche und psychische Gesundheit können sich Diskriminierungen im Schulkontext auswirken. Zu den direkten oder indirekten Folgen von Homo-, Bi- oder Transphobie, die junge LSBT*IQs in der Schule erleben, zählen Alkohol- und Drogenmissbrauch, psychosomatische Probleme, wie z. B. Ess- und Schlafstörungen, Angstzustände und Schuldgefühle, Depressionen bis hin zu Suizidgedanken und -versuchen (vgl. Kersten und Sandfort 1994). Dabei unterdrücken oder verheimlichen queere Jugendliche, zum Selbstschutz oder aus Angst vor negativen Reaktionen ihres Umfelds, ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit sowie ihre diesbezüglichen Probleme häufig, wobei die Unsichtbarkeit der Betroffenen eine Thematisierung und das Schaffen eines Bewusstseins der Problematik erschwert.

Am Überblick über den Forschungsstand kann zweierlei aufgezeigt werden. Auch wenn grundsätzlich ein Defizit besteht, was Forschung über LSBT*IQs, deren Lebenslagen und -realitäten betrifft, entstehen vor allem in den letzten Jahren immer mehr Publikationen zu queeren Themen. So gibt es neben den oben dargestellten z. B. eine aktuelle Studie zu LSBT*IQs im Beruf (Frohn et al. 2017), das Thema Regenbogenfamilien findet Einzug in sozialwissenschaftliche Forschung (Funcke und Thorn 2010) sowie auch bspw. LSBT*IQ im Kontext von Migration (Simon 2008; Steffens 2010). Allzu oft jedoch ist dabei die wissenschaftliche Perspektive eine defizitäre, die Schwierigkeiten, Belastungen und Diskriminierungen aufgrund sexueller und geschlechtlicher Vielfalt fokussiert. Unterstützungspotenziale und Ressourcen fanden in den Studien allerdings nur wenig bis keine Beachtung. Zudem werden LSBT*IQs, sofern sie im Erkenntnisinteresse sozialwissenschaftlicher Forschung stehen, immer bereits unter der Grundannahme ihrer vermeintlichen *Andersartigkeit* und ihrer Abweichung von der heteronormativen Ordnung untersucht und als *Unnormale* gesetzt. Die Mechanismen der Herstellung dieses sozialen Konstrukts blieben dabei unbeleuchtet und unhinterfragt. An diesen Punkten knüpft die vorliegende Untersuchung an.

Basierend auf dem erarbeiteten Forschungsstand und den identifizierten Forschungslücken stellt eine empiriegestützte gegenstandsbezogene Theorie zu Ressourcen und Potenzialen von LSBT*IQs, unter Einbeziehung dessen, wie sich *Normalität*, die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität betreffend, erst über die Konstruktion eines entsprechend *anderen* bzw. *Abweichenden* konstituiert, bisher ein Desiderat da. So steht im Zentrum dieser Arbeit die Beantwortung folgender Fragen: Wie stellen sich queere Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen aus Sicht der Betroffenen dar bzw. her? Wie werden LSBT*IQs unter dem Rahmen der Heteronormativität als *Abweichende* und *Unnormale* konstruiert und was sind die Folgen für diejenigen, die von der gesetzten (Hetero-)Norm abweichen? Welche Strategien nutzen, entwickeln oder erschließen sich LSBT*IQs dabei und wie verläuft die Aneignung und Gestaltung queerer Räume und Ressourcen?

Neben dem Ziel neue empirisch gestützte Erkenntnisse über eine bislang wenig beforschte Klientel zu erlangen und damit Forschungslücken zu schließen, soll analog zu Bourdieu et al. (2005) mit vorliegender Arbeit jenen eine Stimme gegeben werden, die sonst keine haben und unerhört bleiben. So ist es ein zentrales Anliegen des Forschungsprojekts, Sichtbarkeit, Wissen und Erkenntnisse von, für und über LSBT*IQs und deren Lebenssituationen, Bedarfe, aber vor allem auch Kompetenzen, zu (be-)fördern sowie Verständnis und Akzeptanz ihnen gegenüber einzufordern.

Hierfür wird eingangs des empirischen Hauptteils der Arbeit am Material herausgearbeitet, wie sich die Lebensrealität von LSBT*IQs gestaltet. Am Beispiel des Familien- und Schulalltags von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen werden Differenzerfahrungen und Normalitätsvorstellungen, mit denen sie konfrontiert sind, aufgedeckt. Wie LSBT*IQs durch exkludierende Effekte heteronormativer Strukturen dabei als *andere* und Abweichende konstruiert werden, ist die erkenntnisleitende Frage des nachfolgenden Kapitels. Womit sich queere Heranwachsende aufgrund ihrer Abweichung von herrschenden heteronormativen Idealen und *Normalitäten* konfrontiert sehen, wie sie den Umgang damit gestalten und bewältigen und welche Strategien und Handlungspotenziale sie im Zuge dessen entwickeln, wird im letzten Teil des Hauptteils am Beispiel queerer Internetnutzung und Partizipation an queerer Subkultur analysiert.

4 Forschende Zugänge – Methodologie und Forschungsdesign

4.1 Der Forschungsstil der Grounded Theory

4.1.1 Positionierung und Begründung der Wahl

Um den Forschungsgegenstand empirisch angemessen untersuchen zu können, bedarf es einer flexiblen Methode der qualitativen Sozialforschung. Quantitative Methoden, die in ihrem Forschungsdesign in der Regel nach linear-chronologischer Logik aufgebaut sind, scheiden nicht nur angesichts des stark begrenzten Samplings aus.

„Der Schwerpunkt der Analyse liegt nicht allein darauf, daß [sic] Massen von Daten erhoben und geordnet werden, sondern darauf, daß [sic] die Vielfalt von Gedanken, die dem Forscher bei der Analyse der Daten kommen, organisiert werden.“ (Strauss 1998, S. 51)

Ziel der Arbeit soll nicht die Überprüfung einer bereits vorhandenen Theorie, sondern die Erschließung eines neuen Forschungsfeldes und die Generierung neuer Theorie sein, worüber kaum empirisches Material sowie Theoretisierung vorliegt. Bei vorliegendem Forschungsfeld stellt sich demnach die nach Goffman wie folgt formulierte Frage: „What the hell is going on here?“ (Goffman 1980, S. 8). Das Vorgehen der Grounded Theory⁹⁶ nach Anselm Strauss erscheint hierbei als dem Gegenstandsbereich und der Forschungsfrage angemessener Forschungsstil⁹⁷, um diese Frage zu beantworten.

Was bei anderen Methoden bereits vor Auswertung des Materials als Relevanz- bzw. Bezugsrahmen vorausgesetzt wird, beispielsweise das soziale Handeln leitende Regeln bzw. sogenannte handlungsdeterminierende Strukturen, ein objektiver Sinn des Gesagten oder eine routinemäßige Lebenspraxis, wird

96 Der von Glaser und Strauss in „The Discovery of Grounded Theory“ (1967) eingeführte und erstmals 1967 publizierte Forschungsstil der Grounded Theory wird in vorliegender Arbeit – wenn nicht anders kenntlich gemacht – in der von Anselm Strauss und Juliet Corbin in „Basics of Qualitative Research“ (1998) weiter systematisierten und ausgearbeiteten Version angewendet, da die Position Glasers, die ihm auch den Vorwurf des naiven Induktivismus einbrachte, als erkenntnistheoretisch kaum haltbar erachtet wird. (Diskussion hierzu siehe auch Strübing (2004).

97 Verständnis von Theorie als Prozess: Grounded Theory, im Weiteren abgekürzt mit GT und bewusst nicht als GTM(ethod) bezeichnet, da die Bezeichnung „Grounded Theory“ gleichermaßen auf Prozess und Ergebnis, auf problemlösendes Forschungshandeln und auf dabei hervorgebrachte gegenstandsbezogene Theorien verweist, gerade weil das Ergebnis nur angemessen aus dem Arbeitsprozess heraus zu verstehen ist, in dem es produziert wurde (vgl. Strübing 2014, S. 457). „In diesem Sinne ist die Grounded Theory keine spezifische Methode oder Technik. Sie ist vielmehr als ein Stil zu verstehen“ (Strauss 1998, S. 30).

beim Vorgehen nach GT erst aus dem Material herausgearbeitet. Nach Logik der GT wird von einer prozessualen Erzeugung und Mitgestaltung von Strukturen ausgegangen, die zwischen den Akteur*innen im Handeln und Interagieren erst ausgehandelt werden, worauf auch der Begriff der „ausgehandelten Ordnung“ (Strauss 1993, S. 248) verweist. Da hierfür das subjektive Erleben und Empfinden der Interviewten eine zentrale Rolle spielt, fällt die Wahl des methodischen Vorgehens im Rahmen der vorliegenden Dissertation auf den Forschungsstil der GT. Dafür spricht zudem, die im Erkenntnisinteresse der Dissertation liegende Theoretisierung eines von der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung weitestgehend unerschlossenen Feldes. Es ist davon auszugehen, dass die Befragten ihre queeren Lebensrealitäten ganz individuell und unterschiedlich deuten, erleben und gestalten. Mit Hilfe der GT soll dieses bisher unbekannte Feld möglichst umfassend erfasst und beleuchtet werden. Daneben, dass die GT für vorliegendes Forschungsvorhaben, auch bezüglich vorhandener Zeitressourcen zweckmäßig und praktisch gut umsetzbar ist, muss hier als weiterer Vorteil vor allem die Flexibilität im Forschungsprozess angeführt werden, welche im Rahmen der GT zum Beispiel durch das „theoretical sampling“ (vgl. Glaser und Strauss 1998) gewährleistet wird, auf das im Folgenden noch weiter eingegangen wird. So ist eine Verschiebung, Weiterentwicklung und Konkretisierung der Forschungsfrage im Dienste der Gegenstandsangemessenheit auf Basis vorläufiger Analyseergebnisse sowie unter Einbezug weiterführender Forschungsliteratur und einschlägiger Studienergebnisse während des gesamten Forschungsprozesses möglich.

4.1.2 *Wurzeln der Grounded Theory*

Im Rahmen der Feldstudie „Awareness of Dying“⁹⁸ (Glaser und Strauss 1965), in den frühen 60er-Jahren entwickelt, ist die Arbeits- und Denkrichtung der GT nach Strauss, der selbst geprägt ist durch die symbolisch-interaktionistische Theorietradition (Mead, Blumer), als Forschungsstil zu verstehen, bei dem die Forschungsstrategien in Hinblick auf Datenerhebung und -auswertung flexibel auf die Gegenstände und den Forschungsprozess angepasst werden können. Gekennzeichnet auch durch die Einflüsse des amerikanischen Pragmatismus (Shalin, Dewey, Peirce) sowie durch die ethnografische Tradition der Feldforschung nach Park bzw. Hughes, wonach Handeln und Forschen als Problemlösungsprozess (Dewey 2002) zu begreifen ist, verfolgt Strauss das Ziel, anstatt einer bloßen, rein deskriptiven Beschreibung empirischer Phänomene, gegenstandsbegründete Theorien systematisch aus empirischem Material zu generieren.

Dies steht in direktem Zusammenhang mit dem Realitätsbegriff im Pragmatismus: Dabei wird nicht eine, den Objekten der physischen und sozialen

98 Die Ergebnisse wurden 1967 in „The Discovery of Grounded Theory“ veröffentlicht.

Umwelt bereits immer schon inhärente Bedeutung vorausgesetzt, sondern von erst im und durch das problemlösungsorientierte Handeln entstehenden Bedeutungen ausgegangen.⁹⁹ Somit wird auch die Universalität von Realität bzw. ein universelles Wissen über Realität abgesprochen, „womit das konventionelle, für die abendländische Wissenschaft so zentrale Verständnis objektiven Wissens in Frage gestellt wird“ (Strübing 2014, S.460). Das Handeln, gleichzeitig als Problemlösung und Modus der Realitätshervorbringung, ist dabei immer an die je unterschiedlichen Perspektiven der Akteur*innen gebunden, womit grundsätzlich von Realitäten im Plural auszugehen ist (vgl. Strübing 2014, S.460). An dieses Realitätsverständnis ist wiederum direkt das Verständnis von Daten sowie deren Erhebung und Analyse gekoppelt.

„Daten sind demnach das prozesshafte Produkt der Interaktion von Forschenden und Feld, die durch die sich ebenfalls entwickelnde Forschungsfrage als ‚Problem‘ strukturiert wird.“ (Strübing 2014, S. 460)¹⁰⁰

Weiter nach pragmatistischer Logik ist ‚wahres‘ im Sinne von richtigem Wissen demnach solches, das die Handelnden in die Lage versetzt, sich in ihrer Umwelt kompetenter zu bewegen (vgl. Strübing 2014, S. 460). So ist es demnach auch unerlässlich, die subjektiven Perspektiven derjenigen zu erfassen, die im untersuchten Forschungsfeld verortet sind. Durch die Gegenstandsbezogenheit und den Einbezug der subjektiven Perspektiven der Handelnden im Feld beinhaltet die aus dem Material herauszuarbeitende Grounded Theory ein praktisches Erklärungspotential, welches auch für die Akteur*innen in ihrer jeweiligen Praxis verständlich ist. Zudem betrachtet Strauss Wandel als konstantes Merkmal sozialen Lebens und sieht es auch deswegen als notwendig, „die Standpunkte der Handelnden zu erfassen, um Interaktion, Prozeß [sic] und sozialen Wandel verstehen zu können“ (Strauss 1998, S. 30).

Eine weitere zentrale Denkfigur, die aus dem Pragmatismus Einzug in die von Strauss ausformulierte GT gehalten hat, ist die der Ko-Konstitution. Ein Konzept dichotom-existenzieller Getrenntheit (wie beispielsweise zwischen Leib und Seele, Mensch und Natur, usw.) wird durch das einer relationalen Verbundenheit ersetzt (vgl. Strübing 2014, S. 460).

„So wenig Theorien von der empirischen Welt unabhängig sind, so wenig sind empirische Methoden theorie- und gegenstandsneutrale ‚Instrumente‘ des Forschens.“ (Strübing 2014, S. 461)

Das eine ist nicht unabhängig vom anderen zu denken und zu verstehen. Strauss sieht unsere Gesellschaft als Ort, an dem gesellschaftliche Phänomene

99 Diese Auffassung von Realität liefert auch die Begründung für die im vorliegenden Forschungsprojekt gewählte Erhebungsmethode des problemzentrierten Interviews (mehr hierzu in Kapitel 4.2.2).

100 Selbst bei der bloßen Beschreibung des Forschungsstils und der methodologischen Verortung wird die zyklische Grundlogik deutlich, die den gesamten Forschungsprozess durchzieht.

immer wieder entstehen, vergehen und neu modifiziert hervorgebracht werden und all dies entsteht nicht aus Strukturen heraus oder ist in diesen gar bereits immanent, sondern geschieht im Handeln der Akteur*innen (vgl. Strübing 2014, S. 461). Aus diesen Einflüssen, Verständnissen und Grundlogiken ergibt sich ein Forschungsstil, der gekennzeichnet ist durch einen iterativ-zyklischen Verlauf des Problemlösens, in dem induktive, abduktive und deduktive Schlussformen ineinander greifen, wobei der Wissensfortschritt im kreativen¹⁰¹ Moment der Abduktion liegt, der allerdings wiederum auf Plausibilität geprüft und praktisch erprobt werden muss (vgl. Strübing 2014, S. 495). Wie die Vorgehensweise und Verfahrensschritte in den unterschiedlichen Forschungsphasen im Einzelnen gestaltet werden können, – von Strauss selbst bewusst als Leitlinien oder Faustregeln und dezidiert nicht als Vorschriften titulierte – wird nachfolgend dargestellt.

4.1.3 *Forschungsphasen und Verfahrensschritte*

„Die Kernkategorie muss gewissermaßen die Sonne sein, die in systematisch geordneten Beziehungen zu ihren Planeten steht.“ (Strauss und Corbin 1999, S. 101)

Wer sich als Forschende*r im Rahmen des eigenen Forschungsprojekts für die GT als Forschungsstil entscheidet, wird nach einem Regelwerk, in dem die einzelnen Verfahrensschritte in vorgegebener Reihenfolge vom Ersten bis zum Letzten detailliert aufgelistet und erklärt werden, erfolglos suchen. Strauss selbst weist in seinen Schriften zur GT immer wieder darauf hin, dass die Verfahrensschritte je in Abhängigkeit vom Forschungsprojekt bzw. der jeweiligen Angemessenheit und des eigenen Bedarfs flexibel angewendet und gegebenenfalls abgeändert oder erweitert werden können oder gar müssen:

„Standardisierungen von Methoden (würden) alle Anstrengungen eines Sozialwissenschaftlers nur hemmen oder sogar ersticken. [...] Folglich sind Ermessensspielräume ratsam und oft sogar ausschlaggebend.“ (Strauss 1998, S. 32)

Allerdings gibt es wesentliche Verfahrensschritte, die unabdingbar für das Herausarbeiten einer Grounded Theory sind. Um der Komplexität der untersuchten Phänomene gerecht zu werden, muss eine gegenstandsbezogene Theorie konzeptuell dicht sein. Das macht vielschichtige, sich im Forschungsprozess erst entfaltende Interpretationen und eine sehr detaillierte und intensive Untersuchung der Daten nötig. Dabei ist zu beachten, dass das eigene Kontextwissen als solches zwar produktiv genutzt, aber auch stetig reflektiert und dokumentiert wird, – in der Triade „Daten erheben – Kodieren – Memoschreiben“ (vgl. Strübing 2004) – um persönliche Einstellungen, Vorannahmen und

101 „Gerade weil Theorie nicht aus Daten emergiert, ist eine kreative Eigenleistung der Forschenden erforderlich“ (Strübing 2014, S. 462).

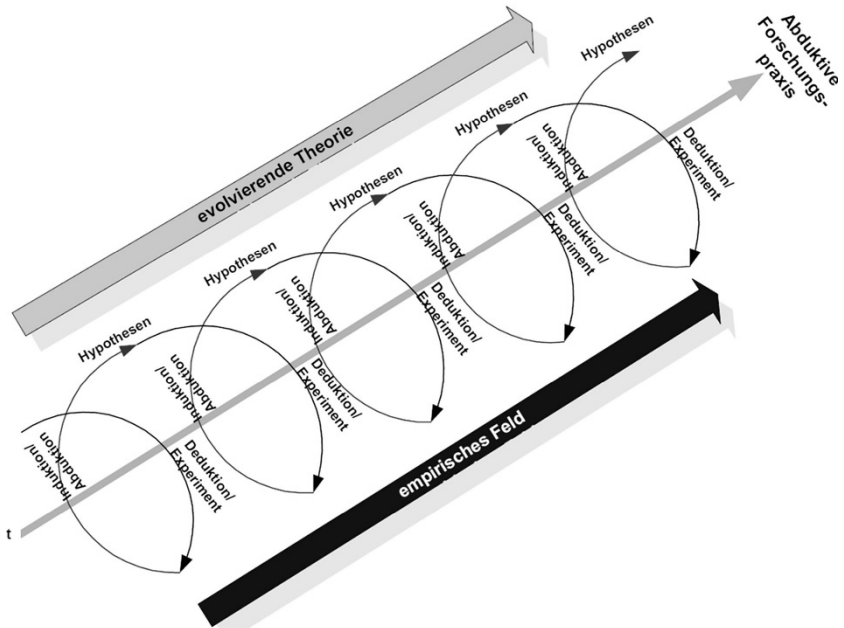
Meinungen zu kontrollieren¹⁰². Strauss betont zudem, dass die daraus entstehende GT nicht den Anspruch erhebt, die einzig mögliche Lesart bzw. die Interpretation der Forschenden nicht die einzig möglichen sind. Und dennoch: Arbeitet man eng, gewissenhaft und reflektiert am Material, wird die GT nachvollziehbar, sinnvoll und für die Akteur*innen im untersuchten Forschungsfeld verständlich sein und weiteren Ausarbeitungen und Überprüfungen an dieser „Wirklichkeit“ standhalten (vgl. Strauss 1998, S. 37).

Iterativ zyklisch

Der Forschungsprozess als Ganzes folgt einer iterativ-zyklischen verlaufsoffenen Grundstruktur und beinhaltet zirkuläre Elemente, die Erhebung, Auswertung, Generalisierung und Theoriebildung miteinander verbindet (vgl. Strübing 2004, S. 46). Datenerhebung, -auswertung und Theoriebildung folgen demnach nicht notwendigerweise sequenziell aufeinander, sondern laufen in sich-wiederholenden und wechselnden Schleifen ab. Wenn sozialwissenschaftliche Forschung effektiv sein soll, müsse sie nach Strauss „die Formulierung vorläufiger Hypothesen, die mittels der Deduktion abgeleiteten Implikationen und die Überprüfung der Hypothesen miteinander verflechten – und zwar immer aus dem Datenmaterial heraus“ (Strauss 1998, S. 40). Um eine dem jeweiligen Gegenstandsbereich angemessene Theorie zu entwickeln, müssen demnach zunächst Hypothesen entworfen werden, welche dann in weiteren Schritten ausgearbeitet und überprüft werden. Die pragmatistische Forschungslogik der GT integriert diese drei zentralen Untersuchungsmodi wissenschaftlicher Forschung, nämlich Induktion, Deduktion und Verifikation, in einem Prozessmodell, das sich wie in Abbildung 3 schematisch darstellen lässt.

102 Mehr zur „Theoretical Sensitivity“ und zum Umgang mit Kontext- und Vorwissen siehe Kapitel 4.2.6 bis 4.3.

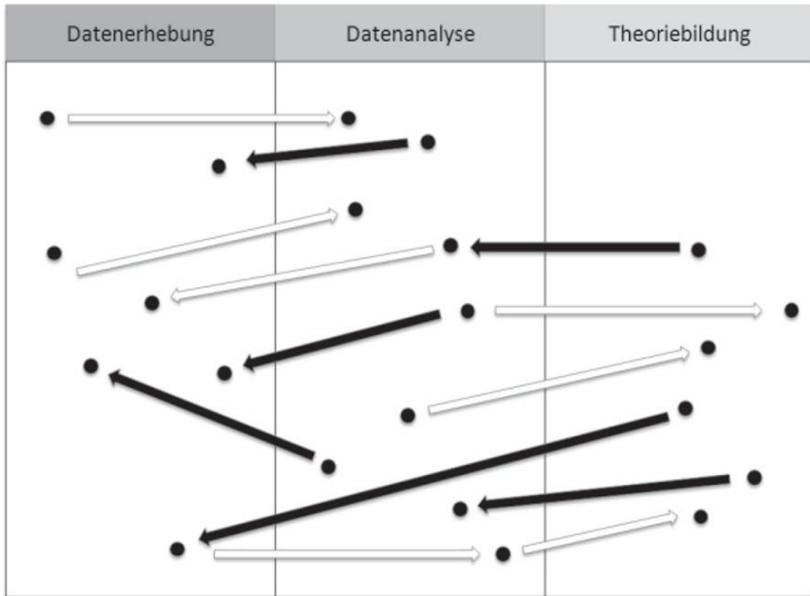
Abbildung 3: Forschungslogik der Grounded Theory als schematisches Prozessmodell



Quelle: Strübing 2004, S. 48

Nach dieser Forschungslogik werden den Daten nicht bestimmte bereits existierende Theorien übergestülpt – ohne dabei noch einmal überprüft zu werden –, sondern die Theorien werden durch kontinuierliche, aufeinander aufbauende und sich rückbeziehende, stetig wiederholende Prozesse aus den Daten herausgearbeitet. Die GT betont „die zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung. Keiner dieser Prozesse wird als jemals vollständig abschließbar aufgefasst, Theorie bildet nicht den Endpunkt des Forschungsprozesses, allein schon weil sie kontinuierlich, d. h. von Beginn der Forschungsarbeit an, produziert wird und keinen festen Endpunkt kennt“ (Strübing 2004, S. 15).

Abbildung 4: Parallelität der Arbeitsschritte



Quelle: Schmidt et al. 2015, S. 39

Durch diese Parallelität der Datenerhebung, -analyse und -auswertung ist ein ständiges Vergleichen der aus dem Material entwickelten, gegenstandsbezogenen Thesen und Kategorien gewährleistet, was in der zunehmenden Sättigung der Konzepte¹⁰³ und der Verdichtung der gegenstandsbezogenen Theorie münden soll. Die Forschungsmodi laufen also parallel und beeinflussen sich im Idealfall gegenseitig produktiv.

Dieses Vorgehen trägt zudem zur Sicherung von Güte und Qualität der finalen Grounded Theorie bei. Durch die iterativ-zyklische Forschungslogik „wird sehr unmittelbar ersichtlich, an welchem Punkt zusätzlich herangezogene Daten die Theorie nicht mehr hinreichend stützen – was Anlass zu Reformulierung, Differenzierung und erneuter empirischer Überprüfung ist“ (Strübing 2004, S. 83). Indem Thesen und Konzepte permanent validiert werden und, falls nötig – wenn bspw. entwickelte Thesen im Material keine Bestäti-

103 Zum Unterschied zwischen Konzepten und Kategorien in der GT: „Konzepte, die sich als dem gleichen Phänomen zugehörig erweisen, werden so gruppiert, dass sie Kategorien bilden. Nicht alle Konzepte werden Kategorien. Letztere sind hochgradigere, abstraktere Konzepte als die, die sie repräsentieren“ (Strauss und Corbin 1999, S. 420).

gung finden und revidiert werden müssen –, die Möglichkeit besteht, ein weiteres Mal ins Feld zu gehen, um weiteres Material zu erheben, können potenzielle Divergenzen aufgelöst oder erklärt werden. Nach Strauss ist dieses Vorgehen unabdingbar, um zur Erweiterung vorhandenen Wissens beizutragen und die Wissenschaft als ganze voran zu bringen (vgl. Strauss 1998, S. 40). Auch die Samplingstrategie fügt sich in die iterativ-zyklische Forschungslogik ein.

Theoretical Sampling

Beim Sampling, der Auswahl von Fällen und Daten, werden die Akteur*innen nicht willkürlich oder zufällig, sondern gemäß der Methode des Theoretical Sampling ausgewählt. Bei diesem Verfahren wird auf der Basis analytischer Materialbetrachtung entschieden, welche Daten im jeweils nächsten Schritt erhoben werden. Dies bedeutet, dass auf einen vorab bestimmten Auswahlplan von Interviewpartner*innen verzichtet wird, zugunsten einer schrittweisen Sample-Entwicklung, die sich jedoch immer an der im Forschungsprozess schrittweise entwickelten Theorie orientiert (vgl. Strübing 2004, S. 30). Ausgehend von der Analyse des im Verlauf des Forschungsprozesses je zur Verfügung stehenden Materials wird fortlaufend aufs Neue entschieden, welche weiteren Personen befragt und welche Fragen und Inhalte in den folgenden Interviews thematisiert werden sollen. Auf diese Weise ist der Prozess der Datenerhebung ein analytisches Verfahren und kann kontrolliert werden, sodass dadurch die Theorie, effizient und in den Daten begründet, weiterentwickelt werden kann. Im Zuge des ständigen Vergleichens wird die Datenerhebung so kontrolliert, dass bereits herausgearbeitete Phänomene, Konzepte und Kategorien noch differenzierter nachgezeichnet sowie neue Konzepte entwickelt werden. Die so herausgearbeitete gegenstandsbezogene Theorie steuert somit also sozusagen den Auswahlprozess.

Zu Beginn des Forschungsprozesses sollten sich die neu erhobenen Daten und Fälle so gut als möglich unterscheiden¹⁰⁴, sodass in der Datenanalyse im Idealfall maximale Kontraste erkennbar werden. Im voranschreitenden Forschungsprozess werden die Auswahlkriterien von Fällen und Daten dann zunehmend spezifischer und eindeutiger, um zum Ende des Erhebungsprozesses hin selektiver und gezielt darauf hingerichtet zu werden, noch bestehende Lücken in der Theorie zu schließen und diese zu überprüfen. Durch diese Strategie des minimalen und maximalen Vergleichens (vgl. Strübing 2004, S. 32) sollen parallel neue Eigenschaften und Dimensionen bereits herausgearbeiteter Konzepte erschlossen sowie neue Konzepte und Theorien entwickelt werden. Diese werden dabei so lange modifiziert, überarbeitet und angepasst, bis die

104 Auf Basis theoretischer und/oder praktischer Vorkenntnisse und Vorwissens der „sensibilisierenden Konzepte“. Das Vorwissen und die eigene Subjektivität der Forschenden wird im Rahmen der GT jederzeit in den Forschungsprozess miteinbezogen und ständig reflektiert.

theoretische Sättigung eintritt, sie also ausreichend differenziert, theoretisch reichhaltig und dicht sind.

Memos

Die Forschenden dokumentieren Gedanken, Ideen und Entscheidungen in Form von Memos. Im Unterschied zu beispielsweise zahlreichen Forschungsprojekten nach anderer Methodentradition, in denen das Schreiben eines Berichts am Ende des Forschungsprozesses steht, bildet bei der Forschung nach GT das Schreiben von Memos von Beginn des Forschungsprozesses an einen wesentlichen Arbeitsschritt. Im Sinne der Grundannahme von Theorie als Prozess dienen Memos der Unterstützung von Prozessen der Datenanalyse im Verlauf des Kodierens, also als methodische Mittel der Theoriegenese (Strübing 2004, S. 34). Schreiben ist zentrales ‚Denk-Zeug‘: Durch das fortwährende Memo-Schreiben werden (Zwischen-)Ergebnisse gesichert, Entscheidungsprozesse oder Relevanzsetzungen dokumentiert und wie auch das Vorwissen der Forschenden reflektiert, weniger oder mehr zielführende Gedanken und Hypothesen verworfen oder weiter ausgearbeitet und mögliche Widersprüche aufgedeckt. Memos haben somit eine zentrale Funktion für die Offenlegung, Entwicklung und Formulierung der aus dem Material herauszuarbeitenden GT.

Kodieren und Kodierparadigma

Ein weiteres grundlegendes Verfahren der GT ist das dreistufige Auswertungsverfahren, der Kodierprozess, nach Leitidee der „Methode des ständigen Vergleichens“. Nach Glaser und Strauss (1967) ist Kodieren jener Vorgang, bei dem die Forschenden Phänomene, die beim Lesen der Daten auffällig sind, stichwortartig beschreiben. Der Kodierprozess hat die Entwicklung und Zuordnung von Codes zum Ziel. Diese ermöglichen es, über Sinneinheiten bzw. Kategorien zu sprechen und sie zueinander in Bezug zu setzen (Hülst 2013, S. 286). Die ausgewählten Datenstücke werden gewissermaßen mit Labeln versehen, eben kodiert. Aus den Codes werden dann theoretische Konzepte entwickelt. Ziel dabei ist es, Unterschiede und Ähnlichkeiten in den Daten zu finden und somit sowohl Spezifika einzelner Phänomene als auch mehrere Phänomene übergreifende Typologien zu erarbeiten (Strübing 2014, S. 15). Der Kodierprozess unterteilt sich in drei Schritte, welche sich „kreisförmig, sprunghaft, bisweilen rekursiv und immer beweglich“ (Hülst 2013, S. 289) ereignen und keine streng vorgegebene Reihenfolge befolgen müssen. Es wird zwischen dem offenen, axialen und selektiven Kodieren unterschieden.

Um in einem ersten Schritt Phänomene zunächst zu identifizieren, wird das Material aufgebrochen. Das heißt Text wird Zeile für Zeile oder sogar Wort für Wort zugleich gewissenhaft und fantasievoll offen kodiert. Hierfür werden Stellen aus dem Datenmaterial extrahiert, welche für die Beantwortung der offenen Fragestellung relevant sein können. Daraufhin werden „kleine und

kleinste Partikel“ (Hülst 2013, S. 285) der entnommenen Textausschnitte auf ihren Inhalt überprüft, wodurch die dort enthaltenen Informationen möglichst „umfangreich und facettenreich“ (Hülst 2013, S. 286) erfasst werden. Um nicht ausschließlich auf die offensichtlichen Inhalte eines Textes zu achten, sondern ebenfalls die Inhalte hinter dem Offensichtlichen sichtbar zu machen, wird die ‚Line-by-Line-Analyse‘ verwendet. Hierbei werden Sätze und Textabschnitte nicht als in sich „geschlossene ganze gelesen, sondern zunächst einmal nur einzelne Worte und Satzabschnitte“ (Strübing 2014, S. 466). Anschließend werden diese auf ihre Themen, Relevanz für die Forschungsfrage, vorliegende Handlungsprobleme und die Situationsdefinition geprüft (vgl. Strübing 2014). Aus den einzelnen Wörtern und Satzteilen werden nun Codes gebildet. Dabei wird zwischen In-Vivo-Kodes und fachwissenschaftlichen Konstrukten unterschieden. Letztere sind Codes, die von den Forschenden neu gebildet oder aus bereits bestehenden Theorien ‚entliehen‘ werden. Währenddessen handelt es sich bei In-Vivo-Kodes um Zitate, die dem Datenmaterial unverändert entnommen werden. Die Länge eines Kodes kann zwischen einem Wort und einem Satz variieren (Hülst 2013, S. 286).

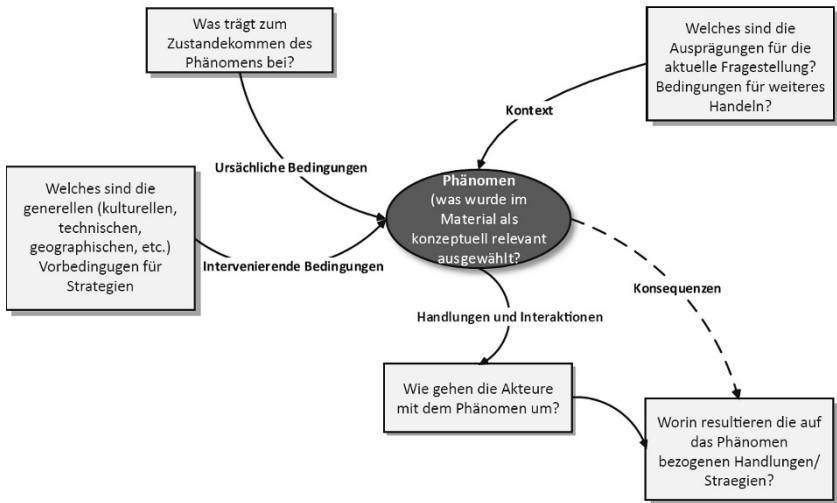
„Dabei handelt es sich um uneingeschränktes Kodieren der Daten [...] Das Ziel dabei ist, Konzepte zu entwickeln, die den Daten angemessen erscheinen. [...] Mit den Konzepten wird man dann arbeiten können oder auch nicht.“ (Strauss 1998, S. 57f.)

Ob mit den Konzepten gearbeitet werden kann, zeichnet sich während des axialen Kodierens ab, bei dem die Phänomene in Bezug zueinander gebracht werden. Beim axialen Kodieren wird nicht länger direkt am „Rohmaterial“ gearbeitet. Stattdessen wird das bereits analysierte Material weiter analysiert. Dennoch wird das ursprüngliche Datenmaterial zur Überprüfung von Zusammenhängen und zur Ergänzung weiterhin in den Analyseprozess mit einbezogen. In dieser zweiten Phase des Kodierens werden die Codes thematisch sortiert und zueinander in Beziehung gesetzt. Es werden Beziehungen zwischen den Kategorien gebildet und die Kategorien werden nach Möglichkeit hierarchisch angeordnet. Ziel des axialen Kodierens ist es, Phänomene zu bestimmen, welche die Beantwortung der Forschungsfrage unterstützen. Es gilt, übergreifende Aspekte herauszuarbeiten und erste (Unter-)Kategorien zu bilden, welche mehrere Codes umfassen. Es werden Relevanzen gesetzt, um erste Kernkategorien zu identifizieren. Das selektive Kodieren bildet den vorläufigen Abschluss des Kodierprozesses (vgl. Strübing 2004, S. 20). Hierbei werden Konzepte und (Kern- oder Schlüssel-)Kategorien zu einer umfassenden dichten und empirisch gut verankerten Theorie integriert. An diesem Punkt im Forschungsprozess stehen dann bestimmte Daten als Indikatoren für bestimmte Konzepte, die in der Auseinandersetzung mit den Daten entwickelt wurden. Die Konzepte stützen sich also nicht lediglich auf ein einzelnes Datum, sondern auf eine Vielzahl von Indikatoren. Wenn nach der Strategie des minimalen und maximalen Vergleichs keine neuen Erkenntnisse mehr generiert werden können und durch weiteres Kodieren keine wesentlichen neuen Aspekte

der Kategorien und neue Zusammenhänge zwischen Kategorien mehr gefunden werden, sich die entwickelte Theorie also nicht noch weiter ausdifferenzieren lässt, ist die theoretische Sättigung erreicht, die den vorläufigen Analyse-Endpunkt darstellt (vgl. Strübing 2004, S. 32).

Der mehrstufige Kodierprozess des offenen, selektiven und axialen Kodierens nach iterativ-zyklischer Logik wird durch das „Kodierparadigma“ (Strauss 1998, S. 57) geleitet, welches wie in Abbildung 5 – als Set basaler generativer Fragen an das erhobene Material – illustriert werden kann¹⁰⁵.

Abbildung 5: Kodierparadigma nach Strauss



Quelle: Aus Strübing 2004, S. 28.

Nach Strauss' Kodierparadigma sollen Zusammenhänge zwischen den Konzepten nach möglichen Ursachen der analysierten Phänomene, dem jeweiligen Kontext sowie möglichen intervenierenden Bedingungen, den Strategien der Akteur*innen zur Bewältigung der Phänomene und den daraus resultierenden Konsequenzen untersucht werden. Dies soll gewährleisten, dass die am Ende herausgearbeiteten Kernkategorien, ihre Eigenschaften und Dimensionen systematisch und schemageleitet in Beziehung zu anderen relevanten Kategorien gesetzt sind. Mit anderen Worten ist es Ziel, mithilfe des Kodierparadigmas wesentliche Variablen und Zusammenhänge eines Phänomens zu identifizieren, dieses Phänomen in einen Kontext zu setzen und damit beschreiben zu können, was im Material zum Ausdruck gebracht wird – worum es im Material

105 Das Kodierparadigma als solches wurde erst in der Strauss'schen Weiterentwicklung der GT (in: Qualitative Analysis for Social Scientists 1987) eingeführt und ist als mögliches Hilfsmittel, nicht jedoch als Notwendigkeit zu verstehen.

geht. Strauss und Corbin veranschaulichen dieses Beziehungsgefüge durch folgenden Vergleich: „The core category must be the sun, standing in orderly systematic relationships to its planets“ (Strauss und Corbin 1998, S. 101).

Hierfür bedarf es des ‚systematischen Dimensionalisierens‘ der Konzepte. Die im offenen Kodieren untereinander noch unverbundenen Konzepte und Kategorien werden nach dem ersten Aufbrechen des Materials im Verlauf des axialen Kodierens auf mögliche Zusammenhänge hin analysiert. Es werden erste Hypothesen entwickelt, die es im Material zu überprüfen gilt. Jene, die sich dabei als besonders fruchtbar erweisen, münden im Ergebnis in den sogenannten Kern- oder Schlüsselkategorien (vgl. Strübing 2014, S. 18). Während des selektiven Kodierens werden diese dann systematisch ausgearbeitet, um ein möglichst hohes Maß an Konsistenz zu gewährleisten. Schlüsselkategorien zeichnen sich nach Strauss durch folgende Merkmale aus:

- Sie sollen zentral sein, um den Bezug zu möglichst vielen Themen herstellen zu können,
- ihre Indikatoren sollten im Material häufig aufzufinden sein,
- sie sollten Bezüge zu anderen Schlüsselkategorien aufweisen,
- sie sind das Extrakt der Analyse und führen zur Produktion von theoretischen Annahmen/Hypothesen und Verbindungen,
- sie sollen die maximale Breite einer Thematik, einschließlich möglicher Variationen erfassen (vgl. Strauss 1998, S. 67).

4.2 Methodisches Vorgehen

4.2.1 *Qualitative Forschung und das Interview*

„Jedes Interview ist Kommunikation, und zwar wechselseitige, und aber auch ein Prozess. Jedes Interview ist Interaktion und Kooperation. Das ‚Interview‘ als fertiger Text ist gerade das Produkt des ‚Interviews‘ als gemeinsamem Interaktionsprozess, von Erzählperson und interviewender Person gemeinsam erzeugt – das gilt für jeden Interviewtypus. [...] Interviews sind immer beeinflusst, es fragt sich nur wie. Es geht darum, diesen Einfluss kompetent, reflektiert, kontrolliert und auf eine der Interviewform und dem Forschungsgegenstand angemessenen Weise zu gestalten.“ (Helfferich 2011, S. 12)

Neben der teilnehmenden Beobachtung ist das qualitative Interview, im Rahmen empirischer qualitativer Sozialforschung, wohl eine der am häufigsten eingesetzten Erhebungsmethoden, mit der die Forschenden ihrem Erkenntnisinteresse nachgehen. Zum einen da Interviews als variable Forschungsinstrumente in unterschiedlichsten Forschungskontexten und zu verschiedenen Fragestellungen eingesetzt werden können. Zum anderen liegt die große Beliebtheit auch an der Prominenz interpretativer Auswertungsverfahren, die das in

Interviews produzierte Material in Form von Texten für diese Arbeitsweise zugänglich macht. Grundsätzlich lässt sich je nach Intention der Forschenden unterscheiden, zwischen dem Grad der Offenheit des Interviews, dem Maß der Standardisierung, der jeweiligen Struktur sowie Form und Stil der Kommunikation, der eingesetzten Medien und der Fragen. Die genaue Heran- und Vorgehensweise unterscheidet sich je nach zu Grunde liegendem Paradigma, dem Erkenntnisinteresse und der sich daraus ableitenden gewählten Interviewform. Analog dem Realitätsbegriff im Pragmatismus geht es im Rahmen der Forschung mittels qualitativer Interviews nicht darum, eine vermeintliche „Realität“ abzubilden:

„Qualitative bzw. rekonstruktive Forschungsverfahren produzieren keine objektiven Datenquellen, in denen Realität abbildhaft dargestellt wird, sondern ‚Wirklichkeit‘ wird diskursiv hergestellt, so dass sich die dargestellte Wirklichkeit im Hinblick auf die zueinander relativ und dynamisch stehenden Ebenen von Repräsentanz (Wirklichkeitsdimension) und Performanz (Darstellungsfunktion) immer nur in verschiedenen Versionen zeigt.“ (Kruse 2015, S. 40)

Es muss berücksichtigt werden, dass den Befragten selbst die Aufgabe zukommt, ihre Erfahrungen, Wissensstrukturen und erlebten Ereignisse stets aktiv zu gestalten, zu rekonstruieren und darzustellen. So geht es hierbei nicht darum zu fragen, was ist wahr? – sondern nach dem Sinn und der Relevanz der jeweils wahrgenommenen und hergestellten Realität der Interviewten zu fragen. Damit möglichst viel Raum für die Perspektive der Befragten vorhanden ist und sie die Möglichkeit haben, eigene Relevanzen und Bedeutungen zu setzen und zu entwickeln, ist es notwendig mit möglichst großer Offenheit und Zurückhaltung auf Seiten der Forschenden in die Interviewsituation zu gehen.¹⁰⁶ Diese Offenheit lässt sich auch auf die Struktur und den Verlauf des Interviews beziehen. Den Prozesscharakter des gesamten Forschungsprozesses widerspiegelnd erweist es sich als hilfreich und zielführend, die Gestaltung der Interviews (z. B. Formulierung, Fragen und Reihenfolge) nicht vorab festzulegen, sondern flexibel an die Interviewten und ihre Schilderungen, also den Prozess der subjektiven Sinn- und Realitätsrekonstruktion, anzupassen, was neben einer nicht vorhersehbaren Interviewdauer auch in unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen resultiert. Je mehr die Strukturierung zunehmender Flexibilität weicht, geht damit nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich eine höhere Komplexität einher. Hierfür bedarf es des Prinzips der Explikation in besonderer Weise, da, um umfassende Deutungen der Befragten zu erhalten, diese immer wieder aufgefordert werden müssen, zu erklären und zu erläutern, was von ihnen mit dem Gesagten gemeint ist. Bei der Interpretation des Materials muss – um dieses verstehen zu können – zudem stets berücksichtigt werden, dass eine Äußerung nie isoliert für sich allein steht, sondern sich immer auf frühere Fragen und/oder Aussagen bezieht.

106 Zum Vorwissen, sensibilisierenden Konzepten etc. siehe Kapitel 4.2.6 bis 4.3.

4.2.2 *Das problemzentrierte Interview*

Diese zentralen Grundlagen zu Einsatz, Ablauf und Auswertung qualitativer Interviews liegen auch den in dieser Forschungsarbeit durchgeführten „problemzentrierten Interviews“¹⁰⁷ nach Andreas Witzel (1982) zugrunde. „Problemzentrierung kennzeichnet dabei zunächst den Ausgangspunkt einer vom Forscher wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemstellung“ (Witzel 1982, S. 67). Diese Form des Interviews lässt sich methodologisch dem Symbolischen Interaktionismus und der Grounded Theory zuordnen. Es weist zwar Ähnlichkeiten zum narrativen Interview nach Schütze (1983) auf, was die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Untersuchten selbst, also das Prinzip der Offenheit gegenüber dem empirische Feld betrifft (vgl. Witzel 1982), unterscheidet sich zu diesem jedoch vor allem in der Relevanzsetzung auf bestimmte Themenbereiche durch die Interviewer*in und den damit einhergehenden höheren Strukturierungsgrad.

„Im problemzentrierten Interview [...] steht die Konzeptgenerierung durch den Befragten zwar immer noch im Vordergrund, doch wird ein bereits bestehendes wissenschaftliches Konzept durch die Äußerungen des Erzählenden eventuell modifiziert. Methodologisch gesehen wird also die streng induktive Vorgehensweise ohne Prädetermination durch den Forscher im narrativen Interview beim problemzentrierten Interview mittels einer Kombination aus Induktion und Deduktion mit der Chance auf Modifikation der theoretischen Konzepte des Forschers abgelöst.“ (Lamnek und Krell 2010, S. 333)

Beim problemzentrierten Interview wird so bei der Datenerhebung mithilfe eines „deduktiv-induktiven Wechselspiel[s]“ (Witzel 2000) theoriegeleitetes mit offenem Vorgehen verbunden. „Dadurch wird die enge Verflechtung von Informationssammlung, Auswertung der Informationen und Veränderung der Fragestellung zum zentralen Grundprinzip des problemzentrierten Interviews“ (Reinders 2012, S. 103), was sowohl methodisch als auch methodologisch sehr gut zum Forschungsstil der Grounded Theory passt. Betrachtet man eben diese Kombination aus deduktivem (Vorwissen und Leitfadenkonstruktion) und induktivem (spezifische Relevanzsetzungen im Rahmen der Interviews, wodurch neue Fragen konzipiert oder modifiziert, erweitert oder präzisiert werden können) Vorgehen (vgl. Witzel 2000, S. 2), wird die Passung mit der Grounded Theory besonders deutlich. Mit deren Hilfe sollen dann soziale Phänomene systematisch herausgearbeitet werden, um eine plausible, dichte und gegenstandsbezogene Theorie zu entwerfen, die neue Einsichten ermöglicht und vor allem auch von praktischem Nutzen ist.

107 In der Literatur Verwendung z. T. auch synonym zu „themenzentrierten Interviews“.

Witzel zufolge lassen sich die Problemzentrierung¹⁰⁸, die Gegenstandsorientierung¹⁰⁹ und die Prozessorientierung¹¹⁰ als die drei zentralen Grundpositionen des problemzentrierten Interviews herausstellen, die die flexible Vorgehensweise dieser Form der Erhebung beschreiben. Diese „zielen auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel 2000, S. 1) ab. Dabei haben die Interviewten trotz der Problem- bzw. Themenzentrierung stets die Möglichkeit, subjektive Schwerpunkte, auch jenseits des von der Interviewerin fokussierten Themas, zu setzen, wodurch die lebens- und alltagsweltlichen Relevanzen und Aspekte der jeweils individuellen Erzählungen in einen gesellschaftlichen Rahmen eingeordnet werden können und ein Bezug zwischen individueller und gesellschaftlicher Ebene hergestellt werden kann. Im Rahmen des problemzentrierten Interviews wird den Interviewten also – wie Robert King Merton und Patricia Kendall diese Vorgehensweise bereits 1956 beschrieben – im übertragenen Sinne „a blank page to be filled in by the interviewee“ (Merton et al. 1956, S. 15) gereicht, bei der allerdings bereits ein thematischer bzw. problemzentrierter Rahmen abgesteckt ist.

Während der problemzentrierten Interviews, wobei die Gespräche durch Leitfragen, kombiniert aus offenen, erzählgenerierenden und zum Teil auch strukturierten Nachfragen gelenkt werden, sollten die Gesprächspartner*innen ihre Erfahrungen, Wahrnehmungen, Deutungen und Relevanzstrukturen zu einem ihnen vorgegebenen Themenbereich rekonstruieren. Nach einer kurzen Einführung für die Interviewpartner*innen, in der das Themen- bzw. Problemfeld umrissen wird, folgt eine erzählgenerierende Einstiegsfrage als Erzählimpuls, um den Befragten dann die Möglichkeit zu geben, persönliche Schwerpunkte zu setzen, konkrete individuelle Situationen und ihre je subjektiven Perspektiven zu schildern. Während der Erzählungen können bestimmte Erzähllinien, Prozesse und Zusammenhänge durch Nachfragen noch einmal detaillierter beschrieben werden. An Passagen des freien Erzählens, der Narration, können so direkt konkrete immanente als auch exmanente Nachfragen angeknüpft

108 Meint die Orientierung an gesellschaftlich relevanten Problemstellungen und dient somit dem Auffinden bzw. dem Definieren einer Forschungsfrage, wobei auch das, die Interviewdurchführung vorstrukturierende, Vorwissen der Interviewer*in Berücksichtigung findet.

109 Meint auf den Untersuchungsgegenstand angemessene Erhebungsmethoden und Anpassung des Erhebungsinstruments auf die Befragten. Sind Methodologie und Methode dem Forschungsgegenstand und dem Erkenntnisinteresse angemessen?

110 Sowohl der gesamte Forschungsprozess als auch die Interviewführung, die gestellten Fragen und der Leitfaden als Instrument sind flexibel und offen gestaltet, um zu einem bestmöglichen Verständnis der subjektiven Sichtweisen der Interviewpartner*innen zu gelangen. Sowohl die Forschungsarbeit im großen Ganzen als auch jedes einzelne Interview für sich befinden sich in einem permanenten Prozess bzw. in dialogischer Entwicklung, nach der sich die Forschenden zu orientieren haben.

werden, wobei Erzähl- und Nachfragephase nicht, wie beim narrativen Interview, getrennt bleiben (vgl. Witzel 2000). Mittels dieser sogenannten „Sondierungs- und Ad-Hoc-Fragen“ (Witzel 2000) soll dann ein möglichst umfassendes Verständnis über den fokussierten Themenbereich erlangt werden.

Vor der konkreten Interviewsituation gilt es, aufbauend auf eigenem Vorwissen und Erkenntnissen aus der theoretischen Auseinandersetzung mit dem zu untersuchenden Feld und den darin befindlichen Akteur*innen, eine erste Themenfokussierung bzw. „Problem-Zentrierung“ vorzunehmen. Neben der Entwicklung der Schwerpunktsetzung, an der sich auch die Samplingstrategie orientiert, müssen der Methode, dem Gegenstand und dem Erkenntnisinteresse möglichst angemessene Leitfragen, für den deduktiven Teil des Interviews, formuliert werden.

„Der Leitfaden hat nicht die Aufgabe, ein Skelett für einen strukturierten Fragebogen abzugeben, sondern soll das Hintergrundwissen des Forschers thematisch organisieren, um zu einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen.“ (Witzel 1985, S. 236)

Die Leitfragen, die eher als Hintergrundfolie dienen, werden in dieser Interviewform, im Gegensatz zu bspw. standardisierten Interviews, ausschließlich offen formuliert, um möglichst viele Erzählimpulse zu setzen. Sie bilden die thematische Schwerpunktlegung ab, wobei es sich dabei lediglich um eine vorläufige theoretische Konzeption handelt. In jedem Falle wichtig ist, diesen in den ersten Arbeitsschritten selbst entwickelten thematischen Fokus nicht explizit in die Interviewsituation einzubringen bzw. den Interviewpartner*innen „überzustülpen“, sondern lediglich Erzählanreize zu setzen und den Interviewten, adressiert als Expert*innen ihrer eigenen Lebenswelt, ihrerseits die Möglichkeit zu geben, eigene Relevanzen/Schwerpunkte zu setzen.

„Themenzentrierte narrative Interviews lassen den Erzählenden aufgrund der sehr geringen Vorstrukturierung Raum zur Entfaltung ihrer eigenen Relevanzsysteme, zum Aufbau ihrer eigenen Logik sowie zur Herstellung von Zusammenhängen und Bewertungen von Ereignissen.“ (Bronner 2011, S. 83)

Im Verlauf des Forschungsprozesses oder sogar im Laufe eines einzelnen Interviews, können dann, falls die Gesprächssituation dies nötig macht (z. B. der geplante Interviewablauf nicht funktioniert und/oder die Interviewten andere thematische Schwerpunkte setzen), Modifikationen und/oder Schwerpunktverschiebungen vorgenommen werden. Ziel ist es, dass die Interviewpartner*innen möglichst durch theoretische Vorüberlegungen unbeeinflusst bleiben. Sowohl beim narrativen als auch beim problemzentrierten Interview gilt immer der Grundsatz des Erzählprinzips:

„Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt dem Befragten allein überlassen. Mit den völlig offenen Fragen wird lediglich der interessierende Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten.“ (Lamnek und Krell 2010, S. 333)

Die Eröffnungs- bzw. Einstiegsfrage soll nach Witzel (1985) möglichst allgemein gehalten werden und zielt darauf ab, das Eis für das weitere Gespräch zu brechen. Sie muss bzw. sollte sich noch nicht zu direkt auf die theoretische Schwerpunktsetzung beziehen, sondern den Interviewpartner*innen die Möglichkeit geben, das Gespräch mit zu entwickeln. Eine zu frühe Eingrenzung auf einen zu engen Themenbereich wäre hierbei kontraproduktiv. Zudem sollte bei der Gesprächseröffnung noch einmal auf das methodische Prinzip des Erzählens hingewiesen werden, so dass sich darauf aufbauend eine narrative Gesprächsstruktur entwickelt (vgl. Witzel 1985, S. 245). Auf die Gesprächseröffnung folgt die „allgemeine Sondierung“, in der ein zentraler Erzählimpuls gesetzt wird. Die Interviewpartner*innen sollen dabei, z. B. mithilfe eines Erzählbeispiels, in dem Elemente aus dem Alltag der Befragten auftauchen, stimuliert werden, in eine narrative Phase zu kommen. Als weitere bzw. nächste Kommunikationsstrategie nennt Witzel die „spezifische Sondierung“. In dieser Phase des Interviews wird das bereits Gesagte zueinander in Bezug gesetzt mit dem Ziel, dieses noch besser nachvollziehen zu können. Mithilfe von Zurückspiegelung¹¹¹, Verständnisfragen¹¹² und Konfrontation¹¹³ soll eine Vertiefung und Verdichtung des Erzählens bzw. des Erzählten, also eine höhere Detaildichte und -tiefe sowie die Auflösung von Unklarheiten und eine Ergänzung fehlender Aussagen und (bewusster) Aussparungen erreicht werden. Auch erste aus dieser aktiven Verständniserzeugung resultierende Interpretationen können zur Diskussion gestellt werden. Durch sogenannte „Ad-hoc-Fragen“ werden dann gegen Ende des Interviews all die Themen angesprochen, die bis dahin keine Erwähnung gefunden haben, der Forscherin jedoch bei der Sondierung thematischer Schwerpunkte relevant erscheinen. Diese Fragen werden bewusst im späteren Interviewverlauf gestellt, um zum einen den Interviewpartner*innen keine Relevanzstrukturen vorzugeben, den narrativen Interviewfluss nicht zu stören und zum anderen eine gewisse Vergleichbarkeit zwischen den verschiedenen Interviews zu ermöglichen.

Um das narrative Potenzial der Interviewten im Rahmen der vorgegebenen Themenkomplexe optimal zu nutzen, kommt dem Vorwissen der Forschenden eine bedeutende Rolle zu. Um beurteilen zu können, an welchen Stellen welche Nachfragen sinnvoll wären, so dass die *richtigen* offenen Fragen gestellt werden, bedarf es bei der Durchführung von problemzentrierten Interviews nicht nur beim Konzipieren der Leitfragen einen größeren Umfang von Vorwissen der Interviewer*in als beim offenen narrativen Interview.

111 Das von den Interviewpartner*innen Erzählte wird von der Interviewerin wiedergegeben bzw. bilanziert, um von den Befragten bestätigt oder ggf. korrigiert zu werden.

112 Nachfragen, die Unklarheiten auflösen oder Lücken füllen sollen. Auch Implizites oder Ausweichendes soll mithilfe dieser Kommunikationsstrategie aufgedeckt werden.

113 Die Interviewten werden behutsam aufgefordert, noch deutlichere Begründungen und Erklärungen ihrer Sicht zu liefern und auf einfühlsame Weise mit Unerklärtem oder sich Widersprechendem konfrontiert.

„Das unvermeidbare, und damit offenzulegende Vorwissen dient in der Erhebungsphase als heuristisch-analytischer Rahmen für Frageideen im Dialog zwischen Interviewern und Befragten. Gleichzeitig wird das Offenheitsprinzip realisiert, indem spezifische Relevanzsetzungen der untersuchten Subjekte insbesondere durch Narrationen angeregt werden.“ (Witzel 2000, S. 2)

Auf diese Weise sollen subjektive Wahrnehmungen, die Herstellung relevanter Verstehens- und Sinnstrukturen sowie konkrete Bedarfe, Problemsichten und Bewältigungsstrategien der Interviewpartner*innen abgebildet werden.

„Gerade das Interview [...] kann in der Beziehung zwischen einem interessierten Forscher/Interviewer und einem Befragten, der Gelegenheit findet seine Problematik ausführlich zu erörtern, die Möglichkeit mithilfe der Sprache, Sinngehalte zu explizieren, am stärksten nutzen.“ (Witzel 1982, S. 66)

Ein standardisierter Kurzfragebogen, der vor allem der Erhebung soziodemografischen Daten dient, sowie das sogenannte Postskriptum¹¹⁴ folgt direkt im Anschluss an die Interviews. Die Interviews werden aufgezeichnet und anschließend wörtlich transkribiert¹¹⁵, um sie dann nach dem Forschungsstil der Grounded Theory auszuwerten und zu analysieren. „Unter Transkription versteht man in der empirischen Sozialforschung das Verschriftlichen verbaler und ggf. auch von nonverbaler Kommunikation“ (Kuckartz 2010, S. 38). Während der gesamten Interviewdauer ist eine wesentliche Aufgabe der Interviewerin zu jeder Zeit inhaltliches Interesse zu zeigen – wobei detailfördernde Nachfragen, wie „kannst du das genauer erklären?/...ein Beispiel machen?“ von Nutzen sind – sowie eine möglichst angenehme Gesprächsatmosphäre herzustellen und diese aufrecht zu erhalten.

4.2.3 *Konkretes Forschungsvorgehen und Ablauf der Untersuchung*

Im Zeitraum von Januar 2017 bis Dezember 2017 wurden mit insgesamt 14 Gesprächspartner*innen, darunter drei Expert*innen, in verschiedenen deutschen Städten Interviews mit der Dauer von ca. 60–130 Minuten geführt und aufgezeichnet.

Der Fokus beim vorliegenden Forschungsprojekt liegt, wie bereits eingangs beschrieben, auf den Lebensrealitäten von LSBT*IQs. Dementsprechend sind auch die problemzentrierten Interviews ausschließlich mit im wei-

114 Hier sollen alle während des Interviews entstandenen Eindrücke zum Gesprächsinhalt, der Situation, zu den Interviewpartner*innen und zum eigenen Verhalten und Befinden festgehalten werden.

115 Grundsätzlich gilt, dass jedes Transkript bereits eine Konstruktion darstellt und kein reales Abbild des Gesprächs ist. Ziel beim Arbeitsschritt des Transkribierens ist es, den konstruktivistischen Charakter nicht zusätzlich zu verstärken. Nonverbale Handlungen sollten bspw. als solche markiert und kenntlich gemacht, bei der Transkription jedoch nicht vorinterpretiert werden.

teren Verlauf als queer oder LSBT*IQs bezeichneten Individuen geführt worden. Um zu erforschen, wie sich die Lebensrealität eben jener Akteur*innen aus subjektiver Sicht gestaltet, bildet dies auch den Kontext und thematischen Schwerpunkt der problemzentrierten Interviews.

Während der jeweilige Verlauf von Gespräch zu Gespräch leicht variierte, war die Qualität der Gespräche durchgehend hoch. Durchgeführt wurden die Interviews an unterschiedlichen Orten, je nach Wunsch der Gesprächspartner*innen z. T. im Büro der Forscherin, z. T. in Cafés, Begegnungszentren oder an öffentlichen Plätzen und z. T. bei den Gesprächspartner*innen zu Hause. Bis auf die Hintergrundgeräusche in den öffentlichen Räumen fanden die Gespräche ungestört und ohne Unterbrechungen statt. Noch vor Beginn der eigentlichen Interviews wurden die Interviewten in ihrer Rolle als gleichwertige Gesprächspartner*innen adressiert und es wurde ihnen die Möglichkeit gegeben, Fragen zur Person der Forschenden zu stellen. Nachdem diese – falls Fragen gestellt wurden – beantwortet worden waren, wurde, nach noch einmal verbal wiederholtem Hinweis auf/der Zusicherung von Datenschutz und Anonymität, das Aufnahmegerät gestartet.

Die Eröffnungs- bzw. Einstiegsfrage zielte auf die Beweggründe und Motivation ab, sich für das Interview zur Verfügung zu stellen, um so das im Folgenden Erzählte besser kontextualisieren zu können. Als zentraler Erzählimpuls, als zweite, bewusst offen gestellte Frage, sollten die Interviewpartner*innen sich so gut und genau es ihnen möglich war, an den Punkt/die Phase ihrer Biografie erinnern, zu dem/der Geschlechtlichkeit und/oder Sexualität und Begehren – in welchem Kontext, durch welchen Auslöser und in welcher Situation auch immer – das erste Mal für sie zum Thema wurden. Davon als „Startpunkt“ ausgehend, sollten sie dann – nicht notwendigerweise chronologisch – bzgl. ihrer Geschlechtsidentität und/oder ihres Begehrens von ihrer Entwicklung, ihren Erlebnissen und Erfahrungen während des Erwachsenwerdens bis hin zum Erwachsensein erzählen. So war es den Interviewten möglich, selbst ihre eigenen Erzählschwerpunkte zu setzen und somit den jeweiligen Gesprächsgegenstand mitzubestimmen, wodurch dem vorgebeugt wurde, dass etwaige theoretische Konzepte der Forschenden sowie sensibilisierendes Vorwissen verzerrende Effekte auf die Äußerungen der Gesprächspartner*innen nehmen konnten.

Ziel der Gespräche war es, herauszuarbeiten und nachzuzeichnen, wie sich queere Lebensrealitäten gestalten, welche Handlungsanforderungen, -optionen und -spielräume von den Interviewpartner*innen wie genutzt werden und an welchen Stellen, bzgl. ihrer sexuellen Orientierung und/oder geschlechtlichen Identität, es dabei zu Krisen kommen kann und wie diese ggf. bewältigt wurden. Dabei interessierte vor allem, wie sie die an sich schon voraussetzungs-volle Phase des Heranwachsens, die bei ihnen zusätzlich durch die Abweichung von der „heterosexuellen Matrix“ (Butler 1991) geprägt ist, gestalte(te)n und bewältigt(t)en. In dieser Phase, so wurde angenommen, können je nach

vorhandener, ausbleibender oder verwehrter Unterstützung in verschiedenen Kontexten und Situationen, Handlungsspielräume und Potenziale entweder eröffnet oder begrenzt werden und mögliche Ressourcen sichtbar werden.

Die Gesprächspartner*innen berichteten retrospektiv aus ihrer Biografie. Warum nicht Heranwachsende in der akuten Übergangssituation interviewt wurden, sondern Akteur*innen, die die Phase des Suchens und Orientierens bereits durchlaufen haben, kann mit Schütze wie folgt begründet werden:

„Die zeitlich langfristigen Prozesse des Handelns und Erleidens weisen einen Außenaspekt simultan und sequenziell ablaufender [...] Ereignisse und einen Innenaspekt der Veränderung von Zuständen individueller und kollektiver Identitäten auf, die z. T. nicht direkt erwartet und in ihrem Verlauf überblickt, sondern erst im *Nachhinein* in ihrem Charakter und ihrer Ablaufform dem bzw. den Betroffenen deutlich werden können.“ (Schütze 1983, S. 14f.)

Die Identitätsentwicklungsprozesse, vor allem auch mit Fokus auf die geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung, sind in der Adoleszenz erst im Gange, aber als solche noch unabgeschlossen¹¹⁶ (mehr hierzu auch in: Schneider et al. 2012, S. 235ff.). In diesem Zusammenhang eignet sich die retrospektive Befragung in Form problemzentrierter Interviews als Erhebungsmethode besonders gut:

„Durch den Erzählprozess werden die Interviewten immer wieder mit vergangenem Geschehen konfrontiert, d. h., sie befinden sich in einem ständigen Prozess des Konstruierens und Interpretierens sozialer Wirklichkeit. Dies ist für die Erforschung genderbezogener Aspekte von Vorteil, da diese [...] nur schwer direkt abfragbar sind. Da davon ausgegangen wird, dass die soziale Wirklichkeit, auf welche die Erzählungen sich beziehen, von kulturellen Gender- und Heteronormativitätsannahmen ‚eingefärbt‘ ist, wird Gender/Heteronormativität in den Erzählungen immer wieder thematisiert werden, ohne dass dies von den Erzählenden intendiert sein oder von der Interviewerin abgefragt werden muss.“ (Bronner 2011, S. 85)

Während der Erzählung wurden Notizen gemacht und allgemeine und spezifische Sondierungsfragen gestellt, wenn dies die Situation erforderte. Mit den „Ad-hoc-Fragen“ wurden dann abschließen von der Forschenden noch die Themenbereiche angesprochen, die bis kurz vor Gesprächsende von den Gesprächspartner*innen selbst noch nicht thematisiert wurden.

4.2.4 *Das Sample*

Das Sample besteht aus drei Expert*innen, die hauptberuflich (zum Teil zusätzlich auch noch ehrenamtlich) je im Kontext der Betreuung/Beratung und/oder Begleitung/Unterstützung von LSBT*IQs tätig sind. Die Expert*innen definieren sich selbst als Teil der LSBT*IQ-Subkultur.

116 Wobei sich orientierend an Erikson (1968) davon ausgegangen wird, dass es sich bei der Identitätsentwicklung – analog zur Sozialisation – um einen lebenslangen Prozess handelt.

Die problemzentrierten Interviews wurden mit 11 Menschen unterschiedlichen Alters, „Geschlechts“¹¹⁷ und „sexueller Orientierung“¹¹⁸ geführt. Es haben sich auf den Interviewaufruf der Forscherin drei Trans*personen, drei Pan- bzw. Bi-Sexuelle sowie je drei lesbische und schwule Personen gemeldet. Das finale Sample setzt sich zum Zeitpunkt der Interviews wie folgt in Abbildung 6 tabellarisch dargestellt zusammen.

Abbildung 6: Das Sample – Tabellarische Darstellung

Name (anonymisiert)	Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Selbstdefinition geschlechtliche Identität	Genannte sexuelle Orientierung
Kay	45	„nicht-binäre Frau“	queer
Julian	48	„Transmann“	schwul
Tristan	18	„non-binär/Trans*mann“	pan
Andi	24	„Mann“	pan
Nina	23	„Frau“	bi
Claudia	24	„Frau“	lesbisch
Bea	25	„Frau“	lesbisch
Christina	50	„Frau“	lesbisch
Tim	26	„Mann“	schwul
Manuel	25	„Mann“	schwul
Michi	18	„Mann“	Schwul

Quelle: Eigene Darstellung

Hierbei stets zu reflektieren bleibt, wie und warum sich das Sample in der letztendlichen Form zusammensetzt und dies auch bei der Datenauswertung zu berücksichtigen. Wer wurde auf welchem Weg (nicht) erreicht und fühlte sich durch den Interviewaufruf warum (nicht) angesprochen?

Bei vorliegendem Forschungsprojekt besteht das Sample vor allem aus weißer bürgerlicher Mittelschicht/Bildungsbürgertum (siehe Kurzportraits der

117 Sämtliche Geschlechtszuschreibungen werden in der Arbeit in Anführungszeichen gesetzt. Es wird so in geschriebener Sprache verdeutlicht, dass eine Konstruktion von „Geschlecht“ angenommen wird. Durch die Sichtbarkeit in der Schriftsprache wird gesellschaftliche Norm so nicht unreflektiert reproduziert, sondern es wird bewusst eine potenzielle Irritation im Lesefluss provoziert, die Denkprozesse anstoßen kann.

118 Die Interviewten bekamen keine Vorgaben, sondern konnten sich völlig frei in ihrer „sexuellen Orientierung“, die – wie auch „Geschlecht“ als Zuschreibung und Konstruktion zu denken ist – definieren.

Interviewten in Kapitel 5.1.1). Die Situation von Menschen in anderen sozialen Schichten/Umgebungen und/oder mit Migrationshintergrund und/oder diversen psychischen oder physischen „Beeinträchtigungen“ können entweder ganz andere oder aber auch ähnliche sein, hier müssten weiterführende Studien sich dieser Forschungsdesiderate annehmen. Andererseits gewährleistet die Zusammensetzung des Samples soziale Nähe zwischen Forscherin und Interviewten, was wiederum einer „gewaltfreien“ Kommunikation nach Bourdieu zuträglich war.

Angesprochen bzw. aufmerksam wurden die Interviewpartner*innen auf unterschiedlichen Wegen: Für die Expert*inneninterviews wurde eine Recherche der regionalen Szenetreffs bzw. Anlaufstellen für junge LSBT*IQ Menschen, wie Jugendzentren oder Beratungseinrichtungen etc., durchgeführt¹¹⁹. Nach einem ersten Schritt, in dem der Erstkontakt per E-Mail hergestellt wurde, erfolgte der weitere Kontakt mit den sich zu Gesprächen bereit erklärenden Mitarbeitenden telefonisch. Im Zuge dessen wurde das Forschungsprojekt grob umrissen, der mögliche Gesprächsrahmen beschrieben sowie, wenn möglich, direkt ein Termin zum Interview vereinbart. Die Gespräche fanden dann in den Büro- oder Aufenthaltsräumen in den jeweiligen Einrichtungen statt.

Die Akquise der Interviewpartner*innen für die problemzentrierten Interviews gestaltete sich etwas anders. Es wurden Flyer gedruckt, mithilfe derer Menschen sich angesprochen fühlen sollten, die am Forschungsprojekt interessiert sind und sich selbst mit der Zielgruppe „LSBT*IQ“ identifizieren können. Eine der ersten Ideen war, aus forschungspraktischen Gründen die Zugänge der Forscherin zur Zielgruppe, die bereits zu Beginn des Projekts in mehreren mittelgroßen und Großstädten bestanden, zu nutzen und den Flyer im eigenen Umfeld zu verteilen. Allerdings hätte dabei die Problematik auftreten können, dass sich das Sample selektiv zusammensetzt. Da sich der Bekanntheitskreis der Forscherin, selbst Anfang dreißig, weiß, Akademikerin und *cis-Frau*, vor allem aus *Frauen* mit ähnlichem sozialem und kulturellem Hintergrund zusammensetzt, wurde sich jedoch gegen diese Möglichkeit entschieden.

So wurden die Flyer zum Teil in verschiedenen Szenetreffpunkten und im Rahmen von verschiedenen queeren Partys mit gemischtem¹²⁰ Publikum ausgelegt. Zudem besuchte die Forschende zum Zweck der Akquise Christopher Street Days¹²¹ im gesamten Bundesgebiet. Der Leitgedanke dabei war, dass

119 Gesprächs- und Freizeitgruppen queerer Heranwachsender und Erwachsener gibt es in beinahe jeder größeren deutschen Stadt.

120 Gemischtes Publikum sowohl was die Geschlechtlichkeit als auch die sex. Orientierung betrifft.

121 Im „Stonewall Inn“, einem einschlägigen Szenetreff in der Christopher Street in New York, widersetzten sich am 28.06.1969 Homo-, Bi- und Transsexuelle erstmals einer Polizeirazzia. Dieses Ereignis gilt als Auftakt einer weltweiten Bewegung für gleiche Rechte von LSBT*IQ-Menschen. Seit den frühen 80er-Jahren versammelt sich auch in

sowohl zu speziell auf LSBT*IQs abzielenden Partyreihen als auch vor allem bei den CSD-Großveranstaltungen, die an die gesamte queere Subkultur adressiert sind, LSBT*IQ-Menschen nicht nur aus den Ballungszentren zu erreichen sind, sondern auch diejenigen, aus dem (ländlichen) Umland größerer Städte. In vielen im Rahmen der Akquise geführten Nebengesprächen bestätigte sich diese Annahme. Aus ihnen ging hervor, dass zu den CSD-Paraden Angehörige der queeren Subkultur zum Teil über große Strecken extra anreisen, vor allem auch dann, wenn sich die Zahl der Angebote in und um ihren Wohnort in Grenzen hält bzw. diese nicht vorhanden sind. Menschen, die sonst auf direktem Weg schwer zu erreichen sind, da es in kleineren Orten oder ländlichen Gebieten weniger oder keine Anlaufstellen oder spezielle Veranstaltungen gibt, wo Flyer ausgelegt werden könnten, wurden auf diesem Weg erreicht. Im Rahmen der CSD-Veranstaltungen (Demoparaden, Kundgebungen und sonstige rahmende Veranstaltungen) wurden die Flyer mit einer kurzen Beschreibung, worum es sich beim Forschungsvorhaben handelt, vor allem in größeren gemischten Geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen vertreten waren. Daraufhin meldeten sich in den Wochen und Monaten nach den durchgeführten Schritten 16 Personen, von denen fünf aufgrund von Minderjährigkeit von den Interviews ausgeschlossen wurden. Dabei zu reflektieren ist, dass nur Menschen, die sich zum Zeitpunkt der Akquise selbst bereits als LSBT*IQ identifizieren und labeln, durch den Flyer angesprochen wurden. Dementsprechend setzt sich das finale Sample wie in Tabelle 1 dargestellt zusammen.

Wäre die Resonanz auf die Flyeraktionen ausgeblieben, wäre der nächste Schritt gewesen, zusätzlich per Aushang und über diverse E-Mail-Verteiler und Internetforen auf das Promotionsprojekt hinzuweisen und nach Gesprächspartner*innen zu suchen, die sich selbst als queer bzw. LSBT*IQ identifizieren. Der Flyer hätte in digitaler Form auf verschiedenen Online-Plattformen eingestellt und über verschiedene digitale Netzwerke, Verteiler und E-Mail-Listen verbreitet werden können. Dieser Schritt erwies sich aber nach den zahlreichen Rückmeldungen der Interviewpartner*innen als unnötig. Ursprünglich sollte das Interviewmaterial bei Bedarf zudem durch auf Online-Präsenzen und -Portalen zur Verfügung gestellte Informationen ergänzt werden. Falls es sich für den Forschungsprozess als sinnvoll und notwendig erwiesen hätte, wären Diskussionen und Postings in Foren, Blog-Einträge, Online-Communitys und Chats zur Analyse hinzugezogen worden¹²². Dafür hätte sich der sogenannten

Deutschland in immer mehr großen Städten die Community jährlich zu Demonstrationen in Erinnerung an diesen Tag der Stonewall-Rebellion und fordert im Rahmen der Christopher-Street-Day-Polit-Paraden gleiche Rechte für alle ihre Mitglieder.

122 Als Vorteile wären hier vor allem Reichweite und Anonymität im Web, das Ausbleiben von Interviewer*inneneffekten und die damit einhergehende größere Offenheit, sich auch zu tabuisierten oder intimen Themen zu äußern, zu nennen.

„Netnographie¹²³“ (Kozinets 2010) bedient werden können¹²⁴. Mit einer entsprechenden Software hätten sich vorab ausgewählte Websites als Datenquellen erschließen lassen, indem diese nach Stichwörtern und definierten Queries durchsucht werden können. Die Datenauswertung hätte dann beispielsweise per qualitativer Inhaltsanalyse erfolgen können. Im Laufe des Forschungsprozesses erwiesen sich diese Schritte jedoch insofern als überflüssig, als dass sich während der Datenauswertung und -analyse die Interviews als eine Fülle von dichtem und gehaltvollem Material erwiesen. Allerdings wäre denkbar, in diversen Anschlussprojekten diese Vorgehensweise zu bestimmten Fragestellungen aufzugreifen, die in vorliegender Arbeit nicht im Erkenntnisinteresse lagen.

4.2.5 Transkription, Datenschutz und Anonymisierung

Transkription

Um die Arbeitsschritte der GT auf das Material anzuwenden, bedarf es einer Verschriftlichung der aufgenommenen Interviews (verbale und nonverbale Kommunikation). Je nach Erkenntnisinteresse, Fragestellungen, Ökonomie (Zeit- und Geld-Ressourcen und Forschungspragmatik), Relevanz sowie Lesbarkeit wird ein Transkriptionsverfahren ausgewählt. Für das vorliegende Projekt wurden die Aufzeichnungen im MP3-Format mittels der Software „f4“ komplett und wörtlich, also inklusive grammatikalischer Fehler und Versprecher sowie Sprechpausen oder Zögern, transkribiert. Bei mit „f4“ transkribiertem Material können Zeitmarken eingefügt werden, wodurch bei der späteren Analyse der Interviews mit MAXQDA direkt zur jeweiligen Stelle in der Au-

123 Quelle: Robert Kozinets (2010): *Doing Ethnographic Research Online*. Sage Publications Ltd. Mehr zu Netnographie siehe auch: <http://www.klaus-janowitz.de/html/Netnographie.html>. Zugriff 30.11.2015.

124 Hierbei wird das Internet als Medium und Lebenswelt zugleich betrachtet. Informationen werden so schnell, wie über kaum ein anderes Medium übermittelt und rezensiert, werden in unbegrenzter Menge verbreitet und gespeichert. Durch die Möglichkeit des unmittelbaren Austauschs über das Internet entstehen auch immer neue soziale Umgebungen, losgelöst von räumlicher Nähe. Diese *Communities* sind – ähnlich wie im realen Setting durch ethnografische Methoden – per Netnographie der empirischen Sozialforschung zugänglich. Ursprünglich vor allem im Rahmen quantitativer Sozial- und Marktforschung angewendet, werden hierfür bisher lediglich analog angewendete empirische Forschungsmethoden auf das Internet übertragen und angepasst. Ebenso wenig wie Ethnographie ist Netnographie eine einzelne Methode, sondern setzt als Forschungsperspektive jeweils geeignete Methoden im Forschungsprozess ein, wobei die bestimmenden Merkmale vor allem das induktive bzw. bottom-up Vorgehen und die Beachtung des kulturellen Kontextes sind (vgl. Janowitz 2009).

diodatei gesprungen werden kann, um sich das Gesprochene noch einmal anzuhören¹²⁵. So halten sich auch die Informationsverluste durch die Fixation gesprochener in verschriftlichte Sprache in Grenzen. An welchen genauen Regeln und Richtlinien sich bei der Transkription, der im Rahmen des Forschungsprojekts geführten Interviews, orientiert wurde, wird im Folgenden abgebildet.

Transkriptionsregeln in Anlehnung an Dresing (2006) (Ergänzung nach Dresing und Pehl 2013):

- Es wird wörtlich transkribiert, also nicht lautsprachlich oder zusammenfassend. Vorhandene Dialekte werden nicht mit transkribiert.
- Die Sprache und Interpunktion werden leicht geglättet, d. h. an das Schriftdeutsch angenähert. Bspw. wird aus „Er hatte noch so'n Buch genannt“ → „Er hatte noch so ein Buch genannt“. Die Satzform wird beibehalten, auch wenn sie syntaktische Fehler beinhaltet, beispielsweise: „ich bin nach Kaufhaus gegangen“.
- Pausen werden durch drei Auslassungspunkte in runden Klammern (...) markiert.
- Zustimmungende bzw. bestätigende Lautäußerungen der Interviewer (Mhm, Aha etc.) werden nicht mit transkribiert. AUSNAHME: Eine Antwort besteht NUR aus „mhm“ ohne jegliche weitere Ausführung. Dies wird als „mhm (bejahend)“, oder „mhm (verneinend)“ erfasst, je nach Interpretation.
- Einwürfe der jeweils anderen Person werden in Klammern gesetzt.
- Emotionale nonverbale Äußerungen und Lautäußerungen der befragten Person oder der Interviewer*in, die die Aussage unterstützen oder verdeutlichen (etwa Lachen oder Seufzen), werden in Klammern notiert.
- Absätze der interviewenden Person werden durch ein „I“, die der befragten Person(en) durch ein eindeutiges Kürzel, z. B. „B4:“, gekennzeichnet.
- Jeder Sprecher*innenwechsel wird durch eine Leerzeile zwischen den Sprechenden deutlich gemacht, um die Lesbarkeit zu erhöhen.
- Unverständliche Wörter werden mit (unv.) und der entsprechenden Zeitmarke gekennzeichnet. Längere unverständliche Passagen sollen möglichst mit der Ursache versehen werden (unv., Handystörgeräusch) oder (unv., Mikrophon rauscht). Vermutet man einen Wortlaut, ist sich aber nicht sicher, wird das Wort bzw. der Satzteil mit einem Fragezeichen in Klammern und der Zeitmarke gesetzt. Zum Beispiel: (Xylomethanolin? #00:06:11-2#).

125 Diese Funktion macht eine noch detailliertere Transkriptionsmethode als die gewählte im Kontext dieses Projektes überflüssig.

- Wort- und Satzabbrüche werden mit einem Abbruchzeichen „/“ gekennzeichnet: „Ich habe mir Sor/Gedanken gemacht“. Wortdopplungen werden immer notiert.
- Interpunktion wird zu Gunsten der Lesbarkeit geglättet, das heißt bei kurzem Senken der Stimme oder uneindeutiger Betonung wird eher ein Punkt als ein Komma gesetzt. Dabei sollen Sinneinheiten beibehalten werden (vgl. Dresing 2006; Dresing und Pehl 2013).

Anonymisierung und Datenschutz

Nach der Transkription des Interviewmaterials folgt ein weiterer wichtiger, vor allem die Forschungsethik betreffender Arbeitsschritt. Damit die Anonymität der Gesprächspartner*innen gewährleistet werden kann, müssen alle Nennungen, die auf deren Person Rückschlüsse erlauben in der Verschriftlichung verfremdet werden. So werden (Eigen-)Namen, Städte- und Einrichtungsnamen und Daten durch Platzhalter ersetzt, jedoch so, dass zwar die Identität der Interviewten verdeckt bleibt, für das Verständnis wesentliche Bedeutungen aber dennoch transportiert werden¹²⁶. Unverändert dabei bleiben die selbstdefinierte Geschlechtsidentität sowie die sexuelle Orientierung und Alter der Gesprächspartner*innen. Eine Tabelle bzw. Urliste, in der alle Anonymisierungen und Platzhalter aufgelistet sind, liegt zur Entschlüsselung ausschließlich der Forscherin vor.

Dieses Vorgehen wurde den Interviewpartner*innen mit einigen weiteren Ausführungen zum Datenschutz und dem ungefähren Ablauf des Gesprächs vor den Gesprächen erklärt und in schriftlicher Ausführung, wie folgt aufgeführt, vorgelegt:

Hinweise zum Datenschutz und zum Ablauf des Gesprächs

Ablauf des Gesprächs: An einem Ort deiner Wahl werden wir ein offenes Gespräch führen. Ich habe mir einige Leitfragen notiert, an denen ich mich orientieren kann, aber du allein entscheidest, auf welche Frage du wie ausführlich antworten möchtest, oder auch nicht. Es gibt keine falsche Antwort! Es geht mir um das, was DIR wichtig erscheint und worauf DU beim Erzählen deine Schwerpunkte legst. Du bestimmst also in gewisser Weise die Gesprächsthemen mit, denn deine individuellen Erfahrungen und Einschätzungen machen dich und meine anderen Gesprächspartner*innen zu sogenannten „Expert*innen eurer eigenen Lebenswelt“.

Was die Gesprächsdauer betrifft, lässt sich das schwer abschätzen. Je nachdem, wie das Gespräch verläuft, kann es nach 45 Minuten oder nach drei Stunden zu Ende sein. Es wäre toll, wenn du mir erlaubst, mich bei dir nochmal telefonisch oder per E-Mail zu melden, falls mir im Nachhinein noch eine wichtige Frage einfällt. Du hast dich bereit erklärt mit mir zu sprechen und tust das selbstverständlich völlig freiwillig, es sind keine sonstigen Verpflichtungen oder Einwilligungen an dein Einverständnis geknüpft.

126 Z. B. „Berlin“ wird durch „Großstadt“ ersetzt.

Datenschutz: Deine Bereitschaft mit mir zu sprechen erfolgt freiwillig und dein Vertrauen ist mir dabei sehr wichtig. Daher treffe ich auch entsprechende Maßnahmen, um den Datenschutz zu gewährleisten. Das Gespräch wird mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und im Anschluss in Schriftform gebracht. Für die weitere wissenschaftliche Auswertung des Textes werden alle Angaben, die zu einer Identifizierung deiner Person führen könnten, verändert oder aus dem Text entfernt. Falls es zu einer wissenschaftlichen Veröffentlichung, z. B. in Fachzeitschriften, kommt, werden Gespräche nur in Ausschnitten zitiert, um gegenüber Dritten sicherzustellen, dass der Gesamtzusammenhang von Ereignissen nicht zu einer Identifizierung deiner Person führen kann. Die personenbezogenen Kontaktdaten werden von den Gesprächsdaten getrennt für Dritte unzugänglich gespeichert. Alle Daten (Audioaufnahme, Interviewtranskripte, Kontaktdaten) werden für die Dauer des Projekts verschlossen aufbewahrt. Nach Beendigung des Forschungsprojekts werden die Original-Audiodateien sowie deine Kontaktdaten gelöscht. Wenn du Fragen oder Bedenken hast, kannst du dich jederzeit mit mir in Verbindung setzen:

– Anschrift und Erreichbarkeit der Forschenden –

Zudem wurde eine Interviewvereinbarung angefertigt, die sowohl von der Forscherin als auch den Interviewpartner*innen unterschrieben wurde:

Interviewvereinbarung:

– Name und Anschrift der Interviewerin –

Ort des Interviews: _____

Datum des Interviews: _____

Ich erkläre, dass ich an dem oben genannten Interview teilgenommen habe und mit der Aufzeichnung des Gesprächs als Audiodatei einverstanden bin. Ich überlasse der Forscherin im Rahmen ihrer Doktorarbeit die Nutzungsrechte an den aufgrund des Interviews entstandenen Dokumenten und stimme einer Verwendung für ausschließlich wissenschaftliche Zwecke in anonymisierter Form zu.

Ich stehe für eventuelle Nachfragen zur Verfügung: ja nein

Unterschrift Interviewpartner*in: _____

Unterschrift Interviewerin: _____

Damit war es der Forscherin möglich, bei sich im fortschreitenden Forschungsprozess entwickelnden noch offenen Fragen die Gesprächspartner*innen zur Klärung ein weiteres Mal zu kontaktieren.

4.2.6 *Positionierung und Reflexion der Rolle der Forscherin*

„Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, daß [sic] der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die

eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren.“ (Bourdieu, 2005, S. 394)

Als eine der zentralen Grundannahmen interpretativer Sozialforschung gilt, dass die Forschenden nie frei von Bezugssystemen nur neutrale Beobachter*innen einer vermeintlich objektiven Wirklichkeit sind, sondern zwangsläufig immer auch gleichzeitig Wirklichkeitskonstrukteur*innen, Interpret*innen ihrer Daten und Entscheider*innen über den konkreten Gang der theoretischen Argumentation. Damit sind sie immer auch Subjekte des Forschungsprozesses (vgl. Strübing 2014, S. 16), was es stets zu reflektieren gilt. So werden während des gesamten Forschungsprozesses sowohl die eigene Lebenserfahrung, die durch soziokulturelle und lebensgeschichtliche Prägung angeeigneten und vertretenen Werte sowie die eigene Haltung und der Bezug zum Feld bzw. den Akteur*innen darin mitgedacht und reflektiert. All dies gilt es, offen zu legen und während des Arbeitsprozesses bei jedem Schritt als jeweilige Rahmung kritisch und reflexiv mit zu bedenken. Welch zentralen Stellenwert dem im Forschungsprozess zukommt, betont Breuer (2010) wie folgt:

„Als Forschende/r versuche ich, mir so gut es geht Klarheit darüber zu verschaffen, in welcher Weise meine wissenschaftlichen Denkweisen und Haltungen von gesellschaftlichen, sozialen, sub-/kulturellen, persönlichen, lebensgeschichtlich gefärbten Vorstellungen und Annahmen geprägt sind. Ich fokussiere meine Präkonzepte – die sich zuvor häufig in großen Teilen nur implizit und verdeckt in meinem Denkhintergrund aufgehalten haben. Ich kann nun für meine wissenschaftliche Arbeit einige Teile davon reflektiert übernehmen, andere vorübergehend ‚einklammern‘, andere verwerfen etc. Solange diese Präkonzepte dagegen implizit-hintergründig und mir nicht bewusst sind, kann ich mich ihnen gegenüber nicht rational und souverän verhalten. Damit sie in diesem Sinn verfügbar sind, muss ich sie aufgedeckt, (mir) offengelegt und zugänglich haben.“ (Breuer 2010, S. 27)

Dass sich die Forscherin und Verfasserin, cis-Frau, Mitte 30, weiß, aufgewachsen in einer Mittelstadt im Südwesten Deutschlands, als nicht-heteronormativ begehend identifiziert und damit selbst Teil des Untersuchungsfeldes ist, kann gleichzeitig von Nutzen jedoch auch nachteilig für den Forschungsprozess sein. Einerseits verfügt sie aufgrund eigener Erfahrungen über grundsätzliche Kenntnisse der queeren Subkultur. Dieses Wissen kann über den gesamten Forschungsprozess nutzbar gemacht werden, indem es beispielsweise den Zugang zum Feld erleichtert, Ideen für die Leitfadenzonzeption liefert und als Inspiration für Präkonzepte dient. Auch aufgrund eigener Betroffenheit positioniert sich die Forscherin gegen jegliche Form von Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit und hegt großes Interesse an den Belangen der queeren Subkultur. Die Motivation für vorliegende Arbeit ist daher, neben dem Ziel neue empirisch gestützte Erkenntnisse über eine bislang wenig beforschte Klientel zu erlangen und Forschungslücken zu schließen, auch ideeller Art. Analog zu Bourdieu et al. (2005) soll jenen eine Stimme gegeben werden, die sonst keine haben und unerhört bleiben. So ist es auch

Anliegen des Forschungsprojekts Sichtbarkeit, Wissen und Erkenntnisse von, für und über LSBT*IQs und deren Lebenssituationen und Bedarfe zu (be-)fördern, ihnen Gehör zu verschaffen sowie Verständnis und Akzeptanz innerhalb, aber vor allem außerhalb der Subkultur einzufordern. Dabei identifiziert sich die Forscherin, die selbst auch alle Interviews geführt hat, als Gleichgesinnte ihrer Gesprächspartner*innen und mit der queeren Subkultur persönlich verbunden. Gleichzeitig schließt jene Nähe zum Forschungsgegenstand und den Akteur*innen im Feld, trotz aller möglichen Selbstreflexion, einen unvoreingenommenen Zugang aus. So besteht über den gesamten Forschungsprozess die Schwierigkeit, die vorhandenen eigenen Vorannahmen nicht als gegeben oder unabhängig von den Beobachter*innen anzusehen. Auch ihre Erfahrungen und ihr Vorwissen entstammen nur einem bestimmten Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit, was es im Forschungsprozess fortlaufend zu reflektieren gilt.

„Wir können uns als Handelnde, Erkennende, Forschende darum bemühen, unsere Präkonzepte möglichst bewusst, reflexiv, selbst-/kritisch und flexibel zu handhaben, wir können sie in unsere Forschungsmethodologie und -praxis einbeziehen [...]. Wir haben es hier jedoch stets mit Grenzgängen am Rande der eigenen Selbstreflexion und Selbsteinsichtsfähigkeit zu tun. Als Forschender ist man in dieselben Interaktionen verflochten, die man untersucht.“ (Breuer 2010, S. 29)

Als Folge daraus werden u. a. Präkonzepte, Leitfaden und Forschungsfrage permanent geprüft, hinterfragt und neuen Erkenntnissen angepasst. Um Voreingenommenheit zu vermeiden und die Haltung der Forscherin in Bezug auf die Interviewpartner*innen, die Themen und die Erkenntnisse zu reflektieren, werden auf unterschiedlichen Ebenen verschiedene Vorkehrungen getroffen. Zum einen wird während des gesamten Forschungsprozesses ein Forschungstagebuch geführt, in dem die eigenen (Gefühls-)Reaktionen auf Interviews und Daten dokumentiert werden. Dadurch kann einerseits der Forschungsprozess inklusive aller Entwicklungen und Veränderungen nachvollzogen werden. Andererseits unterstützt es die Reflexion des eigenen Vorgehens und (der Strukturierung) des Arbeitsprozesses und dient darüber hinaus der „Einübung und Einsozialisation ins Schreiben“ (Breuer 2010, S. 129). Teil des Forschungstagebuchs sind u. a. Memos, Protokolle und MindMaps. Zum Zwecke der kritischen Reflexion und um sicherzustellen, dass die im Rahmen der Arbeit hervorgehenden Erkenntnisse direkt aus dem Material stammen bzw. sich daraus entwickeln, steht die Forscherin in ständigem Austausch mit anderen Forscher*innen und nimmt an Methodenworkshops, Kolloquien und Interpretationsgruppen teil, wo methodische und inhaltliche Fragen sowie (Zwischen-)Erkenntnisse präsentiert und diskutiert werden. Dabei ist vor allem

auch die Partizipation im kooperativen DFG-Graduiertenkolleg „Doing Transitions“¹²⁷ der Goethe-Universität Frankfurt am Main und der Eberhard Karls Universität Tübingen hervorzuheben, durch die die Forscherin während des gesamten Forschungsprozesses wichtigen theoretischen und forschungspraktischen Input bekam.¹²⁸ Zudem werden die (vorläufigen) Ergebnisse in Gesprächen mit LSBT*IQs und Expert*innen kommunikativ validiert. All diese Mechanismen sollen helfen, zwischen eigenen Ansichten und den Erkenntnissen, die direkt aus dem Datenmaterial hervorgehen, zu unterscheiden. Allerdings ist es nicht nur die Rolle der Forschenden, die es fortlaufend kritisch zu reflektieren gilt, auch die Situation, in der die der empirischen Analyse zugrunde liegenden Daten erhoben werden, muss als konstruierter und künstlicher Zustand offengelegt werden.

127 Weiterführende Informationen zum Graduiertenkolleg „Doing Transitions“ siehe: <https://doingtransitions.org/>.

128 Die angebotenen Veranstaltungen unterschiedlichster Formate waren in ihrer Gänge und Ausrichtung für vorliegende Arbeit sehr hilfreich. Sie haben stets Raum für (wertvolle) Irritation und die konstruktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Thema, als auch mit den Forschungsprojekten der anderen Kollegiat*innen gegeben. Vor allem durch die hohe Verbindlichkeit der Teilnahme war es möglich, nicht nur die eigene Arbeit voran zu bringen sondern auch Einblick in die anderen Arbeiten zu erhalten, gemeinsam zu diskutieren, Fragen zu bearbeiten und so kontinuierlich im fachlichen/inhaltlichen Austausch miteinander zu bleiben. In erster Linie boten regelmäßig stattfindende Kolloquien die Möglichkeit Fragen, die sich bei der Bearbeitung des eigenen Projektes stellten, unmittelbar zu besprechen, Zwischenergebnisse zu präsentieren und dabei sowohl mit den Professor*innen, als auch mit den Kollegiat*innen vertieft und mit hoher fachlicher Expertise zu diskutieren. Dieses Format und die Mischung aus theoretischen und methodischen Vertiefungen war sehr gewinnbringend und unmittelbar zielführend für die Bearbeitung des Dissertations-Projektes im Rahmen des begrenzten zeitlichen Rahmens. Auch die Beiträge externer Referent*innen im Rahmen von Tagungen und Workshops waren bereichernd für meine Arbeit. Obgleich die präsentierten Ansätze letztlich nicht aufgenommen werden konnten, haben die Beiträge und inhaltlichen Auseinandersetzungen dennoch die eigene Perspektive erweitert und so implizit Spuren in vorliegender Arbeit hinterlassen. An dieser Stelle noch einmal besonders hervorzuheben, ist die enge und intensive Begleitung durch Prof. 'in Dr. Barbara Friebertshäuser & Prof. Dr. Michael Fingerle, durch die Forscherin betreut wurde. Sie standen jederzeit, auch in schwierigen Situationen (über die Arbeit an der Dissertation hinaus) mit Rat und Tat zur Seite, setzten sich ein und unterstützten, wo immer sie konnten.

4.2.7 *Reflexion der Interviewsituation – Das Interview als soziale Beziehung*

Anders als bei zumeist unpersönlich per Telefon, auf dem Postweg oder im Internet durchgeführten standardisierten und geschlossenen Fragebogenerhebungen¹²⁹ kommt der Person, die persönliche offene oder teilstrukturierte Interviews führt, eine zentrale Rolle bei der Erkenntnisgenerierung zu.

„Indem der Interviewer mit dem Befragten in eine vollkommen außergewöhnliche Kommunikationssituation eintritt, die von den – vor allem zeitlichen¹³⁰ – Zwängen befreit ist, die auf den meisten Austauschbeziehungen des täglichen Lebens beruhen, und indem er ihm Alternativen eröffnet, die ihn dazu bringen oder es ihm erlauben, sein Unbehagen, seine unerfüllten Bedürfnisse und Wünsche zur Sprache zu bringen, die er manchmal erst durch dieses Zur-Sprache-Bringen entdeckt, trägt er dazu bei, die Bedingungen für das Zustandekommen eines außergewöhnlichen Diskurses zu schaffen, der sonst nie hätte gehalten werden können, aber dennoch bereits da war und nur auf günstige Umstände wartete, um sich zur Geltung zu bringen.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 400)

Bei dieser Form der Datengewinnung stehen zwar vor allem die Befragten mit ihren subjektiven Erfahrungen und Einstellungen im Forschungsfokus, jedoch wird auch die Forscherin selbst mit ihrer Körperlichkeit, ihrer Emotionalität und den daraus entstehenden Gedanken und Reaktionen zum Erhebungsinstrument und Untersuchungsgegenstand zugleich, was es während des gesamten Forschungsprozesses mitzudenken und kritisch zu reflektieren gilt.

„Das Interview ist [...] eine Gesprächssituation, die bewusst und gezielt von den Beteiligten hergestellt wird, damit der eine Fragen stellt, die vom anderen beantwortet werden.“ (Lamnek und Krell 2010, S. 313)

Eine Interviewsituation im Rahmen einer wissenschaftlichen Befragung ist immer bereits durch die gegebene (vermeintlich hierarchische) Rollenverteilung in Interviewer*in und Befragte*r strukturiert und hat als solche Effekte auf die Gesprächsinhalte, den Verlauf und die bei der Analyse daraus hervorgehenden Erkenntnisse. So sind im Vorfeld der Interviews verschiedene „Präventionsmaßnahmen“ getroffen worden, um symbolischer Gewalt in den Interviewsituationen vorzubeugen. Zum einen wurde der Kontakt zwischen der Forscherin und den Interviewpartner*innen ausschließlich durch letztere initiiert. Die Interviewten haben als Reaktion auf die Infoflyer, eigeninitiativ per E-Mail, Kontakt zur Forscherin aufgenommen und sich ihr als Gesprächspartner*innen zur Verfügung gestellt. Von Seiten der Forscherin ist somit keinerlei sozialer Druck oder Zwang ausgeübt worden, sich am Forschungsprojekt zu beteiligen,

129 Gegebenenfalls wird Befragten durch eine Fragebogenerhebungen mit ihren vorgefertigten Antwort(un)möglichkeiten eine bestimmte Problematik erst aufgedrängt.

130 Es wurde im Vorfeld der Interviews kommuniziert, dass die Gespräche so viel Zeit in Anspruch nehmen, wie Zeit benötigt wird, um all das zu erzählen, was die Befragten erzählen möchten, all das, was für sie relevant und erzählenswert ist, so ausführlich es ihnen beliebt.

noch ist eine wie auch immer geartete Belohnung in Aussicht gestellt worden (wie z. B. Geschenke oder sonstige finanzielle Aufwandsentschädigungen).

Den Interviewten wurde noch vor Beginn des Interviews versichert, dass die Forschende sie als gleichwertige, reflexive Subjekte – als sogenannte Expert*innen ihrer Lebenswelt – ansieht und adressiert. Die erste Frage an die Interviewten war die nach den Beweggründen und Motivationen der Gesprächspartner*innen, sich für das Interview zur Verfügung zu stellen, um so das Gesagte entsprechend zu kontextualisieren. Die zweite Frage war bewusst offen gestellt, damit die Interviewten selbst ihre eigenen Erzählschwerpunkte setzen konnten und somit den jeweiligen Gesprächsgegenstand mitbestimmen. Die Interviewpartner*innen wurden, bevor die Interviews begonnen hatten, ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sie selbst darüber entscheiden können, was und wie detailliert sie erzählen oder auch nicht erzählen und sie jederzeit die Möglichkeiten haben, das Gespräch abzu- oder zu unterbrechen. Um die Gesprächspartner*innen bzw. das Gesagte zu verstehen, um zu Erkenntnissen zu gelangen und diese angemessen einordnen zu können, ist es wichtig, dass die Gesprächspartner*innen selbst verstehen, wie, warum und wofür die Interviewsituation zustande kommt.

„Ein solches Verstehen [...] äußert sich darin, daß [sic] ein Interview auf verständliche, ruhige und motivierende Art und Weise präsentiert und geführt wird, also so, daß [sic] der Befragte in dem Interview und generell in dieser Situation einen Sinn erkennen kann.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 398)

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, sind die Interviewpartner*innen vor den jeweiligen Treffen über den Ablauf des Gesprächs, den Datenschutz sowie den ungefähren thematischen Rahmen aufgeklärt worden¹³¹. Des Weiteren war es der Forscherin ein Anliegen, von den Gesprächspartner*innen als Gleichgesinnte wahrgenommen zu werden. Bereits die Gestaltung der Info-Flyer war sowohl im Design (Regenbogen als Symbol der Gay/Queer-Pride) als auch bei den gewählten Formulierungen (Verwendung der Abkürzung LSBT*IQ, des Queer-Begriffs, die Selbstbezeichnung als „Wissenschaftsque(e)rulantin“ u. v. m.) der Versuch, nicht nur subtil und implizit eine Art von Verbundenheit, Solidarität und sozialer Nähe zu vermitteln. Zudem wurden die Flyer entweder auf CSDs oder in Szenetreffpunkten und per Schneeballprinzip verteilt oder ausgelegt. Die Kenntnis queerer (Lebens-)Räume konnten die Befragten demnach bei der Forscherin voraussetzen.

Eine gewisse Nähe zwischen Interviewer*in und Interviewten beschreibt Bourdieu nicht nur als vorteilhaft, sondern sogar als notwendig, um die Sicht und die Einstellungen der Gesprächspartner*innen tatsächlich verstehen zu

131 Um nichts vorweg zu nehmen und keine eigenen Relevanzsysteme auf die Interviewpartner*innen zu übertragen, wurde lediglich das beschrieben, was die Befragten auch dem Infolyer entnehmen konnten.

können. Nach Spinozas Credo: „Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 13), beschreibt Bourdieu den Wert von sozialer Nähe zwischen Interviewer*in und Interviewten wie folgt:

„Ist der Interviewer demjenigen, den er befragt, gesellschaftlich sehr nahe, kann sich der Befragte aufgrund dessen, daß [sic] einer am Platz des anderen stehen könnte, davor sicher fühlen, daß [sic] seine subjektiven Beweggründe nicht auf objektive Ursachen und seine als freie Wahl erlebten Entscheidungen nicht auf die Folge objektiver, in der Analyse offengelegter Determinismen reduziert werden.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 395)

Weiter führt er aus:

„Wenn ein junger Physiker einen anderen jungen Physiker interviewt [...], mit dem er fast die Gesamtheit aller als Hauptklärungsfaktoren für seine Praktiken und seine Repräsentationen in Frage kommenden Eigenschaften teilt und mit dem er zutiefst vertraut ist, entspringen seine Fragen seinen Dispositionen, die objektiv mit denen des Befragten in Einklang stehen.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 397)

Danach gefragt, warum sie sich auf den Interviewaufruf hin gemeldet haben, antworteten diejenigen, die persönlich von der Forscherin auf einem der CSDs angesprochen wurden, dass es eben jenes persönliche Ansprechen, die Sympathie und die Vermutung, in der Forschenden einer Gleichgesinnten gegenüber zu stehen und entsprechende Gemeinsamkeiten zu haben, sie zur Teilnahme bewogen haben. Als weiteren Versuch, Vertrautheit und Sicherheit zu vermitteln und herzustellen, wurde die Wahl des Interviewortes den Befragten überlassen. Je nachdem, wo sie sich mit der Situation am wohlsten gefühlt haben, wurde die eigene Wohnung, das eigene Büro, ein öffentlicher Ort, wie ein Café oder ein Biergarten, oder das Büro der Forscherin zum Raum für „Interview_ORTE“ (Hornscheidt 2012).

Nur wenn die Forschenden den Interviewpartner*innen im bourdieuschen Sinne nahe sind, kann auch Zensur als solche in den Ausführungen erkannt, benannt und eingeordnet werden. „Es geht darum, die Zensur zu begreifen, die bewirkt, daß [sic] bestimmte Dinge nicht gesagt werden, und die Beweggründe dafür zu erkennen, daß [sic] andere betont werden“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 395). Obwohl die sexuelle Orientierung der Forscherin den Interviewpartner*innen gegenüber nicht explizit thematisiert wurde, gingen diese – wie selbstverständlich – davon aus (u. a. aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes der Forscherin?), einer Gleichgesinnten gegenüber zu sitzen. In einem Fall, in dem sich eine Interviewte dessen unsicher war, sprach sie das Thema direkt an und fragte die Forscherin im Vorgespräch: „Wir sind schon vom selben Ufer oder?“¹³². Dies kann so gedeutet werden (und bestätigt sich bei der Analyse des Materials), dass das Klären der Zugehörigkeit zur selben Subkultur und somit die Erwartungshaltung an gemeinsam geteiltes Vorwissen, Er-

132 Zitat aus dem Vorgespräch des Interviews mit Bea.

fahrungen und Werte für die Befragte die Voraussetzung für eine Vertrauensbasis ist, aus der heraus sie sich verstanden fühlt und sich entsprechend darauf einlässt, sich im Gespräch zu öffnen. Mit anderen Worten versichert sich die Interviewpartnerin hier – wie Bourdieu es nennt – der Anteilnahme der Interviewerin. Dieses persönliche Element, mit der sich in das Gespräch eingebracht wird, ist es, durch das verhindert wird, dass eine objektivierende Distanz zu den Befragten aufgebaut wird und die somit die Gesprächspartner*innen selbst dazu bewegt, sich (ganz) einzubringen (vgl. Bourdieu und Schultheis 2005).

„Diese Offenheit, die bewirkt, daß [sic] man die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht, diese Fähigkeit, ihn zu nehmen und zu verstehen, wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit, ist eine Art intellektueller Liebe: ein Blick, der diese Bedingtheit anerkennt [...], die für Spinoza die höchste Form der Erkenntnis darstellte.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 400)

Der hohe Stellenwert einer entsprechenden Anteilnahme weist zudem darauf hin, wie persönlich und intim und somit auch fragil die Interviewsituation für die Befragten sein kann. Daher war es während der gesamten Gespräche über der Forscherin ein besonderes Anliegen, „eine Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens zu schaffen“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 395). Das bedeutet neben permanenter Aufmerksamkeit, die mit entsprechenden Gesten, Mimik und Körperhaltung unterstützt wird, und dem Zeigen von Interesse und Anerkennung, in den richtigen Momenten die angemessenen Reaktionen („feedback-Zeichen“ wie z. B. zustimmendes oder zum Weitererzählen aufforderndes Nicken) zu zeigen, als Zeichen intellektueller sowie emotionaler Anteilnahme durch die Interviewerin, sowie in den richtigen Momenten die richtigen Fragen zu stellen. So wurde stets versucht sicherzustellen, „daß [sic] ein unmittelbares und ständig neu bestätigtes Einvernehmen hinsichtlich der Vorverständnisse zu den Inhalten und Formen der Kommunikation besteht“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 395). Laut Bourdieu bedarf es hierfür der Fähigkeit,

„in der konkreten Feldforschung, unter dem Druck der Befragungssituation, Strategien der Selbstpräsentation, angemessene Erwidern, Zustimmungsbekundungen, passende Fragen usw. zu improvisieren, und zwar auf eine solche Weise, daß [sic] der Befragte darin unterstützt wird, seine Wahrheit zu veräußern, bzw. besser: sich von ihr zu befreien.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 406)

Die Forschende produziert das Material durch die Interaktionen im und mit dem Feld mit, wodurch gewissermaßen eine Prägung der Daten stattfindet. Dies nicht anzuerkennen und zu versuchen eine Scheinobjektivität bzw. Scheinneutralität zu schaffen, würde sich negativ auf die Gesprächssituation sowie auf den Erkenntnisgewinn niederschlagen.

„Entgegen der Illusion, man könne durch das Ausschalten des Beobachters Neutralität erzeugen, gilt es also paradoxerweise einzugestehen, daß [sic] alles ‚Spontane‘ konstruiert ist, aber in einer realistischen Konstruktion.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 404)

Das bedeutet, anstatt vergeblich zu versuchen, sich selbst als Interviewer*in zu objektivieren, sollte man sich zwar seiner Professionellen-Rolle bewusst sein und dennoch durch persönliches Sich-Einbringen vermeiden, eine „Illusion von ‚Neutralität‘ mit ihren unnatürlichen und gekünstelten Fragen“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 404) zu produzieren, sondern das, was man selbst als Person mit in die Interviewsituation bringt, nutzen.

Erst durch diese aufmerksame Haltung und „hingebungsvolle Offenheit“ (Bourdieu und Schultheis 2005) der Forscherin und ihrer zusätzlichen Rolle als Gleichgesinnte, in vorliegendem Fall als nicht-heteronormativ begehrende Person, die somit selbst Teil der beforschten Subkultur ist, durch diese soziale Nähe gelang es nach Aussagen der Befragten, eine angenehme, vertrauensvolle Gesprächssituation zu schaffen, in der die Interviewten ohne Tabus oder Angst vor Abwertungen auch über für sie sehr intime Dinge gesprochen haben¹³³. Lamnek und Krell (2010) weisen zudem darauf hin, dass hierfür ein alltagsnaher Kommunikationsstil hilfreich ist. Wichtig ist es, den Interviewpartner*innen während des gesamten Gesprächs zu zeigen, wie groß das Interesse an ihren Sichtweisen ist und die Bereitschaft und Empfänglichkeit auch für neue Konzepte zu vermitteln. An Bourdieus Ausführungen anschließend, entstand so, im Rahmen der im vorliegenden Forschungskontext geführten Interviews,

„der Eindruck einer gewissen Erleichterung, ja sogar Erfüllung, den sie oft dabei erwecken, als Wohltat des Sich-Aussprechend empfunden [...]. Man kann hier also gewissermaßen von einer zugleich provozierten und unterstützten Selbstanalyse sprechen¹³⁴. Nicht selten hatten wir das Gefühl, daß [sic] die befragte Person die gebotene Gelegenheit ergriff, sich Fragen über sich selbst zu stellen und die Angebote und Aufforderungen, die in unseren Fragen und (stets offenen, vielfältigen und häufig auf ein schweigsames Warten reduzierten) Anregungen enthalten waren, für ein klärendes und aufdeckendes Abarbeiten, gewinnbringend und scherzhaft zugleich, zu nutzen. Manchmal kamen dabei lange zurückgehaltene oder unterdrückte Erfahrungen und Gedanken mit einer unglaublichen Ausdruckskraft zur Sprache.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 403)

133 Stellenweise wurde von Interviewpartner*innen das „Einverständnis“ eingeholt, ob es für die Forscherin in Ordnung wäre, über in ihrer Empfindung sehr intime Dinge zu sprechen, wodurch sich die Rollen gewissermaßen verkehrten.

134 In den Interviews gab es immer wieder Momente, in denen den Interviewten etwas seit Jahren scheinbar Vergessenes wieder einfiel, sie die Chance nutzten, Belastendes zu artikulieren und die Gedanken für sich zu ordnen. Mehr zur Therapiefunktion von Interviews siehe z. B. Thielen (2009).

4.3 Reflexivität in der Forschung

„Ähnlich einem Geburtshelfer kann der Soziologe sie bei seiner Arbeit unterstützen, sofern er über ein fundiertes Wissen hinsichtlich der Lebensumstände, deren Produkt sie sind, sowie hinsichtlich der gesellschaftlichen Effekte, die die Befragungsbeziehung und dadurch seine Positionen und seine Grundeinstellungen ausüben können, verfügt.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 406)

Bourdieu zufolge kann ein Interview nur dann von Erfolg gekrönt bzw. erkenntnisgenerierend verlaufen, wenn die Interviewperson den Befragten die „richtigen“ – d. h. diejenigen Fragen, die für die Interviewten von Relevanz sind – stellt:

„Der Interviewer hat nur dann eine gewisse Chance, seinem Gegenstand gerecht zu werden, wenn er ein enormes Wissen über ihn hat, welches er entweder im Laufe eines ganzen Forscherlebens oder, auf direkter Weise, im Laufe vorausgehender Gespräche mit dem Befragten selbst oder mit Informationen angehäuft hat.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 398f.)

Da die Forschende sich selbst als Teil der queeren Subkultur versteht und bereits mehrere Jahre in diesen Kreisen verkehrt, kann zumindest in dieser Hinsicht ein gewisses Maß an Vorwissen (die in entsprechenden Präkonzepten münden) und sozialer Nähe zu den Befragten vorausgesetzt werden.

„Auch wenn diese beim Interviewer bereits vorhandene Information nur ex negativo zum Ausdruck kommt, insbesondere, indem man gewisse Vorsichtsmaßnahmen und Vorkehrungen trifft, die darüber entscheiden, ob der Befragte Vertrauen faßt [sic] und sich auf das Spiel einläßt [sic], oder indem man gekünstelte und deplazierte Fragen vermeidet, ist sie es doch, die einen in die Lage versetzt, ständig neue, sinnvolle Fragen zu improvisieren, wahre Hypothesen, die sich auf eine intuitive und provisorische Repräsentation des dem Befragten eigenen Grundmotivs stützen, um ihn dazu zu bringen, sich noch vollständiger zu offenbaren.“ (Bourdieu und Schultheis 2005, S. 399)

Was den Stellenwert von Vorwissen im Rahmen qualitativer Forschung betrifft, lassen sich einige Parallelen ziehen, zwischen dem, was Bourdieu et al. In „Das Elend der Welt“ beschreiben und den Ausführungen von Strauss/Corbin (1999) zur Grounded Theory in „Grundlagen qualitativer Sozialforschung“.

Anselm Strauss und Barney Glaser, die gemeinsam den Forschungsstil der GT entwickelten, gehen anfangs noch davon aus, Vorwissen zum Forschungsgegenstand sei hinderlich für den Erkenntnisprozess, da es den Blick auf den „wahren“ Kern der Erkenntnisse verstelle bzw. das „Emergieren“ von Theorie aus dem Material behindere:

„An effective strategy is, at first, literally to ignore the literature of theory and fact on the area under study, in order to assure that the emergence of categories will not be contaminated by concepts more suited to different areas. Similarities and convergences with the literature can be established after the analytic core of categories has emerged.“ (Glaser und Strauss 1967, S. 37)

Diese Aussage selbst relativierend weisen sie jedoch im einleitenden Kapitel von „The Discovery of Grounded Theory“ auf die Problematik hin, dass Forschende niemals völlig ohne Vorwissen an einen Forschungsgegenstand herantreten können:

„Of course, the researcher does not approach reality as a *tabula rasa*. He must have a perspective that will help him see relevant data and abstract significant categories from his scrutiny of the data.“ (Glaser und Strauss 1967, S. 3; siehe auch Kelle 2007¹³⁵)

Im Gegensatz zu Glaser, der bis heute die Position vertritt, möglichst ohne Vorwissen zum Gegenstand in den Forschungsprozess einzutreten, rückt Strauss im Laufe der Zeit immer mehr von dieser radikalen Position ab, was nach einigen Jahren der Zusammenarbeit in der Auflösung des Arbeitsbündnisses zwischen den beiden führt. Zusammen mit Juliet Corbin nimmt Strauss den Aspekt des Vorwissens als „theoretische Sensibilität“ wieder auf, baut das Konzept weiter aus und integriert es – z. B. auch konkret in das Kodierparadigma – als etwas für den Erkenntnisgewinn Vorteilhaftes in sein Forschungsprogramm.

„Erst später hat Strauss im Unterschied zu Glaser den Stellenwert von Vorwissen explizit positiv bewertet und sich dabei nicht auf bloß wissenschaftlich-theoretisches Vorwissen beschränkt. Gemeinsam mit Corbin betont er wenige Jahre später noch entschiedener die Wichtigkeit der Integration von Vorwissen aus Fach- und sonstiger Literatur sowie aus beruflicher und persönlicher Erfahrung.“ (Strübing 2004, S. 59)

Ein Vergleich zwischen Kategorien ist demnach nur dann möglich, wenn theoretisch relevante Vergleichsdimensionen *vorher* bekannt sind. Dies erfordere immer Vorkenntnisse über die Natur des untersuchten Gegenstandes bzw. über dessen potenzielle Merkmale (vgl. Kelle 2007, S. 42). An einem konkreten Beispiel zeigt sich der Stellenwert des Vorwissens im Rahmen des Forschungsprojekts ganz deutlich und das nicht erst bei der Auswertung des Interviewmaterials, sondern bereits während der Datenerhebung.

Wie an anderer Stelle schon beschrieben, wurde von Seiten einer Interviewpartnerin noch vor Beginn des Gesprächs die Frage gestellt, ob die Forscherin und die Befragte „vom gleichen Ufer“¹³⁶ seien. Auf das Bejahen der Forscherin hin, hat sie – laut eigener Aussage nach dem Interview – während des Gesprächs ein gemeinsam geteiltes Vorwissen vorausgesetzt und es wurde

135 „Die Konstruktion einer Theorie kann weder empirisch noch theoretisch *ab ovo* beginnen, sie muss stets von den vorhandenen Wissensbeständen des Forschers ihren Ausgang nehmen“ (Kelle 2007, S. 35). „Theoretische Sensibilität bedeutet die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Phänomene im Datenmaterial ermöglichen“ (Kelle 2007, S. 38). „Neue Theorien können nicht allein aufgrund empirischer Daten *ab ovo* entwickelt werden, sondern erfordern eine Verknüpfung zwischen altem Theoriewissen und neuer empirischer Evidenz“ (Kelle 2007, S. 47).

136 Zitat aus dem Vorgespräch mit Bea.

eine gewisse Vertrauensbasis geschaffen. Nach dem Gespräch hat sie offengelegt, dass es für sie einen Unterschied gemacht hätte, wenn die Interviewperson eine heterosexuelle cis-Person gewesen wäre. In diesem Fall hätte sie (sich), nach eigener Aussage, während des Gesprächs mehr erklären müssen, hätte sich womöglich unverstanden gefühlt und wäre auf einige Themen nicht so ausführlich oder gar nicht eingegangen.

Dass die Person der Forschenden nicht einfach austauschbar ist, sondern ihr und ihrem (Vor-)Wissen im gesamten Forschungsprozess eine wichtige Rolle zukommt, stellt auch Breuer (2010) deutlich heraus. In seiner Auslegung bzw. Weiterentwicklung der „Reflexiven Grounded Theory“ führt er aus, dass Forschende immer bereits sogenannte (revidierbare) Präkonzepte hätten, denn sicher sei:

„[...] dass wir ohne sogenannte apriorische [...] Konzepte und Vorstellungen gar nicht und gar nichts erkennen und denken können [...]. Ohne vorgängige kognitive Strukturen [...] lässt sich aus dem chaotischen Angebot unserer neuronalen Erregungen keine gestaltete und bedeutungshaltige Wahrnehmung herausfiltern und konfigurieren. Eine Tabula rasa-Theorie der Erkenntnis [...] erscheint unplausibel. Wir müssen immer schon irgendetwas ‚wissen‘ bzw. über gewisse Wahrnehmungsstrukturen verfügen, um überhaupt etwas erkennen zu können. Stets sind vorgängige Kategorien und Vorverständnisse wirksam, wenn wir uns wahrnehmend, denkend, handelnd einem bestimmten Weltausschnitt zuwenden. Bezogen auf wissenschaftliches Erkennen bedeutet das: Präkonzeptfreie Erkenntnis ist prinzipiell nicht möglich.“ (Breuer 2010, S. 26f.)

Heruntergebrochen auf einen Satz bedeutet dies so viel wie: Wenn wir nichts (über unsere Forschungsobjekte/das Feld in dem sie sich bewegen) wissen, dann können wir keine relevanten Fragen stellen oder Erkenntnisse generieren.

„Alltagsweltliche Konzeptualisierungen besitzen Potenzen und Potentialitäten für wissenschaftliche Theoriebildung. Als Angehörige und Akteure einer Lebenswelt gewinnen wir Erfahrungen und bilden Annahmen über diese Welt, ihre Regelmäßigkeiten und Funktionsweisen. [...] Die Explikation und Systematisierung dieser subjektiven Sichtweisen kann bei wissenschaftlichen Untersuchungen u. U. nützliche Funktionen erfüllen. Man kann sie als Heuristik, als Quelle der Ideenproduktion, als Inspiration für die wissenschaftliche Theoriebildung ausnutzen. So enthalten die explizierten Präkonzepte der Wissenschaftlerin, die aus ihren eigenen alltagsweltlichen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit dem Thema/Problem stammen, möglicherweise interessante Elemente, Hinweise und Strukturen, die für die Entwicklung und Ausarbeitung von Theorien nützlich sein können.“ (Breuer 2010, S. 27f.)

Wichtig in diesem Kontext ist also nicht die Frage, ob Vorwissen für den Erkenntnisgewinn von Vor- oder Nachteil ist, sondern wie mit dem Vorwissen, das immer schon von Beginn an in einem gewissen Maße besteht, umgegangen wird bzw. dass die Subjektivität für den Prozess der Erkenntnisgewinnung produktiv nutzbar gemacht wird (vgl. Breuer 2003, S. 3).

„Präkonzepte spielen nicht nur im Bereich unseres Verstehens, Wissens und unserer kognitiven Strukturen eine Rolle. Vielmehr sind solche Muster auch in Emotionen und Werthal-

tungen eingeschrieben, in denselben Teig geknetet. Phänomene (Dinge, Sachverhalte, Ereignisse) lösen nicht nur gedankliche Assoziationen, sondern auch bestimmte Gefühlsreaktionen und Haltungen aus. Sie werden hinsichtlich gewisser Maßstäbe beurteilt. Diese sind häufig noch schwerer reflexiv zu bemerken, zu explizieren und zu relativieren, als das bei kognitiven Konzepten der Fall ist.“ (Breuer 2010, S. 27)

Unabhängig davon, ob Vorwissen, theoretische Sensibilität oder Präkonzepte: sie gilt es zu erkennen, zu dokumentieren und zu reflektieren. Breuer zufolge meint Forschen in dem Zusammenhang auch immer die Thematisierung der eigenen (Forscher*innen-)Person, eigener themenbezoglicher Vorstellungen und Handlungsweisen, eigener Bedeutungswelten, Werthaltungen, Emotionen, Problemlagen etc. und spricht in diesem Kontext auch von „reflektierter Offenheit“ (vgl. Breuer 2010, S. 21). Diese gilt es, über den gesamten Forschungsprozess anzustreben.

5 Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Zwischen Wirklichkeiten und Möglichkeiten

5.1 Queeres Aufwachsen und L(i)eben in heteronormativen Kontexten

„Familien sind seit Jahrhunderten die zentrale Instanz der Sozialisation. Als sensible soziale Systeme sind sie geeignet, auf persönliche Bedürfnisse einzugehen und die Einflüsse der äußeren Realität zu filtern und zu ‚übersetzen‘. Die Sozialisation in Familien kann als ‚primäre Sozialisation‘ bezeichnet werden, weil Familien in der Regel die früheste und nachhaltigste Prägung der Persönlichkeit eines neu geborenen Gesellschaftsmitgliedes vornehmen.“ (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 127)

Bereits in den 80er-Jahren hat Carol Hagemann-White, mit ihren Publikationen „Sozialisation¹³⁷: weiblich – männlich?“ (1984) und „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren“ (1988) das Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation¹³⁸ kritisierend, die soziale Konstruktion von Geschlecht entschlüsselt. Dabei zeigt sie, dass die vermeintlichen Unterschiede zwischen *Jungen* und *Mädchen* nicht „natürlich“, sondern das Ergebnis unterschiedlicher Sozialisationsmodi sind. Erst durch das Erziehungsverhalten zentraler Sozialisationsinstanzen (Familie bzw. Eltern, aber auch Bildungsinstitutionen), werden Kinder zu *Mädchen* oder *Jungen* und zwar in der Form, dass je nach Geschlechtszuweisung unterschiedliche Erwartungen und Zuschreibungen an das Kind gestellt werden¹³⁹: „Erwartungshaltungen beeinflussen die Deutung aller Lebensäußerungen eines Kindes und diese Erwartungen sind durch das Geschlecht im Sinne der bekannten Stereotype ausgerichtet“ (Hagemann-White 1984, S. 50). Damit wird auch gleiches Verhalten, je nach Geschlechtszuweisung, unterschiedlich interpretiert und – wenn nicht den Stereotypen entsprechend – ggf. sanktioniert. Die Erfüllung der Erwartungen generiert dabei bestimmte Praxen und verhindert andere. So werden im Laufe der Sozialisation entsprechend kategoriale Handlungs- und Denkgewohnheiten internalisiert, in denen sich das System der Heteronormativität widerspiegelt.

Kinder werden schon früh mit Geschlechtsstereotypen konfrontiert (beispielsweise die Namensgebung, das Streichen des Kinderzimmers in einer bestimmten Farbe, bestimmtes Spielzeug, das Einteilen der Klasse in *Mädchen*

137 Sozialisation meint hier „jene dialektischen Beziehungen zwischen Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftlich vermittelter sozialer Umwelt, die nicht an pädagogische Absichten und Didaktiken geknüpft sind“ (Fritz et al. 2003, S. 7).

138 Das Konzept geschlechtsspezifischer Sozialisation setzt implizit zwei unterschiedliche Geschlechter und Geschlechtscharaktere voraus.

139 Dabei ist Heterosexualität eine der elementarsten Erwartungen und Zuschreibungen an „Mädchen“ und „Jungen“.

und *Jungen* usw.), mit denen sie sich auseinandersetzen müssen, welche sie ggf. übernehmen, verinnerlichen und dann auch nach außen hin, durch entsprechendes Handeln, wieder reproduzieren. Diesen Prozessen kann man sich kaum oder nur sehr schwer entziehen:

„Unabhängig von der Art, wie konkrete Eltern und Erziehungspersonen die eigene Haltung zur Geschlechterordnung definieren, erzwingt unsere Kultur eine Selbstzuordnung als *Mädchen* oder *Junge* im Unterschied zum jeweils anderen Geschlecht als Bedingung der Möglichkeit von Identität. Das ‚kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit‘ muß [sic] insoweit reproduziert, fortgeschrieben werden, um begriffen werden zu können; und dessen Aneignung muß [sic] strukturell verschieden sein, je nachdem, ob das Subjekt dieser Aneignung den eigenen Ort als *weiblich* oder als *männlich* annimmt. In dem Prozeß [sic] der Aneignung des Systems und nicht in den Merkmalen der Personen werden wir die Entstehung von Geschlechtsunterschieden und ihre Aufrechterhaltung sehen müssen.“ (Hagemann-White 1988, S. 234)

Auch Monika Götsch (2014) arbeitet, wie drei Jahrzehnte vor ihr Carol Hagemann-White, in einer Studie zur Sozialisation heteronormativen Wissens heraus, dass Sozialisation immer auch geschlechtliche und sexuelle Sozialisation ist und das über Sozialisation transportierte heteronormative Wissen zugleich sozialisiertes wie auch sozialisierendes Wissen ist:

„Indem der konstruktive Charakter der Heteronormativität sowie der interaktive Charakter von Sozialisation als sich ergänzend gedacht werden, werden Geschlecht und Sexualität in ihrer Interdependenz zu Prozessen und Effekten von Sozialisation und Heteronormativität wird zu sozialisiertem und sozialisierendem Wissen.“ (Götsch 2014, S. 259)

Und auch sie konstatiert, dass Kinder und Jugendliche sich während des Heranwachsens permanent auf Heteronormativität beziehen müssen, um ein geschlechtlich-sexuelles Selbstverhältnis bzw. Identität(en) herzustellen, um als (hetero-/homo-/bi-/pan-)sexuelle *Mädchen*, *Jungen* oder Trans*gender zu existieren¹⁴⁰ (vgl. Götsch 2014). Mit dem Schaffen eines „ich“ bzw. „wir“, immer in Bezug und Abgrenzung zu *anderen*, geht zudem eine Hierarchisierung einher, die heteronormative Praxen (konkret Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit) als Norm und andere sexuelle Orientierungen und/oder Geschlechtlichkeiten als davon Abweichende (re-)produziert. In welcher Form queere Jugendliche in sozialen Kontexten immer wieder mit ihrer vermeintlichen *Andersartigkeit* und „Devianz“ konfrontiert werden und wie die Lebensrealität von LSBT*IQ aufgrund dessen aussieht, wird nachfolgend im Kontext der Familie und der Schule dargestellt. Bevor in die Analyse des Interviewmaterials übergeleitet wird, folgen Kurzportraits der Interviewten.

140 Dies findet in Auseinandersetzung mit und Gleichsetzung bzw. Kollektivierung in Bezugsgruppen sowie einer gleichzeitigen Abgrenzung von *anderen* statt (vgl. Götsch 2014).

5.1.1 Wer wir sind – Kurzportraits der Interviewten

Kay ist zum Zeitpunkt des Interviews 45 Jahre alt. Bis sie ungefähr 40 war, hat sie die Rolle als *Ehemann* und Familienvater, aufgrund des bei Geburt zugewiesenen *männlichen* Geschlechts, nicht in Frage gestellt, trotz eines unbestimmten Gefühls, irgendetwas stimme oder passe nicht. Dieses Gefühl begleitet sie auch in ihrer Berufsbiografie, die nach Abschluss eines späten Studiums von Unterbrechungen und häufigen Wechseln geprägt ist. Aufgrund der fehlenden Kontinuität und mangelnder beruflicher Perspektiven steht sie unter dem ständigen Druck, die (eigene) Erwartungshaltung, Brötchenverdiener einer Familie zu sein, nicht erfüllen zu können. Es folgen depressive Phasen, bis sich Kays *Frau* von ihr trennt und mit dem Sohn aus der gemeinsamen Wohnung auszieht. Mit der Trennung stellt sich bei Kay das Gefühl ein, ohne die Erwartungen, die an sie als *Ehemann* und Vater gestellt werden, freier leben zu können. Sie beginnt zu Hause Kleider zu tragen und schminkt sich, was sie retrospektiv als die ersten Schritte einer einsetzenden Bewusstwerdung und der aktiven Auseinandersetzung mit ihrer Geschlechtsidentität beschreibt. Sie beginnt im Internet nach Informationen zu Transitionen zu suchen und besucht Selbsthilfegruppen, in denen sie sich mit Gleichgesinnten austauschen und selbst ausprobieren kann. Auch wenn sie den Prozess des inneren Coming-outs als Kampf beschreibt und das Outing gegenüber ihren Eltern (bzw. deren Reaktion) als eine „Katastrophe“, fühlt sie sich heute befreit und mit sich selbst im Reinen. Kay sieht sich als aktives Mitglied der queeren Subkultur, innerhalb derer sie bereits diverse Gruppen initiiert hat und sich ehrenamtlich engagiert.

Julian, zum Interviewzeitpunkt 48 Jahre alt, wurde bei Geburt das *weibliche* Geschlecht zugewiesen, was er allerdings während seiner gesamten Biografie als unpassend empfunden hat, ohne jedoch formulieren zu können, was genau nicht stimmt. Während der Schulzeit und der Pubertät eher zurückhaltend, fühlt sich Julian weder den *Mädchen* noch den *Jungen* in seiner Klasse zugehörig. Die Unterschiede zu seinen Mitschüler*innen erklärend bezeichnet er sich deswegen selbst als Spätentwickler*in. Erst nach dem Abitur, mit Beginn des Studiums, stößt Julian im Fernsehen erstmals in einer Dokumentation auf das Thema und den Begriff der Transgeschlechtlichkeit, was er als „Aha-Effekt“ in seiner Biografie beschreibt. Der darauffolgende Lebensabschnitt ist geprägt von Ambivalenzen. Einerseits ist Julian erleichtert, zu wissen wer er ist und dass er nicht der Einzige ist, dem es so geht. Andererseits setzt immer wieder Frustration darüber ein, bei der Suche nach Informationen, in einer Zeit, in der noch nicht jeder Haushalt über einen PC, geschweige denn Internetzugang verfügt, zu scheitern. Julian bleibt lange im Unwissen über die Möglichkeiten geschlechtsangleichender Eingriffe und wähnt sich in der Situation, sich mit seinem Schicksal abfinden zu müssen. So verdrängt er diesbezügliche Gedanken und Gefühle und legt den Fokus auf seinen beruflichen Werdegang.

Erst Anfang 40, als er von einem Angestelltenverhältnis in die Selbstständigkeit wechselt, gesteht er sich selbst zu, sich erneut mit dem Thema Transgeschlechtlichkeit zu beschäftigen. Durch das Internet stehen ihm neue Möglichkeiten der Informationssuche zur Verfügung, die er nutzt, um mehr über die Anpassung des Geschlechtskörpers in Erfahrung zu bringen. Erst mit der Entscheidung für eine Transition outet sich Julian in seiner Familie und seinem sozialen Umfeld. Heute definiert er sich als Teil der queeren Subkultur und besucht regelmäßig Trans*gruppen und -Stammtische in einem queeren Begegnungszentrum.

Dem beim Interview 18-jährigen **Tristan** wird, wie auch Julian, bei Geburt das *weibliche* Geschlecht zugewiesen. Als er sich im Alter von 11 Jahren gleichzeitig in einen *Jungen* und ein *Mädchen* verliebt, outet er sich – obwohl er zum Vater ein engeres Verhältnis hat – seiner Mutter gegenüber als bisexuell, was von seinen Eltern akzeptiert wird. Tristans Bildungsbiografie ist aufgrund von Mobbingvorfällen geprägt von mehreren Schulwechslern. Er leidet immer wieder unter Depressionen, Panikattacken und Angststörungen, weswegen er zeitweise in therapeutischer Behandlung ist. Tristan, der sich selbst nie als *Mädchen* gesehen hat, gleichzeitig gegenüber *Jungen* in seinem Alter eine latente Verunsicherung empfindet, fühlt sich während des Heranwachsens häufig fremd und unwohl. Mit 15 Jahren findet er im Internet Informationen über non-binäre Geschlechter und eignet sich erste queere Praktiken, wie z. B. das Brustabbinden an. Sein zweites Outing gegenüber seinen Eltern als non-binär nehmen diese zu Beginn nicht ernst. So sprechend sie Tristan z. B. weiterhin mit seinem *weiblichen* Rufnamen an, was dazu führt, dass er sich mit 18 Jahren ein weiteres Mal, dieses Mal als Trans*mann outet. Im Gegensatz zu seinem Vater und seinem Bruder, die ihn seitdem mit *männlichem* Namen ansprechen, fällt es Tristans Mutter schwerer das Coming-out ihres Kindes zu akzeptieren. Mit der Zeit lernt aber auch sie mit der für sie neuen Situation umzugehen. Auch wenn sein Outing in der Schule positiv verläuft, sieht sich Tristan in anderen Kontexten immer wieder mit Trans*phobie konfrontiert. Im Internet findet er Gleichgesinnte, mit denen er sich austauschen kann und recherchiert nach Möglichkeiten das Körpergeschlecht operativ zu verändern. Er besucht regelmäßig Stammtische in einem queeren Begegnungszentrum, wo er sich akzeptiert und sicher fühlt und versteht sich und die anderen Gruppenmitglieder als Community.

Bereits mit 11 hat **Andi** vor allem über den heimlichen Konsum von hoerotischer Pornografie festgestellt, dass er nicht nur *Frauen*, sondern auch *Männer* attraktiv findet. Anfangs als Phase des Ausprobierens abgetan und für sich selbst legitimiert, begleitet Andi stets ein schlechtes Gewissen und die Scham für seine Empfindungen. Bis ins Alter von 16 meidet er eine intensivere Auseinandersetzung mit der Thematik und verdrängt seine Bedürfnisse, bis er im Internet über einen Chatroom erste Kontakte mit schwulen *Männern* knüpft. Nach diesen ersten vorsichtigen Schritten in der digitalen queeren Welt, trifft

sich Andi auch „live“ mit einem *Mann*, den er im Internet kennenlernt hat und verliebt sich in ihn, wodurch er sich selbst seine nicht-heterosexuelle Orientierung eingesteht. Seine Eltern, denen gegenüber er sich mit 17 outet, reagieren sehr negativ, ablehnend und beleidigend. In der Schule dagegen ist das Umfeld größtenteils akzeptierend, bis auf wenige Situationen, in denen er sich bi- und homophoben Äußerungen ausgesetzt sieht. Die negativen Erfahrungen mit seinen Eltern und im schulischen Umfeld rufen bei Andi Selbstzweifel hervor und verstärken bei ihm Zukunftsängste, bezüglich seiner Familienplanung und seines Berufswunsches. In Kombination mit der schwierigen Situation zu Hause entscheidet Andi, sich in psychotherapeutische Behandlung zu begeben. Als Therapieergebnis bezeichnet er den Entschluss zu Hause auszuziehen und sich und sein Begehren nicht mehr zu verstecken. Er lebt seitdem offen als pansexuell und hat sich einen queeren Freund*innenkreis aufgebaut, mit dem er häufig Veranstaltungen von und für LSBT*IQs besucht. Zudem engagiert sich Andi ehrenamtlich in einer queeren Hochschulgruppe sowie in der schulischen Präventionsarbeit gegen Diskriminierung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Darüber habe er zu mehr Selbstvertrauen gefunden, weswegen er heute stolz auf sich und seine queere Community ist.

Bei **Nina**, die zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt ist, setzt die Bewusstwerdung ihrer sexuellen Orientierung ein, als sie sich mit 16 in eine enge Freundin verliebt. Obwohl es für sie die erste große Liebe war, behält sie ihre Gefühle für sich, um die Freundschaft nicht zu gefährden. Dennoch löst dieses Ereignis bei Nina eine Auseinandersetzung mit sich und ihrer sexuellen Orientierung aus, aus der sie für sich den Schluss zieht, sowohl *Männern* als auch *Frauen* gegenüber sexuelle Anziehung zu empfinden. Mit ihrer Bisexualität geht sie seitdem offen um, sowohl der Familie als auch Freund*innen gegenüber und auch in der Schule verheimlicht sie ihre sexuelle Orientierung nicht. Nach Schulabschluss versucht sie, vor allem auch über das Internet, immer häufiger, Kontakte zu nicht-heterosexuellen *Frauen* herzustellen, um mit diesen Freundschaften aufzubauen und/oder um in ihnen eine Partnerin zu finden. Die erste Freundin, mit der sie über einen längeren Zeitpunkt in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebt, lernt sie jedoch im Studium kennen. In dieser Zeit beginnt Nina zudem, regelmäßig eine queere Jugendgruppe zu besuchen und sich aktiv in der queeren Subkultur zu bewegen und ehrenamtlich zu engagieren.

Claudia, die als Adoptivkind in einer mittelgroßen Stadt aufwächst, findet *Frauen* schon immer attraktiv, *Jungen* in ihrem Alter waren für sie uninteressant. Dass sie lesbisch ist, hat sie allerdings erst bewusst mit 16, 17 Jahren realisieren und formulieren können, da sie vorher keine Berührungspunkte zur Thematik oder Kontakte zu anderen LSBT*IQs im persönlichen Umfeld hatte. Beim Surfen im Internet landet sie auf einer Plattform für nicht-heterosexuelle *Frauen*, was Claudias Interesse weckt. Erst einmal verwirrt und irritiert, auf-

grund der Infragestellung der eigenen sexuellen Orientierung, lässt sich Claudia ihrer Neugier folgend, auf ihr Empfinden ein und entscheidet sich zum Ausprobieren. Darüber bestätigt und im Bewusstsein, ihre Gefühle nicht ändern zu können, outet sie sich gegenüber ihrer besten Freundin, die positiv reagiert. Trotz Befürchtungen bezüglich der Reaktion ihrer Adoptiveltern plant Claudia auch ihnen gegenüber ihr Coming-out, dem ihre Adoptivmutter allerdings zuvorkommt. Sie „erwischt“ Claudia dabei, wie sie am PC auf „Lesben-Seiten“ surft. Infolgedessen informiert die Adoptivmutter ihren Ehemann. Anders als sie selbst, die eine gewisse Zeit benötigte, sich an die Situation zu gewöhnen, reagiert dieser positiv auf Claudias unfreiwilliges Coming-out. Während der Ausbildung beginnt Claudia dann, vor allem über das Internet, intensiv den Kontakt zu anderen lesbischen *Frauen* zu suchen, woraus auch mehrere Beziehungen entstehen. Heute, mit 24 Jahren, bewegt sie sich selbstverständlich in der queeren Subkultur, besucht Veranstaltungen, Gruppen und Partys, wo sie sich unter Gleichgesinnten wohl und verstanden fühlt.

Bereits als Kind orientiert sich **Bea**, die zum Zeitpunkt des Interviews 25 Jahre alt ist, bezüglich ihrer Geschlechterrolle immer an ihren *männlichen* Freunden, mit denen sie viel Zeit auf dem Fußballplatz verbringt, und ihrem Vater, dem sie in Vielem nacheifert. Sie trägt ihr Haar kurz und beschreibt sich selbst als „Kumpeltyp“. In der Pubertät ändert sich jedoch Beas Sicht auf ihre Klassenkamerad*innen und damit auch auf sich selbst. Als die geschlechtshomogene Gruppenbildung einsetzt, fühlt sie sich weder den *Mädchen* noch den *Jungen* in ihrer Klasse zugehörig. Auch ihre erste kurze Beziehung zu einem *Jungen* auf ihrer Schule, im Alter von 13, fühlt sich für Bea nicht passend und richtig an. Als sie dann im Folgejahr mit einer Freundin in den Urlaub fährt und sich zu dieser im Verlauf der Reise immer stärker hingezogen fühlt, kommt Bea für sich zu der Erkenntnis, lesbisch zu sein. Durch diese Einsicht macht sowohl ihr Rollenverständnis als auch ihr schwieriges Verhältnis zu Gleichaltrigen für Bea Sinn. Sie outet sich noch mit 14 gegenüber Freund*innen, die durchweg positiv reagieren, und in ihrer Familie. Anders als ihre kleine Schwester haben Beas Eltern Schwierigkeiten, mit der neuen Situation umzugehen, was sich auch darin zeigt, dass das Thema innerhalb der Familie ausgeschwiegen wird. Kurz vor dem Abitur lernt Bea ihre erste Freundin kennen und zieht nach Schulabschluss zu Hause aus, wodurch sich das Verhältnis zu ihren Eltern wieder entspannt. Nach Beziehungsende lernt Bea dann über das Internet ihre zukünftige Partnerin kennen. Der Kontakt zwischen den beiden intensiviert sich, sie verlieben sich, ziehen mit dem Kind der Partnerin zusammen in ein Haus und bauen sich gemeinsam einen queeren Freund*innenkreis auf. Wenige Monate vor dem Interview trennt sich die Partnerin von Bea, was diese bis heute nicht völlig verarbeitet hat. Dennoch bzw. aufgrund dessen bewegt sich Bea seit der Trennung vermehrt und aktiv in der queeren Subkultur, besucht verschiedene Veranstaltungen und Gruppen und baut sich

einen neuen queeren Freund*innenkreis auf, in dem sie sich akzeptiert und verstanden fühlt.

Die 50-jährige **Christina** erzählt von einem ersten, für sie einschneidenden Erlebnis mit 15 Jahren, als ihre beste Freundin die Schule und damit auch den Wohnort gewechselt hat. Retrospektiv glaubt Christina, deswegen das erste Mal Liebeskummer gehabt zu haben, was sie aber damals, sich ihrer homosexuellen Orientierung noch nicht bewusst, nicht als solchen wahrnimmt. Christina beschreibt sich selbst schon immer als sehr sportorientiert, weswegen auch ihr Freund*innenkreis bis zur Pubertät vor allem aus ebenso sportorientierten *Jungen* besteht. Erst als im Vereinssport die Mannschaften nach Geschlecht getrennt werden, intensiviert sich Christinas Kontakt zu gleichaltrigen *Mädchen*, wodurch sie erkennt, wie sehr sie sich in ihren Interessen und Vorlieben von diesen unterscheidet. Um dennoch dazu zu gehören, tut sie es ihren Teamkolleginnen gleich und beginnt sich mit *Jungen* verabreden. Nach einer, wie sie selbst beschreibt eher technischen als leidenschaftlichen kurzen Beziehung, schließt sie das Thema für sich ab und legt den Fokus auf Sport und Familie. Da sie gut eingebunden wird und es ihr an nichts fehlt, sieht sie keinen Anlass, sich und ihr Verhältnis zum anderen bzw. zum gleichen Geschlecht zu hinterfragen. Dies ändert sich mit 18, als sich Christina in eine neue Mannschaftskameradin verliebt und sich dessen auch bewusst ist. Sie vertraut sich ihrer besten Freundin und ihrer Mutter an, die beide positiv reagieren. Dennoch beginnt Christina erst später, als sie für ihre Ausbildung von zu Hause auszieht, sich aktiv mit sich selbst und ihrer sexuellen Orientierung zu beschäftigen. An ihrem neuen Wohnort besucht sie regelmäßig einen *Frauenbuchladen*, wo sie sich über die Lektüre feministischer Zeitschriften immer mehr Wissen über (*weibliche*) Homosexualität aneignet. Während der Ausbildung verliebt sie sich in eine Mitschülerin, mit der sie ihre erste lesbische Beziehung eingeht, die sie jedoch nach eineinhalb Jahren wieder verlässt. Mit der Trennung fasst Christina für sich den Entschluss, in naher Zukunft keine tiefergehende Beziehung mehr einzugehen, was sich erst 10 Jahre später, durch das Kennenlernen ihrer aktuellen Partnerin, mit der sie seit über 20 Jahren eine Beziehung führt, ändern soll. Heute zwar offen lesbisch und glücklich lebend, findet sie es dennoch schade, dass es in ihrer Jugend kaum Informationen über LSBT*IQs gab und ihre Bewusstwerdung nicht früher einsetzte.

Tim kann sich seine Homosexualität lange nicht eingestehen. Obwohl er bereits im Alter von 14, 15 gleichaltrige Schulkameraden attraktiv findet, tut er seine Empfindungen als Phase ab, unterdrückt sein Begehren und so auch eine aktive Auseinandersetzung damit. Er erklärt sich seine Gefühle darüber, dass ihm seine Freunde einfach wichtiger sind als *Mädchen*. Auch, da Homosexualität in seinem privaten Umfeld kein Thema ist, über das gesprochen wird, beginnt Tim heimlich im Internet nach Informationen zu recherchieren und homoerotische Pornografie zu konsumieren. Erst mit 18 kann Tim sich in einem Gespräch mit seinem besten Freund, der sich ihm gegenüber selbst als

schwul outet, seine Homosexualität eingestehen und sich jemandem anvertrauen. Dass er Gefühle und Erfahrungen mit seinem besten Freund teilen konnte, beschreibt er als Befreiung und machte seine Ängste und Befürchtungen für ihn erträglich. Mit diesem Rückhalt outet sich Tim gegenüber seiner Familie, die darauf durchweg positiv reagiert. Nach und nach intensiviert er seine Online-Aktivitäten, probiert sich erst im Internet aus, bevor er beginnt, sich auch mit anderen *Männern* zu treffen. Auf diesem Weg lernt er seinen ersten Freund kennen, mit dem er nach seinem Schulabschluss zusammenzieht. Gemeinsam tauchen sie am neuen Wohnort in die queere Subkultur ein und besuchen queere Lokalitäten und Veranstaltungen. Heute, mit 26 und in einer neuen Beziehung, hat sich Tims Szeneaktivität reduziert, dennoch genießt er bei Anlässen, wie dem jährlichen CSD, die Gesellschaft von Gleichgesinnten.

Im Laufe der 7. und 8. Klasse merkt **Manuel**, dass seine Klassenkamerad*innen ein gesteigertes Interesse am jeweils anderen Geschlecht entwickeln. Dabei sowie beim Konsum von Pornografie fällt ihm auf, dass er selbst *Männer* attraktiver und anziehender findet als *Frauen*. Obwohl er es anfangs nicht wahrhaben will und sein Empfinden als Phase abtut, wird er sich seiner Homosexualität schnell bewusst, als er sich in der 10. Klasse in seinen besten Freund verliebt. Seine Gefühle behält er aus Unsicherheit und Angst vor negativen Reaktionen für sich. Vor allem die Befürchtungen, seine Mitschüler*innen könnten von seiner sexuellen Orientierung erfahren und ihn aufgrund dessen angehen, ausgrenzen und beleidigen, sind der Grund dafür, dass sich Manuel zurückzieht und enge und private Kontakte meidet. Er distanziert sich auch zunehmend von seiner Familie und beginnt immer häufiger maßlos zu Essen, wodurch er stark an Gewicht zunimmt. Über ein Jahr leidet er unter seinem mangelnden Selbstvertrauen, bis er sich in der 12. Klasse überwindet, in der Schule an einer Theater-AG teilzunehmen. Mit der Zeit öffnet er sich den anderen Gruppenmitgliedern gegenüber, gewinnt neue Freund*innen und setzt sich parallel aktiv mit sich und seinen Gefühlen auseinander. All dies begünstigt, dass Manuel sich mit seiner sexuellen Orientierung auseinandersetzt, seine Homosexualität akzeptiert und sich anderen gegenüber öffnen kann. Er outet sich vor seiner besten Freundin, die positiv reagiert, dann in der Theater-AG und schließlich auch vor seiner Familie. Während seine Schwester ihn akzeptiert und unterstützt, reagieren seine Eltern jedoch verhalten, was Manuel enttäuscht und zu einer erneuten Distanzierung zwischen ihnen führt. Über ein Jahr lang, in dem er ein Studium beginnt und über das Internet zahlreiche Kontakte zu Gleichgesinnten knüpft und dabei auch seinen ersten Freund kennenlernt, beschränkt sich die Kommunikation zwischen ihm und seinen Eltern auf das Nötigste. In dieser Zeit bildet sich um Manuel herum eine queere Clique, die für ihn zum wichtigen Rückhalt wird. Erst nach dem Abbruch des Studiums, dem Ende seiner ersten Beziehung und der Aufnahme einer Ausbildungsstelle, verbessert sich das Verhältnis zu seinen Eltern wieder, was auch an deren Sympathie gegenüber Manuels neuem Partner liegt.

Michis Eltern sind geschieden, weswegen er mit seiner Schwester bei der Mutter lebt und zu seinem Vater kaum Kontakt hat. Schon als Kind haben sich die Geschwister gegenseitig geschminkt und Modenschau gespielt, was für ihn – wie auch seine langen Haare – so lange selbstverständlich war, bis er in der fünften Klasse erst als *Mädchen* und später als „schwul“ gehänselt wird. Obwohl er sich gegen die Hänseleien zur Wehr setzt, enden die Anspielungen seiner Mitschüler nicht, weswegen Michi fortan die Gegenwart der *Mädchen* in seiner Klasse, der der Jungs vorzieht. Dabei lernt er seine heute noch beste Freundin kennen. Erst in der 7. Klasse, als seine Mitschüler die ersten Beziehungen zu *Mädchen* eingehen, er diese aber uninteressant findet, stellt Michi sich selbst und seine sexuelle Orientierung in Frage. Als er merkt, dass er sich zu den Jungs in seinem sozialen Umfeld hingezogen fühlt, gesteht er sich dies zu Beginn nicht ein und unterdrückt sein Empfinden, um nicht *anders* zu sein. Aus Angst wieder Opfer von Mobbing zu werden, versucht er seine Gefühle zu ignorieren bzw. hofft, dass es sich dabei nur um eine Phase handelt, die vorüber geht. Als er sich jedoch in der 8. Klasse in einen Oberstufenschüler verliebt, ist er sich seiner Homosexualität bewusst, was er einerseits als Erleichterung erlebt, da er nun für sich Gewissheit hat und sich entsprechende Informationen im Internet aneignen und erste Kontakte mit Gleichgesinnten knüpfen kann. Andererseits überwindet er seine Befürchtungen vor negativen Reaktionen aus seinem Umfeld erst drei Jahre später und vertraut sich seiner Schwester an. Obwohl diese positiv auf sein Coming-out reagiert, benötigt Michi ein weiteres Jahr und große Überwindung, um auch mit seiner Mutter darüber zu sprechen, wobei sich herausstellt, dass auch in diesem Fall seine Ängste unbegründet waren. Vor seinem 18. Geburtstag recherchiert Michi im Internet, ob und wo es in der Umgebung seines Wohnorts eine queere Jugendgruppe gibt, die er besuchen könnte. Er wird fündig und findet in den anderen Gruppenmitgliedern, mit denen er seitdem große Teile seiner Freizeit verbringt, eine „zweite Familie“, von denen er sich verstanden und akzeptiert fühlt.

5.1.2 *Wie wir werden, was wir sein sollen – Heteronormative Sozialisation in der Familie*

„Die Familie ist, im Gegensatz zum Freundeskreis, ein Lebensbereich, den sich Jugendliche nicht aussuchen und aus dem sie sich nur schwer zurückziehen können. Ein hohes Maß an Abhängigkeit besteht vor allem in emotionalen und finanziellen Aspekten, bei Minderjährigen zusätzlich in der rechtlichen Verantwortung.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 19)

Das Thema Sexualität gilt in der Gesellschaft allgemein, folglich auch in der Erziehung, oftmals noch als Tabu. Sexualerziehung, sowohl in der Familie als auch in Bildungsinstitutionen, beschränkt sich – wenn überhaupt angesprochen – zumeist lediglich auf die Reproduktionsfunktion von gegengeschlechtlichem

Sex, bzw. auf deren Verhütung sowie auf den Gesichtspunkt der Krankheitsvorsorge. Die gesellschaftliche Tabuisierung und Reduktion von Sexualität auf diese zwei Aspekte kumuliert mit einem weiteren Faktor: Für Eltern, die selbst heterosexuell und/oder cis-geschlechtlich l(i)eben, kommen Themen wie z. B. Homosexualität oder Trans*identität nicht in der eigenen Lebenswelt und im Erfahrungsschatz vor, weswegen wenig bis kein Bewusstsein über deren potenzielle Bedeutung für ihre Kinder herrscht. Das – wenn auch unbewusste – Schweigen über andere Formen des Begehrens, der Sexualität oder der Geschlechtlichkeit, reproduziert unausgesprochen und unhinterfragt innerfamiliär die Heteronorm. Infolgedessen liegen z. B. Bisexualität oder Trans*identität zunächst auch für Kinder, die unter diesen Bedingungen aufwachsen, außerhalb ihres Vorstellungshorizontes. Deutlich wird dies auch an den Ausführungen Claudias:

„Ich hab’ mich komisch gefühlt, weil du hast ja so ein bestimmtes Bild halt so, sag ich mal. Und das ist halt von Natur aus erstmal auf hetero gelegt, ne? Und wenn du das dann merkst, dass du jetzt eigentlich nicht so der Norm entsprichst, dann ist das schon erstmal so ein ko/ja, einfach komisch.“ (Claudia, Abschnitt 13)

Claudia beschreibt in dieser Interviewpassage ihre Gefühle in der Zeit, als sie sich ihrer Homosexualität bewusst wird. Als Grund dafür, dass sie sich „komisch“, im Sinne von befremdlich, gefühlt hat, nennt sie das Bewusstsein, der Norm, die „von Natur aus erstmal auf hetero gelegt ist“, nicht zu entsprechen. Aus dieser Äußerung ließe sich zum einen ableiten, dass das „Bild“ von Heterosexualität als *Normalität* eines ist, welches Claudia im Laufe ihrer (u. a. auch familiären) Sozialisation habitualisiert hat. Andererseits lässt sich hier die Naturalisierung von heterosexueller Orientierung rekonstruieren. Heterosexualität als natürliche, gegebene und unhinterfragte *Normalität* anzunehmen, bedeutet, alles dieser *Normalität* nicht entsprechende abzuwerten, worauf auch Nina Degele kritisch hinweist:

„Natürlich und normal ist eine heterosexuelle Lebensform und Identität in einem zweigeschlechtlichen System. In diesem System ist kein Platz für Inter- und Transsexuelle, Transgender, Schwule und Lesben. Entsprechend ist die gesellschaftliche Organisation von Sexualität mit der Bevorzugung heterosexueller Lebensweisen ein Mittel, moderne Gesellschaften in sich zu strukturieren und in eine hierarchische Form zu bringen.“ (Degele 2005, S. 18f.)

Dass Claudia sich komisch fühlt, als sie sich ihres nicht-heterosexuellen Begehrens bewusst wird, lässt sich demnach als Resultat des über heteronormative Sozialisation vermittelten und angeeigneten Glaubens an die Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit von Heterosexualität deuten. Auch am Beispiel Manuela, lässt sich Ähnliches bezüglich der gesellschaftlichen (und entsprechend auch inkorporierten) Erwartungshaltungen an Sexualität und Begehren herausarbeiten:

„Und eigentlich wurde mir schon ziemlich schnell klar, dass ich eigentlich schwul bin. Auch einfach, weil ich viele *männliche* Freunde hatte, die ich einfach schön und anziehend fand. Aber es war noch nie so wirklich, dass es sexuell war. Es war immer nur, dass ich total gern mit denen Zeit verbracht hab, dass das sozusagen meine besten Freunde waren. Aber dieses Eingestehen, dass ich sie liebe und dass ich schwul bin, war da noch nicht so. Also, das war mir schon ein bisschen bewusst, aber es war trotzdem so ein, wie soll man das sagen, ich wollt' es nicht wahrhaben, kann man ja/kann man fast sagen. Weil ich hab' das nicht von mir erwartet. Ich hab' eigentlich von mir erwartet, dass ich halt irgendwann mich in eine *Frau* verliebe, und dass das einfach jetzt so eine Phase ist, wo ich halt *Männer* total interessant finde und auch in den Pornos die *Männer* mir lieber angeguckt habe. Und das ging dann eigentlich immer so weiter. Und irgendwann/Ich glaube, so richtig hat das angefangen, als ich mich richtig in einen besten Freund von mir verliebt hab'.“ (Manuel, Abschnitt 5)

In diesem Interviewausschnitt beschreibt Manuel die Bewusstwerdung der eigenen Homosexualität. Er hatte immer „viele *männliche* Freunde“ und genießt es, seine Zeit mit ihnen zu verbringen, „aber dieses Eingestehen, dass ich sie liebe und dass ich schwul bin, war da noch nicht so“. Hier fällt die Verwendung des Begriffs „Eingestehen“ auf, abgeleitet von „gestehen“, bzw. „Geständnis“. Im allgemeinen Sprachgebrauch bedeutet dies, sich einer Schuld zu bekennen oder einen Fehler – sich selbst oder anderen gegenüber – zuzugeben. Infolgedessen ließe sich eine implizite negative Konnotation der eigenen Homosexualität – in Form internalisierter Homonegativität – ableiten, die sich als Ergebnis einer heteronormativen Sozialisation bei Manuel manifestiert hat. Bestärkt wird diese Lesart noch durch seine Weigerung, die eigene Homosexualität anzuerkennen, in Form der Äußerung „ich wollt es nicht wahrhaben.“ Der Versuch des aktiven Ignorierens lässt sich somit als Abwehr- bzw. Bewältigungsmechanismus interpretieren, im Umgang Manuels mit unerfüllten gesellschaftlichen Zuschreibungen und enttäuschten normativen Erwartungen, die er im Laufe der Sozialisation, bezogen auf Begehren und Sexualität inkorporiert hat: „Weil ich hab' das nicht von mir erwartet. Ich hab' eigentlich von mir erwartet, dass ich halt irgendwann mich in eine *Frau* verliebe, und dass das einfach jetzt so eine Phase ist, wo ich halt *Männer* total interessant finde und auch in den Pornos die *Männer* mir lieber angeguckt habe.“ Nicht nur sein Umfeld, sondern auch Manuel selbst hat die Erwartungshaltung, dass er sich „irgendwann in eine *Frau* verlieb[t].“ Da er in seinem Empfinden diesem „Ideal“ eines heterosexuell begehrenden *Mannes* jedoch nicht entspricht, legitimiert Manuel seine homoerotischen Gefühle zunächst als endliche Phase, bis er sich „richtig in einen besten Freund“ verliebt und er seine sexuelle Orientierung nicht mehr verdrängen kann.

Unter welchen Druck LSBT*IQ-Jugendliche und (junge) Erwachsene in heteronormativen Kontexten stehen, wird durch Andis Erzählung deutlich:

„A: Ich habe mich immer, wenn ich einen Schwulenporno gesehen habe zum Beispiel oder mir einen nackten *Mann* angeguckt habe oder so, habe ich mich schon immer schlecht gefühlt, also so schlechtes Gewissen gehabt.

I: Mhm. Und wo kam das her?

A: Ich denke, Über-Ich. Was so ei/an einem zehrt. Also so das/dieses Gewissen: „Was würde meine Mutter sagen? Was würde mein Vater sagen? Was würde meine Oma sagen? Was würde die Gesellschaft sagen? Wie/Was/Wie ist das mit Beruf später und außerdem will ich unbedingt Kinder.““ (Andi, Abschnitt 24–26)

Andi spricht in diesem Abschnitt von seinem schlechten Gewissen, dass bei ihm durch den Konsum von „Schwulen pornos“ hervorgerufen wird, wobei in diesem Fall die grundsätzliche Tabuisierung von Pornografie, nicht als alleinige Begründung herangezogen werden kann. Dass es sich bei dem rezipierten Inhalt nicht um heterosexuelle, sondern homosexuelle Pornografie bzw. konkret nackte *Männer* handelt, die ihn erregen, ruft bei ihm einen Abgleich mit den vermuteten Erwartungen und Reaktionen seines sozialen Umfeldes hervor. Dabei muss er sich allerdings bereits darüber bewusst sein, dass der Rezeptionsinhalt – homo-, nicht heteroerotisch – durchaus von Relevanz ist und potenzielles Motiv für Beschämung sein kann. Als Grund für sein schlechtes Gewissen und seine Schamgefühle nennt Andi das „Über-ich“, eine durch Erziehung entwickelte und verinnerlichte – insofern unbewusste – Richtinstanz, die gesellschaftliche Normen, Werte und Moral widerspiegelt, wodurch laut Freud (1923) vor allem auch die Triebregungen kontrollierbar seien. Demzufolge würden Abweichungen von herrschenden Normen, Werten und Moralvorstellungen sich auf das Gewissen auswirken und zu Schuld- und Schamgefühlen führen. Das schlechte Gewissen, das an Andi „zehrt“, nährt sich demnach aus den erwarteten Reaktionen seines Umfelds, nicht nur auf seinen (Schwulen-)Pornokonsum, sondern vor allem auf seine nicht heterosexuelle L(i)ebensweise. Auch aufgrund seiner Sozialisation, hat er dabei die Frage: „Was würde die Gesellschaft sagen“, wenn diese von seiner sexuellen Orientierung wüsste, bereits implizit in Form seines schlechten Gewissens beantwortet. Sein Berufswunsch einerseits¹⁴¹ und sein Kinderwunsch andererseits setzen ihn dabei noch zusätzlich unter Druck. Dass er die Möglichkeit, eines Tages Kinder zu haben und als nicht-heterosexuell beherrschender *Mann* Vater zu sein, ausschließt, lässt zum einen auf ein internalisiertes heteronormatives Familienbild, bestehend aus heterosexueller *Frau* und heterosexuellem *Mann*, schließen, das ihm seine eigenen Eltern auch in dieser Form vorleben. Andererseits spiegelt sich in seinen Bedenken und Befürchtungen die gesellschaftliche Realität wider, in der es queere Menschen im Vergleich zu heterosexuellen cis-Menschen auch heutzutage, nach Einführung der Ehe für alle, noch immer schwerer haben, eine

141 Andi würde gerne Lehrer werden; unter welchen schwierigen Bedingungen LSBT*IQ-Lehrkräfte in Deutschland jedoch arbeiten (was möglicherweise auch Grund für Andis Bedenken ist) zeigt die Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017): LSB-TIQ*-Lehrkräfte in Deutschland. Diskriminierungserfahrungen und Umgang mit der eigenen sexuellen und geschlechtlichen Identität im Schulalltag.

Familie zu gründen¹⁴², wobei es dennoch eine steigende Zahl von queeren Familienkonstellationen gibt¹⁴³.

Daneben bestätigen sich die Vermutungen, dass seine Familie und sein Umfeld negativ auf Andis Coming-out als nicht-heterosexuell reagieren, wie der weitere Interviewverlauf zeigt:

„Und bei meinem Coming-out haben halt damals meine Eltern direkt gesagt: ‚Du wirst nie Kinder haben.‘ So. Und das war halt der Satz, vor dem ich immer Angst hatte, wenn ich jemandem sage: ‚Mir gefallen nicht nur *Frauen*.‘ Was auch viele Leute dann tatsächlich gesagt haben so: ‚Ich dachte, du willst Kinder.‘ So, und dann habe ich oft gedacht: ‚Okay, einerseits hast du/habe ich so ein klassisches Bild im Kopf gehabt, von wegen *Frau* und Kinder, von mir aus auch viele Kinder, und Haus oder irgendwas.‘ Aber andererseits (...) habe ich auch gedacht: ‚Ja, und wenn ich jetzt zum Beispiel für immer in Person XY, die ein Junge ist, verliebt bleibe, was mache ich dann?‘“ (Andi, Abschnitt 26)

Als eine der ersten Reaktionen, die Andis Eltern auf sein Outing als nicht-heterosexuell zeigen, sprechen sie ihm die Möglichkeit ab, jemals Kinder zu haben, und auch „viele Leute“, denen gegenüber er nachfolgend bekennt, nicht nur auf *Frauen* zu stehen, begegnen ihm ähnlich, wenn auch nicht in Form der Absprache, jedoch in Form der Infragestellung der Möglichkeit, als nicht heterosexuell begehrender *Mann* Kinder zu bekommen. „Und das war halt der Satz, vor dem ich immer Angst hatte“, sagt Andi, wobei er damit vermutlich weniger die Aussage an sich meint, als das In-Erfüllung-gehen der Vorhersage. Dabei ist die Angst, aufgrund seiner sexuellen Orientierung in Zukunft keine Kinder haben zu können, auch deswegen so wirkmächtig, da er selbst „so ein klassisches Bild im Kopf gehabt [hat], von wegen *Frau* und Kinder, von mir aus auch viele Kinder, und Haus oder irgendwas.“ Nicht in erster Linie wegen der Reaktionen seines Umfelds, sondern vor allem aufgrund seiner eigenen sozialisatorisch angeeigneten Wirklichkeit, sieht Andi keine Option, als nicht-heterosexuell begehrender *Mann* Kinder zu haben. Eben jenes „klassische Bild“ von „*Frau* und Kindern“ lässt sich nach Götsch (2014) als sowohl sozialisiertes als auch sozialisierendes Wissen verstehen, welches Andi in eine Krisensituation bringt, in der seine Zukunftsplanung in Konflikt mit seiner sexuellen Orientierung steht. So stellt er sich die Frage, „wenn ich jetzt zum Beispiel für immer in Person XY, die ein Junge ist, verliebt bleibe, was mache ich dann?“ Dabei variieren seine Handlungsoptionen zwischen a) sich in das vermeintliche Schicksal als kinderloser, weil nicht-heterosexuell begehrender *Mann*, zu fügen, oder – nicht minder bedenklich – b) seine sexuelle Orientierung infrage zu stellen bzw. im Dienste der Familienplanung zu unterdrücken, oder c) sich aktiv mit der Situation auseinanderzusetzen und die Frage „was

142 Einen Überblick über bürokratische und gesetzliche Hürden, die queeren Menschen Elternschaft erschweren siehe: <https://www.lsvd.de/recht/ratgeber/adoption/adoption.html>; letzter Zugriff 08.03.2019.

143 2016 waren es laut Statistischem Bundesamt ca. 14.000 Kinder, die in queeren Familien aufwachsen.

mache ich dann?“ als Aufforderung und Ansporn an sich selbst zu verstehen, alternative, produktive und funktionale Bearbeitungs- und Bewältigungsmodi zu entwickeln. Dies ist in Andis Situation jedoch insofern voraussetzungs-voll, da die Frage „was mache ich dann?“ auch darauf hindeuten kann, dass es in Andis zentralen Sozialisationsinstanzen – z. B. Familie, Schule, Peergroup, Medien – keine Rollenvorbilder gibt, an denen er sich dabei orientieren oder von denen er ggf. Unterstützung erhalten könnte. Dabei verfestigt auch die Nicht-Existenz von (positiven) queeren Rollenvorbildern, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie, das heteronormative Weltbild weiter, was sich aus Christinas Aussage ableiten lässt:

„In der Öffentlichkeit sowieso, da war das irgendwie nicht existent. Ich habe niemanden gekannt, der eine andere sexuelle Orientierung hat, wie heterosexuell.“ (Christina, Abschnitt 15)

Dass „eine andere sexuelle Orientierung (...), wie heterosexuell“ in der Öffentlichkeit nicht existent ist, liegt in zweifacher Hinsicht an mangelnder Sichtbarkeit. Zum einen sieht man Menschen ihre sexuelle Orientierung nicht an, zum anderen wird aufgrund heteronormativer Vorstellungen selbstverständlich vorausgesetzt, dass das Gegenüber heterosexuell und cis-geschlechtlich ist. Dabei ist sowohl die Nicht-Thematisierung von Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit (aufgrund von Naturalisierung und entsprechender Selbstverständlichkeit) einerseits, als auch die Nicht-Thematisierung von anderen sexuellen Orientierungen und Geschlechtlichkeiten, die nicht der Heteronorm entsprechen (demnach unsichtbar und unmöglich sind) andererseits, Ausdruck herrschender heteronormativer Gesellschaftsstrukturen, die dadurch weiter reproduziert und stabilisiert werden.

Dass Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit gerade auch von Eltern gegenüber ihren Kindern vorausgesetzt wird und welche Erwartungen sich daran heften, zeigt sich entlang Claudias Ausführungen, in denen sie von den Reaktionen ihrer Mutter auf ihr Coming-out spricht:

„Inzwischen ist sie so cool damit. Anfangs, wir hatten dann schon noch mal drüber gesprochen und so, hat sie dann nur gesagt, ‚Ja, so, man hat ja schon ein Bild halt so von seinen Kindern, man möchte ja auch Enkel‘ und halt dieses übliche Gelaber. Muss ich wirklich so sagen. Ja, anfangs und so/und dann ist halt irgendwie das Weltbild so ein bisschen zerstört. Und das hat sie dann auch zugegeben: ‚Ja, das war anfangs schon so bei mir gewesen, wo ich das von dir gehört hab. Da hab‘ ich mir erst gedacht, hm, toll, deine ganzen Pläne gehen alle nicht auf, so, für deine Kinder‘. Da hab‘ ich aber auch nur gesagt, ‚Ja, aber du musst lernen, das sind deine Kinder, aber die haben ein eigenes Leben, weißt du?‘ Und dann hab‘ ich nur gesagt, ‚Ja, meine Schwester, die ist ja hetero, von der bekommst du auf jeden Fall Enkel‘. Und da hat sie gesagt, ‚ja, sie ist auch froh drum, weil sonst wär‘ das echt/für sie echt schlimm gewesen‘ halt, ne? Und dann, ja, hatte sie anfangs schon noch so bisschen so/ja, so ein bisschen Probleme oder/ (...) Ja, wie soll ich es beschreiben? Es ist/ja, irgendwie nicht so richtig drüber gesprochen/aber man hat es halt irgendwie so gemerkt, es passt ihr halt nicht so ganz.“ (Claudia, Abschnitt 17)

Dass ihre Mutter „inzwischen“ „cool“ mit Claudias sexueller Orientierung ist, impliziert, dass dies nicht von Beginn an so war. Das Outing ihrer Tochter kommentiert sie mit dem Verweis auf ein „Bild“, welches sie bis dato von Claudia hatte. Zu diesem Bild zählt, neben heterosexueller Orientierung und Cis-Geschlechtlichkeit, auch die Erwartungshaltung, von der Tochter Enkelkinder zu bekommen. Durch Claudias Outing gerät dieses Bild jedoch ins Wanken, ist „das Weltbild so ein bisschen zerstört“, da auch ihre Mutter, ähnlich wie Andis Eltern s. o., nicht-heterosexuell zu begehren mit zukünftiger Kinderlosigkeit gleichsetzt. Da der Plan, den sie für ihre Tochter hat, ihres Erachtens nicht aufgehen kann, ruft dies bei ihr anfangs Enttäuschung hervor¹⁴⁴. Es bleibt zu vermuten, dass auch Claudias Erwiderung, ihre Mutter müsse lernen, dass ihre Kinder „ein eigenes Leben“ haben, nichts an ihrer Enttäuschung ändert. Erst der Hinweis von Claudia, dass ihre Schwester hetero sei und – wenn schon nicht Claudia selbst – diese für Enkelkinder sorgen könne, erleichtert die Mutter, für die die Situation sonst „echt schlimm gewesen“ wäre¹⁴⁵. Entlang dieser Erzählpassage wird deutlich, dass nicht nur die Mutter, sondern auch Claudia selbst die heteronormative Überzeugung internalisiert hat, dass nur heterosexuell Begehrende zur Elternschaft in der Lage sind, was als Ergebnis ihrer Sozialisation zu deuten ist¹⁴⁶. Auch wenn der Enkelkinderwunsch aus Sicht von Claudias Mutter noch durch Claudias vermeintlich heterosexuell begehrende Schwester erfüllt werden kann, hat sie mit Claudias sexueller Orientierung dennoch „ein bisschen Probleme“. Dies zeigt sich laut Claudia darin, dass sie bei ihrer Mutter eine unterschwellige Ablehnung spürt, dass es „ihr halt nicht so ganz“ passt. Da dies allerdings von keiner der beiden thematisiert wird, bleibt eine mögliche gemeinsame Bearbeitung und Auflösung des Konfliktes aus. Was an diesem Beispiel deutlich wird, ist, dass sich die Ablehnung von Eltern gegenüber eigenen Kindern, die sich als LSBT*IQ outen, nicht ausschließlich darüber erklären lässt, dass diese ihren Enkelkinderwunsch unerfüllt sehen. Nicht nur das Bild der Tochter, die selbst Mutter wird, oder das Bild des Sohnes, der selbst Vater wird, sehen Eltern von LSBT*IQs durch deren sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit zerstört, sondern darüber hinaus gerät ihr eigenes heteronormatives Weltbild ins Wanken. Darin besteht jedoch nicht nur Konflikt-, sondern auch subversives Potenzial, wenn z. B. durch intergenerationelle Interaktion die Beteiligten beginnen, ihre heteronormativen Weltbilder zu hinterfragen.

144 Wobei von Kontingenz ausgehend, nichts – weder selbst- noch fremdbezüglich – planbar ist.

145 Der (unerfüllte) Wunsch nach Enkelkindern bildet ein Forschungsdesiderat, welches interdisziplinär (soziologisch, pädagogisch, psychologisch) bearbeitet werden könnte.

146 Um mit Götsch zu sprechen, handelt es sich hierbei wiederum um sozialisiertes und sozialisierendes Wissen.

Der sowohl von Andis Eltern als auch von Claudias Mutter konstruierte Zusammenhang zwischen LSBT*IQ und Kinderlosigkeit lässt noch eine weitere Interpretation zu¹⁴⁷. Die geäußerte Enttäuschung über die der sexuellen Orientierung der Kinder geschuldeten Enkelkinderlosigkeit, dient hier als legitime Begründung¹⁴⁸ der negativen Reaktion auf das nicht-heterosexuelle Begehren ihrer Kinder und, noch einen Schritt weitergehend, als Legitimation für Ablehnung und Intoleranz gegenüber LSBT*IQ allgemein.

Auch Tims Mutter denkt Kinderlosigkeit zwar LSBT*IQ-inhärent, reagiert auf das Coming-out ihres Sohnes jedoch anders als die Eltern von Tim und Claudia:

„Meine Mutter, ich hab's ihr bei/auch bei einer Zigarette erzählt. Dann hat sie gemeint/(...) Was hat sie gemeint? Warte mal. Wie war's? Wortwörtlich: ‚Krieg ich schon keine nervigen Enkelkinder von dir.‘ Das war ihr erster Kommentar dazu. (lacht) Also, völlig super.“ (Tim, Abschnitt 5)

Tims Beziehung zu seiner Mutter lässt sich anhand dieser Interviewpassage als freundschaftlich beschreiben. Nicht nur, dass sie gemeinsam rauchen, was häufig auch als Peergroup-spezifische Praktik gilt¹⁴⁹, auch der Umgang miteinander, in Form der ironischen Entgegnung von Tims Mutter als Reaktion auf sein Outing, weisen ihr Verhältnis als positiv und freundschaftlich aus. In ihrer Äußerung „Krieg ich schon keine nervigen Enkelkinder von dir“, deutet sie die von ihr angenommene Kinderlosigkeit, aufgrund der nicht-heterosexuellen Orientierung ihres Sohnes, ins Positive, da sie Enkelkinder als nervig betrachtet. Offen bleibt an dieser Stelle, ob Tims Mutter hier aus Überzeugung spricht, oder ihrem Sohn das Outing erleichtern möchte, indem sie einerseits der Situation den Ernst entzieht und andererseits ihre Bedürfnisse und Wünsche, bezüglich ihrer eigenen Zukunft und der ihres Sohnes in den Hintergrund stellt. Dessen ungeachtet erachtet Tim sein Outing insofern als „völlig super“ bzw. geglückt, als dass negative Reaktionen seitens seiner Mutter ausbleiben. Wie breit das Spektrum der elterlichen Reaktionen auf die Coming-outs ihrer Kin-

147 Ein ähnliches Schema rekonstruieren Gomolla und Radtke (2009) in ihrer Studie zu institutioneller Diskriminierung auch bei Lehrkräften, die Schüler*innen mit Migrationshintergrund bewusst oder unbewusst benachteiligen.

148 Analog des Argumentationspools bzw. institutionellen Deutungshaushalts, der Entscheidungs- und Begründungsmuster beinhaltet, die institutionelle Diskriminierung verdecken oder legitimieren und an dem sich Lehrkräfte in Entscheidungssituationen zur Situationsdefinition und zur nachträglichen Sinngebung bedienen können (vgl. Gomolla und Radtke 2009).

149 Rauchen im Jugendalter wird vor den Eltern häufig verheimlicht. In der Peergroup kann das gemeinsame Rauchen, z. B. in Schulpausen oder in der Mittagspause der Ausbildung als jugendkulturelle Praktik gedeutet werden. Im Kontext von jugendlichem Risikoverhalten konstatiert Raithe: „Das Bier [...] oder die Zigarette sind häufig Medium der Kontaktaufnahme, vor allem auch zu temporären Gruppierungen“ (Raithe 2011, S. 33).

der ist und darauf, dass die Reaktion von Tims Mutter nicht unbedingt die Regel ist, weisen die vorherigen Beispiele hin. Auch im nachfolgenden Fall von Tristan war die Reaktion der Eltern auf das Coming-out, wenn auch nicht offen negativ, doch zumindest insofern ablehnend, als dass sie Tristans Outing mit Ignoranz und Verweigerung begegnet sind und dieses nicht anerkannt haben:

„Ich hab’ das immer mal wieder angesprochen, aber es wurde nicht wirklich aufgegriffen. Und so das offizielle Outing/ich hatte mich einmal meinen Eltern gegenüber als non-binär geoutet, das ist aber irgendwie an denen vorbeigegangen. Sie konnten damit nichts anfangen, deswegen ist alles so geblieben, wie es war.“ (Tristan, Abschnitt 7)

Tristan hatte seinen Eltern gegenüber nicht nur ein Coming-out, sondern zwei: eines als non-binär, also sich der binären Geschlechter(ein)teilung als *männlich* oder *weiblich* entziehend, und eines, welches er im obigen Interviewausschnitt als „offizielles Outing“ bezeichnet, als Trans*mann. Infolge des ersten Outings als non-binär beschreibt Tristan, dass trotz mehrmaliger Thematisierung seinerseits, seine Eltern das Gespräch darüber „nicht wirklich aufgegriffen“ haben, sein Outing „irgendwie an denen vorbeigegangen“ ist. Dass sich Tristan eine andere Reaktion erhofft hat, lässt sich insofern vermuten, als dass zum einen das Coming-out gegenüber den Eltern für junge LSBT*IQs eine emotionale Herausforderung darstellt, womit auch Befürchtungen und Ängste einhergehen, wie auch Krell und Oldemeier in der Studie „Coming-out – und dann...?!“ herausarbeiten:

„Die Bedeutung der Familie zeigt sich auch in den Befürchtungen der Jugendlichen vor ihrem Coming-out: Die mögliche Ablehnung durch Familienmitglieder beschreiben sieben von zehn Jugendlichen (69%) als zweithäufigste Sorge. Das Coming-out in der Familie wird im Vergleich zu den Kontexten Freundeskreis und Bildungs- und Arbeitsorte am schwierigsten bewertet.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 19)

Zudem ist davon auszugehen, dass sich Tristans Eltern bis dato nicht mit der Geschlechtlichkeit ihres Kindes auseinandergesetzt oder die ihrem Kind bei Geburt zugewiesene Geschlechtlichkeit hinterfragt haben. Ein Coming-out als nicht-binär dürfte demnach Fragen nach sich ziehen, die jedoch nicht gestellt werden, obwohl Tristan mehrmals das Gespräch darüber gesucht hat. Indes begründet er selbst das Verhalten seiner Eltern mit eben jener Unwissenheit, da „sie [...] damit nichts anfangen“ konnten, – seinem Outing als non-binär – „ist alles so geblieben, wie es war.“

„Am häufigsten benennen die Jugendlichen die Erfahrung, dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht ernst genommen, ignoriert oder nicht mitgedacht wurde.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 20)

Bedenkt man, wie voraussetzungsvoll und folgenschwer ein Outing für LSBT*IQs sein kann und wie hoch dabei das Diskriminierungspotenzial ist, wäre vor allem im Familien- und Freund*innenkreis Unterstützung und positive Bestärkung umso wichtiger. Bleibt diese jedoch aus Unwissenheit, Unbe-

holfenheit und Überforderung oder aufgrund von Ignoranz aus, kann dies weitreichende negative Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung haben (Europäische Union 2014). Im Falle Tristans, führt auch sein zweites Outing den Eltern gegenüber, sein Coming-out als Trans*mann, zu keiner Verhaltensänderung bei seinen Eltern:

„Und war ja auch danach [nach dem Outing als Trans*mann], wenn ich irgendwie über Beziehungen im theoretischen Sinne gesprochen hab', hat meine Mutter immer so von theoretischen Freunden oder Ehemännern geredet, aber nie von irgendwas anderem. Was darstellt, dass sie eigentlich davon ausgegangen ist, dass das nur sowas bullshitiges, was ich als Kind mal erzählt hab, ist.“ (Tristan Abschnitt 9)

Wenn Tristan in Gegenwart seiner Eltern über zukünftige Beziehungen spricht, bleibt seine Mutter weiter in ihrem heteronormativen Denken verhaftet, da für sie als potenzielle Partner*innen ihres Kindes, nur *männliche* „theoretische Freunde oder Ehemänner“ infrage kommen. Auch wenn Geschlechtlichkeit nicht an sexuelle Orientierung geknüpft ist, wird sie als solche gedacht. Dadurch, dass Tristans Mutter für ihr Kind weiterhin ausschließlich *männliche* Partner*innen in Betracht zieht, ordnet sie Tristan in dessen Deutung in der heterosexuellen Matrix als *weiblich* ein, was ihm das Gefühl gibt, nicht ernst genommen und infantilisiert zu werden. In seinem Empfinden wird sein Trans*mannsein übergangen und als etwas „bullshitiges, was ich als Kind mal erzählt hab“ abgetan, was dazu führt, dass er sich gegenüber seinen Eltern klar und eindeutig positionieren muss:

„Ich hab' meinen Eltern ganz klar gesagt, dass es mir extrem unangenehm ist, wenn sie mich als ihre Tochter bezeichnen, wenn sie meinen Geburtsnamen benutzen, (...) wenn sie/Es gibt ja immer so typische Sachen, die die Mutter irgendwie sagt, ‚Oh, du wirst mal so eine gute Hausfrau werden‘, oder so was. Und gerade diese Klischeedinger waren mir so unangenehm.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Dem falschen bzw. nicht für sie passenden Geschlecht zugeordnet zu werden, sogenanntes *misgendering*, ist – ob gewollt oder unabsichtlich – für Trans*personen verletzend und ist somit eine Form emotionaler Gewalt (vgl. Sauer 2016). Dass Tristans Eltern ihn weiter mit seinem Geburtsnamen ansprechen und ihn als ihre Tochter bezeichnen, ihn also als etwas bezeichnen, was er nicht ist, ist ihm „extrem unangenehm“, was er ihnen auch mitteilt. Auf der anderen Seite muss auch die Elternperspektive mitgedacht werden¹⁵⁰: Das Festhalten der Eltern an Tristans, der für seine Eltern weiterhin die Tochter ist, „altem“ Namen weist darauf hin, dass auch die Eltern einen z. T. schwierigen (Ablöse-)Prozess durchlaufen. Nicht nur für Tristan ändert sich vieles, die gesamte Familie ist einem Wandel unterworfen, zu dem sich alle Beteiligten verhalten

150 Die Perspektive Angehöriger von LSBT*IQs ist weitestgehend unerforscht, wobei es sowohl für die Betroffenen als auch für die Wissenschaft lohnenswert wäre, dieses Forschungsdesiderat zu schließen.

müssen. Sich darauf einzustellen und sich in einem nächsten Schritt auch darauf einzulassen, benötigt der aktiven Auseinandersetzung, Informationen und vor allem Zeit, wie auch Krell und Oldemeier konstatieren:

„Auch wenn die spontane Reaktion zum Teil negativer oder verhaltener ist, als es sich die Jugendlichen wünschen, scheinen die Eltern im Laufe der Zeit die LSBT* Lebensweise ihres Kindes meist zu akzeptieren. Sie brauchen jedoch ebenso wie die Jugendlichen während des inneren Coming-outs eine gewisse Zeit, um sich mit der für sie neuen und veränderten Situation zu arrangieren.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 19)

Wie widerstandsfähig Geschlechterstereotype und daran geknüpfte Erwartungen sein können, zeigt sich in den Äußerungen seiner Mutter, die Tristan attestiert, er würde „mal so eine gute Hausfrau werden“. Was in anderen (cis-geschlechtlichen und heterosexuellen) Konstellationen ggf. unsichtbarer und subtiler enthalten ist, wird im vorliegenden Fall, weil eindeutig unpassend, offensichtlich¹⁵¹. Auch wenn seinen Eltern bzw. hier vor allem seiner Mutter laut Krell und Oldemeier eine gewisse Anpassungszeit an die neue Situation zusteht, kann sich das Festhalten an Stereotypen und „Klischeedingern“ sowie das Ignorieren und Übergehen von Tristans Bedürfnissen sowohl negativ auf das Eltern-Kind-Verhältnis als auch auf die Persönlichkeitsentwicklung Tristans auswirken. Nicht nur das Nicht-ernst-nehmen, Ignorieren und Nicht-mitdenken der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit durch die Eltern erschwert die Situation von jungen LSBT*IQs. In einigen Fällen sind queere Jugendliche und (junge) Erwachsene auch mit direkter Diskriminierung, in Form von offener Ablehnung, konfrontiert, was die Lebensführung der Betroffenen noch weitreichender beeinträchtigt, wie entlang folgender Interviewpassage deutlich wird:

„Und dann, meinem Vater hab' ich es nie wirklich dann offiziell gesagt. Das war immer mein/meine Mutter hat es ihm dann erzählt. Und sie hat mir dann erzählt, wie er es findet. Und dann hab' ich halt so zwei Wochen später sie mal gefragt: "Ähm, hast du es denn auch dem Papa gesagt?" Und sie hat gesagt: "Ja." Und ich so: "Und? Was sagt er?" Und dann hat sie gesagt: "Ja, der findet es ekelhaft. Der will das nicht, das ist (...)/Findet der ekelhaft. Kann der sich nicht vorstellen." (...) Das hat auch dann dazu geführt, dass irgendwie ich mit meinen Eltern/oder auch allgemein mit meinem Vater/mit/ich hab' dann eine Z/auch/ich glaub, ein Jahr lang auch nicht mit ihm richtig darüber geredet. Das war immer über meine Mutter. Und ich hab' halt mich auch mega distanziert von meiner/von meinen Eltern, von meiner Familie, weil irgendwie/ich weiß nicht, weil ganz viele Menschen haben ja/oder Kinder haben ihre Eltern auf so einem Thron. Und die sind halt in dem Moment, wo sie das, was sie mir beigebracht haben, tolerant zu sein, freundlich zu sein und so, nicht eingehalten haben, sofort runtergestürzt. Die waren dann einfach weg. Dann war der Thron weg und die waren für mich nur noch (...) Menschen, mit denen ich zusammenwohne. (Ja.) Das war dann auch/so ein Jahr lang war dann, dass ich einfach immer nur a/jeden Tag runterging (...), gefrühstückt hab und wieder gegangen bin. Mein Vater saß da, ich hab' mit ihm halt kurz übers Wetter oder was weiß ich geredet. Wir haben nie wirklich richtig geredet, weil ich irgendwie keine Lust hatte, mit einer Person irgendwie in Kontakt zu treten, die das/die mich ekelhaft findet

151 Analog der Krisenexperimente Harold Garfinkels (1967).

und es scheiße findet, wie ich bin. Da hab' ich halt extrem blockiert und wollte auch von denen überhaupt nichts wissen mehr. Und hab' mich ex/ja, extrem distanziert von meiner ganzen Familie.“ (Manuel, Abschnitt 16)

Die Interviewpassage beginnt mit Manuels Schilderung, dass er seinem Vater gegenüber seine sexuelle Orientierung nicht thematisiert habe, was infolgedessen seine Mutter übernimmt. Die Rolle der Mutter als Vermittlerin setzt dabei jedoch voraus, dass Manuel sie, bzgl. seiner sexuellen Orientierung, bereits ins Vertrauen gezogen hat. Dass die Mutter innerhalb der Familie die erste Person ist, vor der junge LSBT*IQs ihr Coming-out haben, scheint ein verbreitetes Phänomen zu sein, wie auch Krell und Oldemeier im Rahmen ihrer Studie herausarbeiten:

„Für die meisten Jugendlichen ist die Mutter die erste Ansprechpartnerin in der Familie, weitere Familienmitglieder wie Geschwister und die Väter werden oft erst zu einem späteren Zeitpunkt (oder gar nicht) informiert.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 19)

Fraglich ist, ob und inwieweit dies im konkreten Fall von Manuel Rückschlüsse auf das Vater-Sohn- bzw. Mutter-Sohn-Verhältnis zulässt. Dass Manuel sich seiner Mutter gegenüber anvertraut, könnte entweder einem, seit langem bestehenden, Vertrauensverhältnis geschuldet, aber ebenso ein Zufallsprodukt sein. Dementsprechend könnte auch die Unwissenheit des Vaters lediglich das Ergebnis bisher verpasster Gelegenheiten oder aber Anzeichen für ein schwieriges Vater-Sohn-Verhältnis sein. Die Hemmungen, sich gerade seinem Vater gegenüber zu outen, könnten dabei auch mit einem stereotypen Bild von *Männlichkeit* zusammenhängen, welches evtl. über den Vater transportiert und verkörpert wird. Aus dieser Perspektive könnte Manuels Outing als androphil, mit einer Verweiblichung gleichgesetzt werden. Auch der Informationsstand des Vaters lässt unterschiedliche Deutungen zu: Dass Manuel seine sexuelle Orientierung gegenüber seinem Vater „nie wirklich“ oder „offiziell“ thematisiert hat, muss nicht bedeuten, dass Manuel nicht schon indirekt, z. B. in Form von Anspielungen oder entsprechenden Andeutungen¹⁵², versucht hat, sich im Beisein seines Vaters dem Thema anzunähern. Der Wissensstand von Manuels Vaters könnte insofern von Bedeutung sein, da er, hätte er bereits „inoffiziell“ von der sexuellen Orientierung seines Sohnes gewusst, bzw. diesbezüglich etwas geahnt, bereits die Möglichkeit zu einer vorsichtigen Annäherung und Auseinandersetzung mit der LSBT*IQ-Thematik gehabt hätte, was sich wiederum evtl. positiv auf die Reaktion gegenüber seinem Sohn Manuel hätte auswirken können. Die offenen Fragen bleiben, ohne an dieser Stelle mehr über die Beziehung zwischen Manuel und seinen Eltern und über den Kenntnisstand seines Vaters bzgl. Manuels sexueller Orientierung zu wissen, unbeantwortet. Ebenfalls unklar bei dem Gespräch, in dem Manuels Mutter

152 Dieses Schema – vor dem Outing entsprechende (uneindeutige) Andeutungen zu machen – findet sich noch an weiteren Stellen im Material.

seinem Vater vom Coming-out ihres Sohnes erzählt, bleibt, ob sie dies auf Manuels Wunsch hin, oder aus eigenem Antrieb tut. Auf Nachfrage Manuels, ob sie „es [sein Outing als nicht-heterosexuell] denn auch dem Papa gesagt“ habe, berichtet seine Mutter ihm von der Reaktion des Vaters. Anders als Tristans Eltern, die auf das Outing des Kindes mit einer gewissen Ignoranz reagieren, äußert Manuels Vater offen seine Ablehnung gegenüber der sexuellen Orientierung seines Sohnes, die er „sich nicht vorstellen kann“ und „ekelhaft“ findet. Dabei ist die negative Reaktion seines Vaters für Manuel vor allem deswegen nicht nachvollziehbar, da ihm seine Eltern im Rahmen der familiären Sozialisation „beigebracht haben, tolerant zu sein, freundlich zu sein und so.“ Zusätzlich zur ablehnenden Haltung seines Vaters ihm gegenüber, führt Manuels Unverständnis darüber dazu, dass er sich von seinen Eltern distanziert.

Von den Eltern aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit abgelehnt zu werden, ist laut Krell und Oldemeier eine der häufigsten Befürchtungen¹⁵³ von jungen LSBT*IQs vor ihrem Coming-out. Dass sich diese Befürchtung in Manuels Fall bestätigt, bleibt weder für Manuels Selbstbild noch für das familiäre Miteinander folgenlos. Gespräche, in denen es um seine sexuelle Orientierung geht, führt Manuel, weitere Abwertungen durch seinen Vater befürchtend, nur noch mit seiner Mutter. Über die selektive Wahl der Gesprächspartner*in findet eine Differenzierung zwischen den Eltern, in die Vertraute, die Mutter mit der Manuel sprechen kann, und den Nicht-Vertrauten, den Vater, mit dem er nicht sprechen kann, statt. Zudem wird Manuel, durch sein Coming-out, vom Sohn zum nicht-heterosexuell begehrenden Sohn. Die ablehnende Haltung seines Vaters spiegelt Manuel dabei wider, in dessen Augen falsch und nicht *normal* zu sein, was sich negativ auf dessen weitere Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung auswirken kann. Keinen Einfluss auf die Reaktion seines Vaters nehmen zu können, kann sich zudem negativ auf Manuels Selbstwirksamkeitserwartung auswirken. Die Reaktion seines Vaters betont die entstandene Differenz zwischen Manuel und seinen Eltern bzw. konstruiert diese erst und hebt sie als solche noch hervor.

Anders als in Familien, deren Mitglieder heterosexuell sind, besteht in Familien, in denen sich Kinder als LSBT*IQ identifizieren und ihren Eltern gegenüber outen, immer ein Konfliktpotenzial, mit dem die Beteiligten umgehen müssen. Die Eltern müssen sich mit der Situation auseinandersetzen, dass ihr Kind nicht ihren (heteronormativen) Erwartungen entspricht. Klischees und stereotype Geschlechterrollen können diesen Prozess erschweren. Das Kind befindet sich (je nach Alter) in emotionaler und/oder finanzieller Abhängigkeit der Eltern und kann sich (auch aus rechtlichen Gründen) dem Lebensbereich Familie nicht völlig entziehen. Reagieren die Eltern auf ein Coming-out als LSBT*IQ negativ, bedarf es Strategien der Verarbeitung, die es den Betroffene-

153 Sieben von zehn haben Angst vor Ablehnung durch Familienmitglieder (69 %) (vgl. Krell und Oldemeier 2017, S. 79).

nen ermöglichen, die familiär angespannte Situation zu bewältigen. Neben aktiven Strategien, wie z. B. der Suche nach Konfrontation, nutzen junge LSBT*IQs auch passive Strategien, wie Vermeidung, Rückzug und Isolation. Dabei sind sowohl aktive als auch passive Strategien an mehr oder weniger (un)günstige Bedingungen geknüpft, die den Handlungsrahmen der queeren Jugendlichen bilden (Krell und Oldemeier 2015, S. 130f.).

Nach Manuels Coming-out beschränkt sich die Interaktion zwischen ihm und seinem Vater, wenn sich die Möglichkeit für ein Gespräch ergibt, auf Schweigen oder Oberflächlichkeiten, wie z. B. das Wetter. Weder Manuel noch sein Vater können und/oder wollen die Situation durchbrechen. Manuel begründet seine Verweigerung damit, dass er „irgendwie keine Lust hatte, mit einer Person irgendwie in Kontakt zu treten, die das/die mich ekelhaft findet und es scheiße findet, wie ich bin“. Im Wissen um die Ablehnung seiner sexuellen Orientierung durch seinen Vater, die Manuel gleichsetzt mit der Ablehnung seiner ganzen Person und Identität¹⁵⁴, wählt er die passive Strategie, des Sich-zurückziehens. Indem er „extrem blockiert“ und „von denen [seinen Eltern] überhaupt nichts wissen“ wollte, wächst die (emotionale) Distanz zwischen Manuel und seiner Familie weiter. Dass auch Manuels Vater keinen Versuch unternimmt, auf seinen Sohn zuzugehen, kann als Zeichen von Überforderung – z. B. aufgrund mangelnder oder falscher Informationen – gedeutet werden. Auch Schuld- oder Schamgefühle, in der heteronormativen Gegenwartsgesellschaft einen nicht-heterosexuellen Sohn zu haben, könnten Gründe sowohl für die Ablehnung als auch sein Schweigen sein. Daneben bleibt offen, wie sich Manuels Mutter in der Situation positioniert hat. In ihrer Rolle als Vermittlerin, die sie bereits beim Coming-out ihres Sohnes zwischen Manuel und seinem Vater eingenommen hat, hätte sie als Bindeglied zwischen Vater und Sohn agieren können. Allerdings wäre ebenso denkbar, dass seine Mutter sich von der Reaktion seines Vaters nicht in dem von Manuel erwarteten Maße distanziert hat. Auch, dass sie die Einstellung ihres Partners gutheißt und mitträgt, wäre möglich. Dies würde dann aus Manuels Sicht einer Komplizinnenschaft gleichkommen und begründen, weswegen seine Mutter in seinem Ansehen ebenso sinkt, wie sein Vater, wenn er davon spricht, dass für ihn „der Thron weg“ war, auf dem er seine Eltern bis dato gesehen hat; sie sind „sofort runtergestürzt“. Anstatt Moralinstanz und Vorbilder, sind sie für Manuel „nur noch (...) Menschen, mit denen ich zusammenwohne.“

Gerade während der ersten Coming-outs und der Outings gegenüber nahestehenden Menschen, wie Freund*innen und Familienmitgliedern, sind junge LSBT*IQs, da sie in ihrer queeren Identität noch nicht gefestigt sind, besonders vulnerabel. Anstatt den für einen positiven Coming-out-Verlauf nötigen und erhofften Rückhalt und Unterstützung zu erhalten, sind queere Jugendliche

154 Hier zeichnet sich ab, dass die sexuelle Orientierung ein zentraler Aspekt der Identitätsentwicklung von LSBT*IQs ist.

in den für sie so wichtigen Sozialisationsinstanzen der Peergroup und der Familie nicht nur mit Ablehnung, sondern immer wieder auch mit direkter Diskriminierung konfrontiert, wie Andi nachfolgend berichtet:

„Und habe mich dann mit jemandem getroffen und habe mich auch in den verliebt irgendwie relativ schnell. Und habe dann sofort allen meinen Freunden das erzählt und meinen Eltern, also meiner Mutter. Meine Eltern sind halt komplett ausgerastet. Also die/für die ging das halt gar nicht klar. Und die haben gesagt: ‚Solange du nicht 18 bist, hast du hetero zu sein und hast *Frauen* zu lieben.‘ Und dann (...) Also jetzt mal in der Kurzfassung: Die sind halt sehr beleidigend geworden und ausfällig. Und haben mich wirklich psychisch fertig gemacht, sage ich mal.“ (Andi, Abschnitt 16)

Zu Beginn der Interviewpassage beschreibt Andi die Situation, wie er sich das erste Mal mit einer Internet-Bekanntschafft, aus einem Chat für nicht-heterosexuell begehrende *Männer**, trifft und sich dabei „relativ schnell“ verliebt. Sich (das erste Mal) zu verlieben ist für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene ebenso aufregend und spannend, wie für ihre heterosexuellen cis-geschlechtlichen Altersgenoss*innen. Auch den Impuls sich mitzuteilen und dem Umfeld, den Freund*innen und der Familie, von den (Glücks-)Gefühlen und dem Schwarm zu erzählen, teilen sie. So erzählt auch Andi, wie in einer solchen Situation zu erwarten, „sofort allen“ Freund*innen unmittelbar von seinem Date und seiner Verliebtheit und auch seinen Eltern berichtet er davon. Wie Manuel im vorigen Fall, wendet sich Andi dabei ebenfalls zuerst an seine Mutter. Offen bleibt, von wem – von Andi selbst oder seiner Mutter – sein Vater die Information über Andis Treffen und die daraus entstandenen homo-amourösen Gefühle erhält. Neben den Gemeinsamkeiten, die (junge) Menschen unabhängig ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit teilen, wenn sie sich das erste Mal verlieben, zeigt sich an der Reaktion von Andis Eltern, dass es durchaus auch Unterschiede gibt. Andis Eltern sind „komplett ausgerastet“, als er ihnen erzählt, mit wem er sich getroffen und in wen er sich verliebt hat, „für die ging das halt gar nicht klar.“ Anstatt glücklich darüber zu sein, dass Andi sie an seinem (Gefühls-)Leben teilhaben lässt, Interesse daran zu zeigen und sich für ihren Sohn zu freuen, reagieren seine Eltern nicht nur mit Ignoranz oder Ablehnung, sondern maßregeln ihn für seine sexuelle Orientierung und seine Gefühle. Negative Reaktionen von Eltern auf das Coming-out ihres Kindes als LSBT*IQ sind auch laut Krell und Oldemeier eher die Regel als die Ausnahme: „Fast jede_r zweite Jugendliche (45 %) gibt an, in der engeren Familie¹⁵⁵ Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erfahren zu haben“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 20). Dennoch hat die Reaktion von Andis Eltern eine besondere Qualität. Mit ihrer Aufforderung bzw. der Anweisung: „Solange du nicht 18 bist, hast du hetero zu sein und hast *Frauen* zu lieben“, nutzen sie die Abhängigkeit, in der sich Andi bis zur Volljährigkeit vor allem juristisch von seinen Eltern oder

155 Krell und Oldemeier zählen Eltern und Geschwister zur engeren Familie (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 99).

Erziehungsberechtigten befindet, aus. So ist das Erziehungsverhältnis hier anstatt durch Fürsorge, durch die Macht von Andis Eltern und seine Abhängigkeit geprägt. Dass die Familie ein Ort bzw. Lebensbereich ist, der nicht frei wählbar ist und aus dem sich Kinder und Jugendliche, vor allem bis zur Volljährigkeit, nicht einfach zurück- oder herausziehen können, steigert den Druck, dem Andi durch sein Outing und die negativen Reaktionen darauf ausgesetzt ist. Ein Auszug, als Möglichkeit der Entlastung, ist aufgrund der gesetzlich festgeschriebenen Abhängigkeit der Kinder von ihren Sorgeberechtigten, die es Minderjährigen bis zum 18. Lebensjahr nicht erlaubt Verträge, wie z. B. einen Mietvertrag, ohne Einwilligung der Sorgeberechtigten abzuschließen, keine Option. Hinzu kommt die emotionale Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern, die eine Emanzipation und ein Sich-Lossagen noch zusätzlich erschweren kann.

In Form des „Heterosexualitätsvertrags“¹⁵⁶, werden die unbewussten Selbstverständlichkeiten und ungeäußerten Erwartungen, die Andis Eltern an ihren Sohn und dessen sexuelle Orientierung haben, sichtbar, wodurch sich Heteronormativität in gewisser Weise materialisiert. Durch die überaus starke Ablehnung seiner Eltern, die „sehr beleidigend [...] und ausfällig“ geworden sind und ihren Sohn „wirklich psychisch fertig gemacht“ haben, zeigt sich das Ausmaß der Systemirritation, die Andis Abweichung von heteronormativen Vorstellungen im Familiengefüge hervorruft. Dies bleibt vor allem auch für die Diskriminierten nicht folgenlos: „Die Familie ist [...] der Bereich, in dem die erlebte Diskriminierung als am schwerwiegendsten erlebt wird“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 105). Wie es sich auf Andi und andere LSBT*IQs, die diese Erfahrung teilen, auswirken kann, von den eigenen Eltern widergespiegelt zu bekommen, nicht *normal*, falsch, eklig oder krank zu sein, wird in Kapitel 3 näher dargestellt. Auch wenn Jugendliche und (junge) Erwachsene ihr Coming-out im familiären Bereich als am schwierigsten bewerten (vgl. Krell und Oldemeier 2015, S. 99), gibt es noch einen weiteren Bereich, in dem ein nicht-geglücktes Coming-out weitreichende Folgen für die persönliche Entwicklung und den Werdegang der LSBT*IQs haben kann. Die Schule – aufgrund der allgemeinen Schulpflicht ebenso wie die Familie ein nicht selbst gewählter Kontext, dem sich Jugendliche nicht entziehen können – ist der Ort, an dem Kinder und Jugendliche einen Großteil ihrer Zeit verbringen. Wie auch in Bildungsräumen auf verschiedenen Ebenen heteronormative Strukturen herrschen, die die Entwicklung junger LSBT*IQs beeinträchtigen, wie diese durch die Akteur*innen im Feld (Lehrkräfte und Schüler*innen) immer wieder aufs Neue (re-)produziert werden und wie queere Jugendliche damit umgehen, wird im nächsten Kapitel aufgezeigt.

156 An einer anderen Stelle im Interview erzählt Andi von tatsächlichen Verträgen, die seine Eltern mit ihm aufgesetzt haben: „So was wie: ‚Andi darf keine schwulen Menschen mit nach Hause bringen, aber alle 14 Tage das und das machen‘“ (Andi, Abschnitt 44).

5.1.3 *Land der beschränk(t/end)en Möglichkeiten oder Möglichkeitsraum? – Heteronormativität im Kontext Schule*

Vor allem Schule als eine der zentralen Bildungsinstitutionen, gilt neben der Familie als wichtige Sozialisationsinstanz. Kinder und Jugendliche verbringen dort, zusammen mit ihren Klassenkamerad*innen, einen Großteil ihrer Zeit. Neben der reinen Wissensvermittlung zählt die Vermittlung von (demokratischen) Werten, die Förderung von Aufgeschlossenheit und Akzeptanz mit zum Bildungsauftrag der Bildungseinrichtungen. Bundesweit gibt es (wenn auch nicht einheitlich) Aktionspläne zur Förderung von Akzeptanz und Vielfalt von LSBT*IQs, die informieren und sensibilisieren sollen, um die Arbeit für Respekt und Anerkennung für sexuelle und geschlechtliche Vielfältigkeit nachhaltig zu fördern.

Auszug aus dem Lehrplan Sexualerziehung Hessen:

„Ziel der Sexualerziehung ist, Schülerinnen und Schülern ein offenes, diskriminierungsfreies und wertschätzendes Verständnis für die Verschiedenheit und Vielfalt der partnerschaftlichen Beziehungen, sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten in unserer Gesellschaft zu vermitteln. Die Sexualerziehung soll überdies die gesellschaftlichen Realitäten berücksichtigen und wertegebunden sein. Gegenstand der Sexualerziehung in Schulen soll die Vermittlung von Wissen über die Existenz unterschiedlicher Partnerschaftsformen und Verständnisse von Familie, sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten und deren Akzeptanz sein.“ (Hessisches Kultusministerium 2016)

Formulierungen wie diese, wurden in den vergangenen Jahren flächendeckend in Bildungs- und Lehrpläne aufgenommen und in diesen verankert, die genaue Ausformulierung und Umsetzung ist jedoch Ländersache bzw. Lehrer*innensache. Auf diese mangelnde Verbindlichkeit wird auch in einem der Interviews aufmerksam gemacht:

„Es gibt Schulen, die da wohl an/total offen sind, aber es gibt keine Regelung. Jeder kann da wohl mit umgehen, wie er will, die Lehrer, die Schüler. Ob erlaubt wird, dass man eine eigene Umkleide benutzt, ob erlaubt wird, dass man auf die Lehrertoilette geht oder auf die Toilette, nach der man sich fühlt. Das macht jeder, wie er will und man ist da irgendwie ein bisschen auf gut Glück. Wenn man Pech hat, geht man an eine Schule, die einen dann irgendwann nicht mehr akzeptieren wird, wenn man sich dann mal outet. Und das, das finde ich extrem ärgerlich.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Tristan schildert, wie unterschiedlich die Auslegung bzw. der Umgang und die Umsetzung der Leitlinien zur Förderung von Akzeptanz und Vielfalt an den Schulen, unter den Lehrkräften und den Schüler*innen aussehen kann. Die Spanne geht dabei von „Schulen, die da wohl an/total offen sind“ bis hin zu einer „Schule, die einen dann irgendwann nicht mehr akzeptieren wird, wenn man sich dann mal outet“. An den konkreten, vor allem für Trans*personen problembehafteten Beispielen der Umkleidekabinen- und Toilettennutzung, zeigt sich die Abhängigkeit vom Entgegenkommen und guten Willen der Schulen. Aufgrund (innen)architektonischer Grenzziehungen ausschließlich

zwischen Jugendlichen *männlichen* und *weiblichen* Geschlechts, in Form von Toiletten und Sammelumkleidekabinen exklusiv für *Jungen* oder *Mädchen*, stehen Trans*personen vor dem Problem der (Selbst-)Zuordnung. Zum einen sind sie gezwungen, sich selbst einem der ausschließlich zwei Geschlechter zuzuordnen, was z. B. für sich als non-binär oder queer definierende und identifizierende Schüler*innen nicht möglich ist. Zum anderen müssen sie darauf hoffen, dass wenn eine Selbstzuordnung erfolgen kann, diese auch vom Umfeld – hier konkret vom Schulpersonal und Mitschüler*innen – anerkannt wird und ihnen im nächsten Schritt „erlaubt wird“, „eine eigene Umkleide“, „die Lehrertoilette“, oder „die Toilette, nach der man sich fühlt“ zu nutzen. Das heißt, auch wenn es theoretisch die Möglichkeit gäbe, heteronormative Strukturen im Schulkontext zu umgehen, ist „man [...] da irgendwie ein bisschen auf gut Glück“, in Form von Akzeptanz und Unterstützung seitens der schulischen Akteur*innen, angewiesen. Sind diese in ihren Handlungen allerdings an keine verbindlichen Verfahrensweisen gebunden „macht jeder, wie er will“.

Dass dies nicht nur der subjektive Eindruck einer einzelnen Person ist, bestätigen auch aktuelle Studienergebnisse. In einer 2017 durchgeführten deutschlandweiten Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, in der 855 LSBT*IQ-Lehrkräfte zu Diskriminierungserfahrungen und dem Umgang mit der eigenen sexuellen und geschlechtlichen Identität im Schulalltag befragt wurden, zeigt sich ein deutliches Bild:

„Konkrete Maßnahmen, die die Thematisierung sexueller oder geschlechtlicher Vielfalt in den Schulen fördern, sind an den Schulen der teilnehmenden Lehrkräfte selten vorhanden: Nur 12,2 Prozent der Teilnehmenden geben an, dass Lehrkräfte an ihrer Schule dazu ermutigt werden, Weiterbildungsveranstaltungen zum Thema zu besuchen. Knapp ein Fünftel (18,6 Prozent) berichtet, dass an ihrer Schule durch Informationsmaterial (z. B. Flyer, Broschüren, Poster) auf sexuelle oder geschlechtliche Vielfalt aufmerksam gemacht wird. Und in einem Fünftel (20,0 Prozent) der Schulen der teilnehmenden Lehrkräfte gibt es Projekte, Veranstaltungen oder Kooperationen mit externen Partner_innen, in denen sexuelle oder geschlechtliche Vielfalt thematisiert wird. Lediglich 7,2 Prozent der Teilnehmer_innen geben an, dass es an ihrer derzeitigen Schule ein schulinternes Konzept gibt, welches die Thematisierung sexueller oder geschlechtlicher Vielfalt im Unterricht festschreibt.“ (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2017)

Auch aus diesen Ergebnissen geht deutlich hervor, dass die Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in vielen Schulen noch Ausnahmeerscheinung ist. Selbst der Aussage „Im Rahmen der sogenannten Sexuaufklärung wird auf das Thema aufmerksam gemacht“ stimmten nur knapp 40 % der Befragten zu, während „Es ist jeder Lehrkraft selbst überlassen, ob und wie sie das Thema in den Unterricht einbezieht“ 74,4 % der LSBT*IQ-Lehrkräfte zustimmten. Dass also sogar in den dafür vorgesehenen, weil konkret als Sexuaufklärung betitelten, Unterrichtseinheiten nur in 40 % der Fällen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt thematisiert wird, lässt sich mitunter damit erklären, dass $\frac{3}{4}$ der befragten Lehrkräfte angaben, es läge noch immer in der Verantwortung der einzelnen Lehrkräfte, ob und wie diese Themen angesprochen

und behandelt werden, wobei diese Eigenverantwortung immer auch das Risiko der Nicht-Thematisierung birgt. Die mangelnde Verbindlichkeit der Aufklärungsumsetzung und die damit einhergehende Nicht-Thematisierung von queeren Themen im Schulalltag stellen ein hohes Diskriminierungsrisiko für LSBT*IQs¹⁵⁷ dar und stützen gleichsam heteronormative Strukturen im schulischen Kontext. Welche Folgen das konkret für queere Jugendliche haben kann, fassen Klocke und Küppers wie folgt zusammen:

„Zweidrittel von über 20 000 befragten LSBT in Deutschland berichteten, an der Schule ihre Identität immer oder häufig verheimlicht zu haben (Europäische Union 2014). LSBQ-Jugendliche fehlen knapp dreimal so oft wie ihre heterosexuellen Altersgenoss_innen in der Schule, weil sie Angst vor dem Schulbesuch haben, sie leiden häufiger unter Depressionen, denken ungefähr doppelt so häufig über Suizid nach und versuchen etwa dreimal so oft, sich das Leben zu nehmen (Marshall et al. 2011). Suizidversuche, die so ernsthaft sind, dass medizinische Versorgung nötig wird, kommen bei LSBQ-Jugendlichen sogar viermal so oft vor wie bei heterosexuellen. [...] Der Zusammenhang zwischen sexueller Orientierung und Suizidalität ist teilweise auf Erfahrungen von Mobbing und Diskriminierung zurückzuführen.“ (Klocke und Küppers 2017, S. 194)

Obwohl bekannt ist, wie LSBT*IQ-Jugendliche unter den vorgefundenen Bedingungen leiden und es zahlreiche Möglichkeiten gibt, queere Themen in die Lehrpläne und den konkreten Unterricht einzuflechten, ist ein offener Umgang mit bzw. offene Kommunikation über geschlechtliche und sexuelle Vielfalt im Schulkontext weiter die Ausnahme. Hinweise darauf, dass die LSBT*IQ-Thematik im Schulalltag noch immer unterrepräsentiert bzw. überhaupt nicht präsent ist, finden sich immer wieder im Interviewmaterial:

„Und das sagen eben viele. Berichten uns, dass sie zum Beispiel halt einfach Schwierigkeiten hatten, auch das selber zu akzeptieren erst mal, weil sie eben viel Negatives gehört hatten und so weiter. Und zum Beispiel in der Schule keine Aufklärung stattgefunden hat oder keine Informationen da dazu gegeben wurden.“ (Expert*inneninterview C, Abschnitt 29)

In dieser Interviewpassage aus einem Expert*inneninterview, beschreibt die Interviewperson die Problematik, dass queere Menschen, denen sie in ihrem Berufsalltag begegnet, selbst Schwierigkeiten hätten, ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit „auch das selber zu akzeptieren“. Als Grund dafür wird genannt, dass sie entweder „viel Negatives gehört hatten“ und es im Zuge dessen z. B. zu einer internalisierten Homonegativität kommt, was

157 Sowohl für Schüler*innen als auch für Lehrkräfte: Nur ca. ein Drittel der befragten LSBT*IQ-Lehrkräfte gab an, dass alle oder zumindest ein Teil der Schüler*innen von ihrer geschlechtlichen/sexuellen Identität wissen (vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2017, S.15). „Insbesondere unter den Schüler_innen scheint die Nutzung von Äußerungen, die gegen LSBTIQ*-Personen gerichtet sind, weit verbreitet: Lediglich 6,2 Prozent der Teilnehmer_innen der Umfrage gibt an, in den letzten 12 Monaten nie mitbekommen zu haben, dass Schüler_innen solche Bemerkungen gemacht haben“ (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2017, S. 10).

Selbstakzeptanz be- oder verhindern kann, oder dass „in der Schule keine Aufklärung stattgefunden hat oder keine Informationen da dazu gegeben wurden.“ Folgt man dieser Argumentation, kann ausbleibende Aufklärung und Informationsvermittlung zu queeren Themen in der Schule, neben anderen Aspekten, zu gravierenden Problemen bei der Identitätsentwicklung von LSBT*IQs beitragen. Dass es sich nicht nur um Einzelne, sondern um „viele“ handelt, die von Schwierigkeiten mit der Selbstakzeptanz berichten, hebt die Rolle und den Stellenwert der schulischen Aufklärung noch einmal deutlich. Auch aus den Erzählungen der interviewten jungen Erwachsenen lässt sich Heteronormativität als schulisches Leitmotiv filtern:

„Wenn man so das Weltbild in der Schule anschaut, *Mann, Frau*, diese Geschichte. Da wird niemals über die breite Orientierung gesprochen.“ (Tim, Abschnitt 35)

Das „Weltbild in der Schule“ bestehe laut Tim ausschließlich aus „*Mann*“ und „*Frau*“, „über die breite Orientierung“ – hier kann davon ausgegangen werden, dass konkret eine andere sexuelle Orientierung als Heterosexualität gemeint ist – werde niemals gesprochen. Entspricht man dem Weltbild „*Mann, Frau*“ jedoch nicht, steigt das Diskriminierungsrisiko und aufgrund der Schulpflicht¹⁵⁸ können sich betroffene LSBT*IQs dem nicht entziehen.

Zu den Diskriminierungserfahrungen von LSBT*IQs im Schulkontext liegen bereits verschiedene wissenschaftliche Erkenntnisse vor (z. B. Krell und Oldemeier 2017; Küpper et al. 2017). Diskriminierungen im Schulalltag können auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden und dabei unterschiedliche Formen annehmen. Ob auf struktureller Ebene oder im persönlichen Umgang mit Mitschüler*innen und/oder Lehrkräften, schränken sie die von ihnen Betroffenen in deren gesellschaftlicher Teilhabe ein.

Eine indirekte bzw. verdeckte Form der Diskriminierung ist der „Nicht-Umgang“ bzw. die „Nicht-Auseinandersetzung“ mit beschränkenden heteronormativen Strukturen, in Form von „Ausmusterung“ von Konfliktpotenzialen, beispielsweise in Form der Freistellung¹⁵⁹ queerer Jugendlicher von bestimmten Unterrichtseinheiten, wie folgender Interviewausschnitt belegt:

„Ich bin dann auch vom Sportunterricht freigestellt worden, wegen solchen Problemen in der Umkleide und was weiß ich. Und (...) Ja. Hab mich aber auch vorher schon vorm Schwimmunterricht extrem gedrückt. Ich bin nie hingegangen. Das war mir einfach tierisch unangenehm.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Einerseits werden auf die hier beschriebene Weise Jugendliche nicht in ein für sie unpassendes binäres System gezwungen, andererseits kommt es durch deren Aussortierung, in Form der Duldung ihrer Abwesenheit beim Sportunterricht,

158 Küpper et al. (2017) weisen darauf hin, dass eine feindselige Atmosphäre in der Schule Menschen noch deutlicher beeinträchtigt, als eine vergleichbare Atmosphäre in anderen Kontexten, die leichter vermieden werden können (Küpper et al. 2017, S. 138).

159 Dies könnte als institutionelle Diskriminierung zur Aufrechterhaltung der Systemlogik interpretiert werden, mehr dazu siehe Gomolla und Radtke (2009).

auch zu keiner kritischen Auseinandersetzung und Hinterfragung bestehender Strukturen. Wie negativ und beschränkend diese für Jugendliche sein können, zeigt sich in dem Versuch der Vermeidung¹⁶⁰ des Schwimmunterrichts¹⁶¹ seitens der Interviewperson. Nicht nur die (Selbst-)Zuordnung zu einem eindeutig *männlichen* oder *weiblichen* Geschlecht, verbunden mit der Wahl der entsprechenden Umkleidekabinen und Duschen, sondern vor allem auch die in Badekleidung zur Schau gestellte Körperlichkeit, bringt nicht nur Trans*menschen in eine für sie „tierisch unangenehme“ Situation¹⁶². Bereits bevor die Freistellung von Schulseite für den gesamten Sportunterricht ausgesprochen wurde, hat sich die Interviewperson vor diesen Schulstunden „extrem gedrückt“ und ist „nie hingegangen“. Erst als Reaktion auf dieses schuldistanzierte Verhalten, kommt es zum schulischen Einlenken in Form der Freistellung. Hieraus ließe sich weiter ableiten, dass jedoch ohne eine konkrete „Krisensituation“ auch keine (kritische) Auseinandersetzung mit der LSBT*IQ-Thematik stattfinden würde. Erst wenn bei den schulischen Akteur*innen ein für sie wahrnehmbarer Handlungsdruck entsteht, der wiederum erst vom bestehenden Leidensdruck Betroffener ausgelöst wird, wird sich dem Problem angenommen.

Um eine direkte Form der Diskriminierung von Lehrkraftseite handelt es sich in folgender Interviewpassage. Dabei berichtet Andi von einer Situation, in der sich eine Lehrkraft in einem Gespräch ihm gegenüber offen gegen dessen sexuelle Orientierung bzw. deren Ausl(i)eben ausspricht:

„Und dann kam auch ein ehemaliger Mathelehrer zu mir, auch sehr jung, und der hat auch gesagt, dass ich einen Fehler mache. Dass meine Eltern Recht haben und dass ich auf die hören soll und (...) dass er/also dass er weiß, dass ich später Lehrer werden will und dass es halt nicht geht und dass es nicht akzeptiert werden würde.“ (Andi, Abschnitt 38)

Andis Eltern haben sehr negativ auf dessen Outing als bi- bzw. pan-sexuell¹⁶³ reagiert und ihre Ablehnung auch gegenüber den Lehrer*innen ihres Sohnes deutlich kommuniziert. Anstatt pädagogisch zu intervenieren und sich gegenüber den Eltern für Verständnis und Akzeptanz auszusprechen, trat ein ehemaliger Mathelehrer an Andi heran und machte ihn darauf aufmerksam, dass er „einen Fehler mache“, dass seine „Eltern Recht haben“ mit ihrer Einstellung und er „auf die hören soll.“ Besonders belastend und schwerwiegend ist dieser Kommentar für Andi, da dieser selbst den Berufswunsch hat, Lehrer zu werden und ihm durch den ehemaligen Mathelehrer vermittelt wurde, dass grundsätzlich, aber eben vor allem als Lehrkraft, „es halt nicht geht und dass es nicht

160 Hier lassen sich Parallelen zu Cooling-Out-Prozessen erkennen (Walther et al. 2007).

161 Schwimmunterricht im Kontext von Geschlecht und Körperlichkeit ist weitestgehend ein Forschungsdesiderat.

162 Siehe auch der Diskurs um diverse Schönheitsideale, „Fatshaming“ usw. siehe z. B. Grittmann et al. (2018).

163 Der Interviewte bezeichnet sich selbst als pansexuell, da jedoch sein Umfeld diese Bezeichnung nicht immer kennt oder versteht, outet er sich in bestimmten Situationen als bisexuell.

akzeptiert werden würde“, eine andere, als eine heterosexuelle Orientierung zu zeigen oder zu leben. Da die diskriminierende Person selbst Lehrer und noch „sehr jung“ ist, tritt sie für Andi als Rollenvorbild auf. Dabei wird die kommunizierte Botschaft nicht als persönliche Meinung, sondern aus der professionellen Rolle einer Lehrkraft als Expertise vermittelt. In seinen weiteren Ausführungen beschreibt der Interviewte seine Reaktion auf diese Situation wie folgt: „Und dann habe ich halt natürlich auch Angst bekommen, ja“. Damit könnte, aufgrund der negativen Erfahrung mit dem ehemaligen Mathelehrer, neben der grundsätzlichen Angst, mit negativen Reaktionen auf seine sexuelle Orientierung rechnen zu müssen, mitunter auch Zukunftsangst, bezogen auf den beruflichen Werdegang, gemeint sein. In dieser Lesart wäre in Andis Verständnis, die sexuelle Orientierung dann ein konkretes Karrierehindernis. So wäre die oben geschilderte Szene ein noch tief- bzw. weitreichenderes Ereignis bezogen auf die Identitätsentwicklung und die Selbstakzeptanz.

Für junge LSBT*IQ-Menschen, deren Heranwachsen aufgrund zahlreicher Veränderungen, Ablösungen und (Neu-)Entwicklungen ohnehin begleitet wird von Unsicherheiten und potenzieller Vulnerabilität, sind umso mehr auf ein unterstützendes Umfeld angewiesen. Bleibt diese Unterstützung in einem oder mehreren Bereichen, z. B. innerhalb der Familie oder der Peergroup, aus, wäre es umso wichtiger, gerade in pädagogischen Kontexten Hilfe und Beistand zu erhalten. Doch nicht nur das vorige Beispiel weist darauf hin, dass LSBT*IQ-Schüler*innen mit ihren Themen und Problemen von Schulseite nicht nur nicht unterstützt werden, sondern ihnen weitere unnötige Hindernisse in den Weg gelegt werden, wie Tristan hier beschreibt:

„Was nicht so förderlich war: Als ich mich an der [Schule] angemeldet hatte, haben sie mir erst mal ganz klar gesagt, ‚Nein, wir geben dich hier unter dem legalen Namen, das wird in den Klassenlisten stehen, überall. Du wirst dich/so auf Arbeiten unterschreiben müssen. Alles.‘ Und das hat mich tierisch wütend gemacht, weil was macht das für die für einen Unterschied? Und ich hab’ auch einen Ausdruck von einer Rechtsanwältin gehabt, dass das vollkommen legal ist, mich im Klassenregister und so überall als *männlich* und so einzutragen. Hab dort ewig unglaublich Zickenalarm machen müssen, bis die das mal durchgesetzt haben. Und das hat mich/das hat bei mir echt aufs Spiel gesetzt, ob ich noch mal auf diese Schule gehe oder nicht. Weil ich dachte mir, wenn ich dort jetzt hingehen muss und alle Leute meinen Geburtsnamen wissen, von wegen Mobbingvorgeschichte, dachte ich, dass sie das gegen mich verwenden würden. In Zeiten wo ich halt nicht deren Bild von Maskulinität entsprechen würde, würden sie mich dann bei meinem Geburtsnamen nennen, um mich irgendwie zu ärgern. Deswegen wollte ich auf keinen Fall, dass an die Klasse das weitergegeben wird. Im Bestfall nicht mal an die Lehrer.“ (Tristan, Abschnitt 9)

In der oben beschriebenen Situation, in der sich Tristan nach einem Schulwechsel an einer neuen Schule anmeldet, weigern sich die Schulleiter*innen, ihn unter *männlichem* Namen im Klassenregister zu führen. Die Begründung

seitens der Schule ist, dass auf Dokumenten, wie auch beispielsweise auf Klassenarbeiten, mit „dem legalen¹⁶⁴ Namen“ unterschrieben werden müsse. In Deutschland stellen vor allem Personenstandsgesetz¹⁶⁵ und Namensrecht¹⁶⁶ non-binäre, u. a. Inter- und Trans*-Personen vor ein Problem¹⁶⁷, da sie zu einer Vereindeutigung zum *männlichen* oder zum *weiblichen* Geschlecht zwingen. Bereits im Wissen um diese rechtlichen und bürokratischen Vorgaben hat Tristan „auch einen Ausdruck von einer Rechtsanwältin gehabt, dass das vollkommen legal ist, mich im Klassenregister und so überall als *männlich* und so einzutragen“. Dies wurde allerdings von Schulseite übergangen, was Tristan „tierisch wütend gemacht [hat], weil was macht das für die für einen Unterschied“. An diesem Zitat wird zum einen deutlich, wie emotional aufgeladen und belastend sich die Situation für Tristan gestaltet. Bedenkt man, dass er über weite Abschnitte seiner Biografie immer wieder gegen heteronormative Windmühlen gekämpft hat, u. a. in Form institutioneller und struktureller Vorgaben und Regelungen in Schulen, ist seine Wut nachvollziehbar. Hinzu kommt in seinen Augen noch die Frage nach der Sinnhaftigkeit der – aus seinen Augen – Schikane. Im Gegensatz zu ihm, für den es eine enorme Entlastung wäre, würde er als der anerkannt werden, als der er sich fühlt und auch entsprechend angesprochen werden, macht es aus Tristans Perspektive für die Lehrkräfte keinen Unterschied, ihn unter *weiblichem* oder *männlichem* Namen zu führen. Trotz also der durch juristischen Beistand beurkundeten „legalisierten“ *Männlichkeit* einerseits und Tristans Leidensdruck andererseits, musste er „dort ewig unglaublich Zickenalarm machen, [...] bis die das mal durchgesetzt haben.“ Dennoch darauf zu beharren, ihn unter einem Namen einzutragen, der ihn immer wieder mit seiner, aus gesellschaftlicher Sicht, mangelnden Passung konfrontiert, kann demnach als sowohl als institutionelle, als auch als persönliche Diskriminierung gefasst werden. Die Energie, die Tristan in Form von „Zickenalarm“ aufgewendet hat, um auf die Anerkennung seines Namens zu bestehen,

164 Hier wird auch die Bedeutung juristischen Knowhows deutlich: Das Wissen um eine Gesetzesgrundlage (wobei die Rechtsprechung grundsätzlich und gerade bei queeren Belangen den Lebensrealitäten oft hinterherhinkt) und den mehr oder weniger verbindlichen Umgang damit eröffnet ggf. Spielräume, die ohne diese Kompetenzen verschlossen geblieben wären.

165 Am 15.08.2018 beschließt das Bundeskabinett den Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Personenstandsgesetzes. Bis zu diesem Entschluss, der es ermöglicht „divers“ als Geschlechtsbezeichnung anzugeben, war eine eindeutige Zuordnung als *männlich* oder *weiblich* nötig.

166 Laut dt. Namensrecht, muss der Vorname eines Kindes eindeutig auf die Geschlechtszugehörigkeit hinweisen, ansonsten kann das Standesamt die notwendige Zustimmung verweigern.

167 Die Deutsche Gesellschaft für Transsexualität und Intersexualität (dgti) spricht in diesem Kontext auch von einem „staatlich provozierten Leidensweg Transsexueller und Intersexueller“ und kritisiert das Personenstandsgesetz und das „restriktive Namensrecht“ (siehe <https://dgti.org/component/content/article.html?id=21>; letzter Zugriff 10.6.2019).

lässt sich ebenfalls nachvollziehen, berücksichtigt man seine Vorgeschichte, in der er auf einer seiner vorigen Schulen Mobbingziel eines Mitschülers war. Daraus erklärt sich seine Angst, die Geschichte könnte sich wiederholen, wenn die neuen Mitschüler*innen seinen Geburtsnamen kennen und so von seiner (Transitions-)Situation Kenntnis hätten. Die Gefahr auch im neuen Klassenverband Mobbingopfer zu werden, sieht er vor allem in Situationen, in denen Tristan „halt nicht deren Bild von Maskulinität entsprechen würde.“ Gerade während der Adoleszenz orientieren sich Jugendliche, vermittelt unter anderem auch über die Medien (vgl. Böhnisch 2015), an stereotypen heterosexuellen Bildern von „Männern“ und „Frauen“ (Jösting 2008; Meuser 2008). Auch wenn Heranwachsende diesen vergeschlechtlichten Idealtypen nicht entsprechen können, dienen sie dennoch als Vergleichsfolie, anhand derer Übereinstimmungen bzw. auch Abweichungen geprüft werden. Da Tristan von „deren Bild von Maskulinität“ spricht, kann davon ausgegangen werden, dass er selbst, als Ergebnis der eigenen Auseinandersetzung mit Geschlechtlichkeit und der permanenten Verteidigung dieser gegenüber dem sozialen Umfeld, ein anderes, möglicherweise vielschichtiges und mehrdimensionales Bild von *Männlichkeit* hat. Weicht dieses und die entsprechende Verkörperung durch Tristan, dem Bild von hegemonialer *Männlichkeit*, an dem sich seiner Vermutung nach die Mitschüler*innen orientieren, zu sehr ab, befürchtet er, dass „sie mich dann bei meinem Geburtsnamen nennen, um mich irgendwie zu ärgern.“ Auch dieses Zitat zeigt noch einmal deutlich, dass für ihn eine Ansprache mit seinem Geburtsnamen als Kränkung empfunden wird, da dieser für Tristan nicht den repräsentiert, als der er sich fühlt und von anderen anerkannt auch leben möchte. Um dem vorzubeugen, wollte er deswegen „auf keinen Fall, dass an die Klasse das weitergegeben wird. Im Bestfall nicht mal an die Lehrer“. Nicht nur die Mitschüler*innen, sondern im für Tristans Erachten besten Fall sollten auch die Lehrkräfte uneingeweiht sein. Aus dieser Aussage lässt sich das mangelnde Vertrauen, das Tristan aufgrund seiner bisherigen negativen Erfahrungen mit schulischen Akteur*innen gemacht hat, deutlich ablesen. Für ihn war die geschilderte Situation und der Umgang der Schulkolleg*innen mit dieser nicht nur „nicht so förderlich“, sondern hat seine Schulkarriere „echt aufs Spiel gesetzt.“ Mangelnde Sensibilität und Kompetenz pädagogischer Akteur*innen für LSBT*IQ-Themen kann demnach Bildungsbiografien queerer Jugendlicher erschweren und behindern.

Dass es dennoch wichtig ist und durchaus auch unterstützend sein kann, Lehrkräfte in die LSBT*IQ-Thematik bzw. in daraus entstehenden Problematiken mit einzubeziehen, wird entlang einer weiteren Erzählung Tristans deutlich:

„Es war ein Thema mit den Lehrern, weil die wussten davon. Die wussten auch davon, dass ich schon erste Schritte in die Richtung genommen hab, vor hatte Testosteron zu nehmen und so. Und auch mit mir zum Beispiel dann unter der Hand geredet haben. ‚Ja, wie ist es jetzt, wir fahren auf Klassenfahrt, du musst mit einem *Mädchen* auf ein Zimmer. Ist das ok?‘

Und mich dann auch extra in ein Einzelzimmer gesteckt haben mit jemandem, den ich gut kannte. Sodass ich nicht mit irgendwelchen nicht so bekannten *Mädchen* auf ein Zimmer musste. Und dann/zu der Zeit war ich in der Walldorfschule hier und nach Walldorfkonzept war das sehr, sehr offen. Die waren sehr, sehr nett.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Nur da die Lehrkräfte eingeweiht und mit einbezogen waren, konnten sie bei einer Klassenfahrt, in Form der Zimmerbelegung, Rücksicht auf die Interviewperson und deren Transitions-Thematik nehmen. Anstatt Tristan, wie bereits beim Sportunterricht geschehen, auch von der Klassenfahrt freizustellen, wurde von Lehrer*innenseite das Gespräch „unter der Hand“ gesucht, um sich des Einverständnisses über die von ihnen vorgeschlagene Lösung zu vergewissern. Das Beispiel der Zimmerbelegung auf Klassenfahrten, die entlang binärer Geschlechterteilung verläuft, macht einerseits weitere Schwierigkeiten für queere Heranwachsende im Schulkontext sichtbar, andererseits zeigt es jedoch auch, wie Lehrkräfte die Heranwachsenden – trotz und innerhalb der gegebenen Strukturen – bei Schwierigkeiten unterstützen können.

Offen bleibt an dieser Stelle, ob und wenn ja, wie das Thema, auch von Seiten der Lehrkräfte, mit Tristans Mitschüler*innen bearbeitet wurde, die eine ebenso, wenn nicht gar zentralere Rolle im Schulalltag spielen. Deren Stellenwert wird auch an den Bedenken deutlich, die Tristan im vorherigen Interviewausschnitt bezüglich seiner zukünftigen Klassenkamerad*innen geäußert hat. Dass diese nicht unbegründet sind, zeigt sich an einem anderen Beispiel. Nicht nur aufgrund von Schulstrukturen oder von Lehrkraftseite, auch – bzw. laut aktuellen Studienergebnissen vorwiegend (vgl. Krell und Oldemeier 2017) – durch Mitschüler*innen sind queere Heranwachsende in ihrem Schulalltag immer wieder Diskriminierungen ausgesetzt. Andi beschreibt seine Erfahrungen damit wie folgt:

„Es hat sich aber halt rumgesprochen wie ein Lauffeuer in der Schule. Also da gab es auch gute und schlechte Reaktionen. Also die meisten Leute waren eher so interessiert oder haben getuschelt. Und manche Leute waren aggressiv. Also von wegen so: ‚Ja, fass mir einmal an den Arsch und du bist tot‘ und sowas. Oder mir ‚Gaylord¹⁶⁸‘ hinterhergeschrien oder so.“ (Andi, Abschnitt 16)

Andis Coming-Out hat sich an seiner Schule „rumgesprochen wie ein Lauffeuer“, was auf den Sensations- bzw. Skandalcharakter seines Outings, bzw. Outings im Schulkontext allgemein hinweist. Offen l(i)ebende LSBT*IQs in Schulen sind auch heutzutage noch eine Seltenheit (vgl. Krell und Oldemeier 2017). Dass die Reaktionen auf Andis Coming-Out entweder positiv oder negativ ausgefallen sind, gibt Aufschlüsse darüber, dass es, unabhängig ob posi-

168 In den 1980er-Jahren wurde der Begriff als Beleidigung auf US-amerikanischen Schulhöfen populär, als Steigerung der abwertenden Verwendung von „gay“. In den letzten Jahren wird der Begriff als Schimpfwort auch im deutschen Sprachraum vermehrt verwendet, wobei trotz geschlechtsneutraler Übersetzung von „Gay-“ als „Homo-“ fast ausschließlich *Männer* beleidigt werden.

tiv oder negativ, in jedem Fall Reaktionen gab. Das Offenlegen der nicht-heterosexuellen Orientierung wird nicht lediglich zur Kenntnis genommen und als bloße Information archiviert, sondern das Thema scheint für Andis Mitschüler*innen von solcher Bedeutung und Brisanz zu sein, dass sich diese zum Reagieren und im selben Zug auch zum Positionieren animiert fühlen. Das Verhaltensspektrum reicht dabei von offen kommuniziertem Interesse, über heimliche, als solche für Andi dennoch wahrnehmbare Tuschelei, bis hin zu unverhohlenen Aggressionen. Die Beschimpfung als „Gaylord“ ist dabei noch harmlos im Vergleich zur Todesdrohung „fass mir einmal an den Arsch und du bist tot“ unabhängig davon, ob ernst gemeint oder nicht. Basis dieser homophoben Äußerung ist das Vorurteil, dass bi-, pan- und homosexuelle *Männer* promisk sind und aufgrund ihrer sexuellen Orientierung alle anderen *Männer* – ohne Ausnahme – begehren würden. Dass allerdings jede*r gewisse Auswahlkriterien, Vorlieben und Geschmäcker hat, was die potenziellen (Sexual-)Partner*innen betrifft, wird dabei außer Acht gelassen.¹⁶⁹ Bildungsinstitutionen, hier konkret die Schule, bergen so Diskriminierungspotenzial nicht nur auf Ebene der Strukturen und in der Interaktion zwischen Schüler*innen und Lehrkräften, sondern auch innerhalb des Klassenverbandes bzw. innerhalb der Schüler*innenschaft. Aufgrund der Schulpflicht handelt es sich dabei jedoch um einen Zwangszusammenschluss, der – kommt es zu Problemen und Konflikten – nicht ohne weiteres verlassen oder gewechselt werden kann. Das ist nicht der einzige Grund dafür, dass die Mehrheit¹⁷⁰ der queeren Jugendlichen im Schulkontext von einem Outing absieht. So beschreibt beispielsweise Tim die Gründe für die Entscheidung, seine Homosexualität in der Schule für sich zu behalten, wie folgt:

„Hätte ich das in [Stadt] gesagt, es ist so wie es ist, oder in der Schule, dann wäre ich die einzige Person dort gewesen und hätte die komplette Aufmerksamkeit auf mir gehabt. Und das ist ein ekelhaftes Gefühl, das will ich nicht. Also, das könnte ich nicht, das möchte ich auch heute nicht. Das war für mich so ein großer Hindernisgrund, das früher oder anders zu machen. Dass ich einfach diese Aufmerksamkeit hatte. Ich meine, wir hatten/Auf dem Gymi damals gab's einen Homosexuellen. Und ich hab' gemerkt, dadurch, dass ich offiziell es ja nicht war, was der für eine Aufmerksamkeit genießt. Jeder guckt immer, da ist er schon wieder, da ist er schon wieder. Ich so: ‚Och, lasst ihn doch einfach.‘ Hab da versucht, immer den Wind rauszunehmen, aber irgendwann/Das hat die halt auch nicht interessiert. Das war halt jemand, der anders ist, und dadurch die komplette Aufmerksamkeit bekommen hat. Da war für mich relativ schnell klar, in der Schule möchte ich das nicht, weil da kriege ich nur die Aufmerksamkeit.“ (Tim, Abschnitt 35)

169 Diese Vorurteile und daraus resultierende Argumentationsmuster finden sich nicht nur auf Schulhöfen, dessen haben sich selbst Politiker schon bedient. Am 22.10.2001 kommentierte Friedrich Merz das öffentliche Coming-out von Klaus Wowereit mit den Worten: „Solange der Wowereit sich mir nicht nähert, ist mir das egal“. Mehr dazu im Nollendorfblog von Johannes Kram (2018b).

170 Laut EU LGBT Survey verheimlichen 68 % der Befragten LSBT*IQs ihre sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität (Europäische Union 2014).

Zum einen wäre er an seiner Schule „die einzige Person dort gewesen“, die offen zu ihrer nicht heterosexuellen Orientierung steht. Daraus kann abgeleitet werden, dass die Anwesenheit bzw. Sichtbarkeit Gleichgesinnter im unmittelbaren Umfeld, im Sinne von Rollenmodellen, die Hemmschwelle, sich selbst zu outen, senkt¹⁷¹. Weiter beschreibt Tim, welches Unbehagen und „ekelhaftes Gefühl“ es ihm bereiten würde, bekäme er aufgrund seines Outings bzw. in- folgedessen, aufgrund seiner sexuellen Orientierung, „die komplette Aufmerksamkeit“. Daran, dass er davon ausgeht, seine Homosexualität würde die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler*innen auf ihn lenken, wird, wie auch in der vorigen Erzählung von Andi, deutlich, dass andere sexuelle Orientierungen als eine heterosexuelle, im Schulalltag nicht oder kaum sichtbar sind und damit den Status von etwas Außergewöhnlichem innehaben. Die Möglichkeit, sich in dieser Form nicht lediglich von seinen Mitschüler*innen zu unterscheiden, sondern unter diesen herauszustechen und aufzufallen, ist für Tim „ein großer Hindernisgrund“ sich ihnen gegenüber zu outen. Hinzu kommt, dass Tim aus der Beobachterperspektive bereits miterlebt hat, wie an seiner Schule ein Mitschüler aufgrund seiner Homosexualität in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt ist. Tims Versuche „immer den Wind rauszunehmen“, also die Aufmerksamkeit weg von besagtem Mitschüler zu lenken, verliefen erfolglos: „Das hat die halt auch nicht interessiert. Das war halt jemand, der *anders* ist, und dadurch die komplette Aufmerksamkeit bekommen hat“. Aufmerksamkeit, im Sinne von Sichtbarkeit, scheint für Tim gleichgesetzt zu sein mit potenzieller Verletzlichkeit, da sichtbar zu sein hier auch bedeutet, den Mitschüler*innen eine Angriffsfläche für Diskriminierungen zu bieten. Tims Konsequenz lautet demzufolge: „Da war für mich relativ schnell klar, in der Schule möchte ich das nicht.“ Auffallend bei dieser Schilderung ist, dass obwohl Tim selbst bisher keine negativen Reaktionen mit Diskriminierungen bezüglich seiner Homosexualität gemacht hat und auch in seiner Erzählung vom homosexuellen Mitschüler nicht die Rede von konkreter Diskriminierung, sondern lediglich von Aufmerksamkeit war, ihn dennoch eine permanente Angst davor zu begleiten scheint, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis er selbst Diskriminierungserfahrungen macht. Auch diese Erkenntnis wird durch aktuelle Studienergebnisse gestützt. Laut Krell und Oldemeier formulierten über ein Drittel der befragten queeren Jugendlichen der groß angelegten „Coming-out und dann...?!“-Studie, die Befürchtung, nach dem äußeren Outing Beleidigungen oder Belästigungen aufgrund der sexuellen Orientierung oder Identität ausgesetzt zu sein. 74 % haben Angst, wegen ihres Outings von Freund*innen oder Familie (69 %) oder im Bereich Schule und Ausbildung (61 %) abgelehnt zu werden (vgl. Krell und Oldemeier 2017). Ähnliches beschreibt auch Manuel:

171 Die Rolle queerer Gleichgesinnter wird in Kapitel 5.3.2 ausführlich analysiert.

„Ich wurde nie offensichtlich in der Schule beleidigt oder beschimpft oder hab irgendwie/wurd' halt noch nie zu/also, wurd' nie handgreiflich. Das war immer in der Schule total/Eigentlich wurde ich nie beleidigt. Das Problem bei mir in der Schule war früher immer, dass ich/ich hatte Angst davor, dass ich beleidigt werde. Oder ich hatte Angst davor, dass ich wegen irgendwas zusammengeschlagen/also, wegen der Schwulheit zusa/Schwulheit. Wegen der Homosexualität zusammengeschlagen werden. Und/Aber es kam nie. Und das hat mich halt super, super krass verunsichert. Und es hat halt auch dazu geführt, dass ich wirklich so ab der/dann ab der zehnten Klasse angefangen so total introvertiert zu werden. Ich hab' halt mit niemandem mehr geredet, weil ich Angst hatte, je mehr ich von mir zeige, umso eher wird den anderen Leuten bewusst, dass ich/also/oder sehen die, dass ich homosexuell bin. Und das hab' ich sozusagen dann bis zur, ich glaube, bis zur zwölften Klasse durchgeführt und hab' auch/hab' halt dann auch angefangen, halt ganz viel in mich hineinzufressen. Ich hab' halt dann den ganzen Stress in mich hineingefressen, hab' auch extrem zugenommen und einfach nur/Ich weiß nicht, ich hab' halt total viel kompensiert und mir ging es super darum, dass niemand was von mir erfährt. Ich hab' auch mit fast niemandem geredet, weil ich halt Angst hatte, dass wenn ich dann was sage, irgendwie die, was weiß ich, in einer Minute herausfinden, dass ich schwul bin.“ (Manuel, Abschnitt 7)

Obwohl Manuel aufgrund seiner Homosexualität „nie offensichtlich in der Schule beleidigt oder beschimpft“ oder körperlich angegangen wurde, beschreibt er seine Angst davor, dass dies eines Tages eintritt, was als eine Form von Viktimisierungsangst interpretiert werden kann¹⁷². „Aber es kam nie. Und das hat mich halt super, super krass verunsichert.“ Die Angst, Opfer von Diskriminierungen zu werden, auch wenn diese nicht real eintreten, hat dazu geführt, dass sich Manuel im Schulalltag nicht mehr sicher gefühlt hat. Als Folge der starken Verunsicherung, hat er sich in sich zurückgezogen, wird „total introvertiert“, isoliert sich zunehmend, indem er den Kontakt zu seinen Mitschüler*innen und den Lehrkräften, aber auch zu seinen Familienangehörigen immer weiter reduziert. Seine Erklärung für die Gründe des sozialen Rückzugs war, dass, je näher ihm die Menschen in seinem Umfeld stehen und er sich ihnen öffnet, das Risiko, dass diese seine Homosexualität in Interaktionen erkennen würden, umso größer ist. Dies galt es zu vermeiden, da die Angst vor negativen Reaktionen zu groß war. „Ich hab' halt mit niemandem mehr geredet, weil ich Angst hatte, je mehr ich von mir zeige, umso eher wird den anderen Leuten bewusst, dass ich/also/oder sehen die, dass ich homosexuell bin.“ Als weitere Folge der Diskriminierungsangst und des sozialen Rückzugs berichtet Manuel von starker Gewichtszunahme. Da er nicht nur die Ängste, den Stress und andere Belastungen für sich behalten, mit sich selbst ausgemacht, in seinen Worten, „in sich hineingefressen“ hat, sondern auch über seine Ernährung zunehmend kompensiert hat, indem Manuel angefangen hat, „halt ganz viel in mich hineinzufressen“¹⁷³, hat er „extrem zugenommen“. Wahrscheinlich ist, dass sich diese Entwicklung noch verstärkend negativ auf sein

172 Ähnliche Mechanismen zeigen sich z. B. auch bei subjektiven Prekarisierungängsten.

173 Mehr zum Zusammenhang zwischen Ernährung und psychischer und seelischer Gesundheit siehe Klotter (2017).

Selbstbild und Selbstwertgefühl ausgewirkt hat¹⁷⁴ und Manuel noch weiter in die Isolation und Einsamkeit getrieben hat. Es handelt sich bei diesem individuellen Schicksal nicht um einen Einzelfall: Sielert und Timmermanns haben in einer Sekundäranalyse diverser Studien zur Lebenssituation homosexueller Jugendlicher herausstellen können, dass LSBT*IQs gerade in der Adoleszenz besonders häufig unter Einsamkeit leiden (vgl. Sielert und Timmermanns 2011).

Eine passgenaue Intervention von Seiten der Lehrkräfte wäre für die Betroffenen in diesen Fällen enorm unterstützend. Dabei gibt es allerdings einige Hürden, unter anderem auch struktureller Art. Dass z. B. Lehrkräfte unzureichend ausgebildet und informiert sind und, wenn überhaupt, nur über wenig einschlägiges Wissen über LSBT*IQs verfügen, spricht Andi in nachfolgendem Zitat an. Auf die Frage hin, ob er sich mit seinen Themen bezüglich sexueller Orientierung oder Geschlechtlichkeit einer Lehrkraft anvertraut hat bzw. er sich im Falle des Falles vorstellen könnte, eine Lehrkraft als Ansprechperson aufzusuchen, antwortete er:

„Stimmt, einmal hab’ ich mit einer gesprochen, aber das war dann auch so/das hat mir nichts gebracht. Das war halt so/die sagte dann so, ‚Ja, mhm, du Armer, ja, ja‘ und so, aber das sind ja keine Psychologen oder Psychologinnen. (...) Das hat/Nein, das war nicht/Lehrkraft war für mich die falsche Ansprechperson.“ (Andi, Abschnitt 68)

Andi erinnert sich, einmal gegenüber einer Lehrkraft seine sexuelle Orientierung thematisiert zu haben. Die Hoffnung auf Unterstützung blieb jedoch unerfüllt, da die Reaktion der Lehrkraft lediglich aus einer Mitleidsbekundung, in Form der Äußerung „du Armer“ bestand. Diese Aussage weist darauf hin, dass die Lehrkraft durchaus um die potenziell schwierige Situation von LSBT*IQ-Schüler*innen weiß. Dennoch blieben weitere Unterstützungsmaßnahmen ihrerseits aus, was Andi relativierend, beinahe entschuldigend damit kommentiert, dass Lehrkräfte „ja keine Psychologen oder Psychologinnen“ sind. Auf diese Weise, vermutlich aufgrund bereits internalisierter Homo- bzw. in diesem Fall Bi-Negativität, kommt es an dieser Stelle durch Andi selbst zu einer unbewussten Selbst-Pathologisierung. Die Erfahrung, zwar aktiv den Austausch mit einer Lehrkraft gesucht zu haben, deren Reaktion Andi allerdings „nichts gebracht“ hat, lässt ihn zu dem Schluss kommen, dass eine „Lehrkraft [...] für mich die falsche Ansprechperson“ war. Es bleibt zu vermuten, dass er nach dieser Erfahrung, die ihn wahrscheinlich einige Überwindung gekostet hat, erst einmal keinen neuen Anlauf unternimmt, sich einer Lehrkraft anzuvertrauen, um zu vermeiden, ein weiteres Mal enttäuscht zu werden.

174 Mehr zum Thema Fat-Shaming und Body-Shaming in Grittmann et al. (2018).

Handlungsbedarfe zeigen sich jedoch auch außerhalb des formalen Bildungswesens in nichtschulisch organisierten Lernorten, wie beispielsweise auf Freizeiten der (offenen) Jugendarbeit¹⁷⁵:

„Also, ich war eigentlich immer in den Sommerferien immer auf Ausfahrten. So Jugendfreizeiten, Zelten. Da kam das Thema aber nie auf. Weder hetero, weder homo.“ (Tim, Abschnitt 48)

Dass Heterosexualität auf den Jugendfreizeiten nicht ausdrücklich als solche thematisiert wird, ist nicht verwunderlich, da sie als unbewusster, jedoch selbstverständlicher Standard und als *Normalität* gilt und als solche nicht in Frage oder zur Disposition gestellt wird. Anders verhält es sich mit der Thematisierung von beispielsweise Homosexualität. Die Vielfalt von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Jugendarbeit nicht zu thematisieren, kann unterschiedliche Gründe¹⁷⁶ haben, Selbstverständlichkeit zählt allerdings nicht dazu. Gerade aufgrund dessen, wäre für alle, nicht nur für die betroffenen Jugendlichen, eine Thematisierung und Sichtbarmachung von Queerness, als legitimer Teil unserer Lebenswelt und Gesellschaft umso bedeutsamer.

Aus den exemplarischen Beispielen in diesem Kapitel geht deutlich hervor, wie schwierig sich die Situation von LSBT*IQ-Schüler*innen, aufgrund von Organisations- bzw. Systemlogik, unnötigem Beharren auf Bürokratie von Schulseite, Unwissen und Uninformiertheit der Lehrkräfte oder sogar aufgrund offener Diskriminierung durch Lehrer*innen und/oder Mitschüler*innen, gestaltet. Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle konstatieren, dass das System Schule, inklusive der darin befindlichen Akteur*innen, heteronormativ strukturiert ist, wodurch LSBT*IQ-Schüler*innen direkte oder indirekte Benachteiligung erfahren. Die Diskriminierungen, denen LSBT*IQs in ihrem Alltag zu Hause und im Kontext Schule ausgesetzt sind, lassen sich als Effekte heteronormativer Strukturen verstehen. So liegt der Fokus des nachfolgenden Kapitels darauf zu analysieren, wie queere Jugendliche und (junge) Erwachsene durch diese Strukturen zu Abweichenden gemacht werden.

5.2 Effekte heteronormativer Strukturen – Wie LSBT*IQs zu Abweichenden gemacht werden

„So fühlt es sich an. Die einen werfen uns vor, wie wir begehren, die anderen verzeihen es uns, der Dritte lobt uns gar dafür, aber alle denken daran.“ (Emcke 2013, S. 176)

175 Mehr zur Vielfalt von Geschlecht und sexueller Orientierung in der Jugendhilfe (exemplarisch für Baden-Württemberg) in Staudenmeyer et al. (2016).

176 Unwissenheit, Uninformiertheit, sich dafür nicht verantwortlich fühlen, zu glauben keine Betroffenen zu kennen oder selbst nicht betroffen zu sein, Tabuisierung, Vorurteile, nicht Teil der Ausbildung, usw.

In den vorherigen Kapiteln wurde die Lebensrealität von LSBT*IQs am Beispiel von Familie und Schule eingehend dargestellt. Der Grund, weswegen queere Jugendliche während des Aufwachsens und auch im Erwachsenenalter immer wieder auf Probleme und Schwierigkeiten stoßen, ist in der heteronormativen Ordnung unserer Gesellschaft bzw. den exkludierenden Strukturen für LSBT*IQs zu suchen.

Normen dienen im Alltag zur Orientierung. Sie regeln, was in einer bestimmten sozialen Situation angemessenes und erwartbares Verhalten ist, indem sich an ihnen das eigene Handeln abwägt und das Verhalten anderer einschätzen lässt. Dabei sind und bleiben Normen häufig unbewusst, treten allerdings dann ins Bewusstsein, sobald es zu Normverstößen kommt. Dass in unserer Gesellschaft von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als *Normalität* ausgegangen wird, zeigt sich demnach vor allem in Situationen, in denen es zu Irritationen der heteronormativen Ordnung kommt. So wird über die Reaktionen des sozialen Umfelds von LSBT*IQs auf deren sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit, die als Differenzlinien Hetero- von Nicht-Heterosexuellen und cis- von Nicht-cis-Geschlechtlichen trennen, sichtbar bzw. erst (re-)produziert, was richtige oder falsche, was *normale* und was *abweichende* sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit ist. Wie sich entlang der im Rahmen des Projekts geführten Interviews mit LSBT*IQs herausarbeiten lässt, entfaltet sich die Wirkung von Heteronormativität dabei auf unterschiedliche Weise bzw. über verschiedene Effekte. Vor allem folgende Phänomene ließen sich im Interviewmaterial als Effekte einer heteronormativen Gesellschaftsordnung identifizieren, auf die hier im Einzelnen je kurz eingegangen werden soll: Pathologisierung und Kriminalisierung von LSBT*IQs, LSBT*IQ als Phase bzw. frei gewählter Lebensstil, Individualisierung von Schuld und Scham, Unwissenheit über LSBT*IQ und Unsichtbarkeit von LSBT*IQ.

5.2.1 *Pathologisierung und Kriminalisierung von LSBT*IQs*¹⁷⁷

Anders als alternative Begehrensformen werden Inter- und Trans*geschlechtlichkeit auch heutzutage noch als (psychische) Geschlechts- bzw. Gesundheitsstörungen behandelt und damit pathologisiert¹⁷⁸. Daneben finden sich im Interviewmaterial, trotz „offizieller“ Entkriminalisierung und darauffolgender

177 Mehr zur Geschichte der Homosexualität mit Fokus auf Recht und Religion siehe Bleibtreu-Ehrenberg (1978).

178 Ein Beispiel hierfür ist die zur rechtlichen Anerkennung der Geschlechtsidentität nötige Anforderung einer psychiatrischen Diagnose.

Entpathologisierung¹⁷⁹ von Homosexualität im 20. Jahrhundert¹⁸⁰, immer wieder Hinweise nicht nur auf Stigmatisierung und Pathologisierung von inter- und trans*geschlechtlichen Personen, sondern auch auf vermeintliche Kausalitäten zwischen nicht-heterosexuellen Orientierungen und Krankheit oder Kriminalität. Diese Klischees und Vorurteile offenbaren sich vor allem in spontanen Reaktionen des sozialen Umfelds auf ein Outing als LSBT*IQ, wie auch folgendes Beispiel von Andi zeigt:

„Meine Eltern haben gesagt: ‚Du lebst am Rande der Gesellschaft mit AIDS oder mitten in der Gesellschaft mit Kind und gutem Beruf.‘ Und diese Sprüche vergisst man halt nicht. Und sie haben es halt so weit getrieben, dass die halt zu gewiss/die sind halt zu verschiedenen Ärzten, Psychologen, zum Pfarrer, die haben alle meine Lehrer alarmiert sozusagen. Und es haben halt 1000 Leute auf mich eingeredet.“ (Andi, Abschnitt 50)

Als Andi sich seinen Eltern gegenüber outet, nicht nur *Frauen**, sondern auch *Männer** anziehend zu finden, reagieren diese, indem sie ihm zwei Optionen aufzeigen, wie sein zukünftiges Leben aussehen kann. Lebt Andi sein nicht-heterosexuelles Begehren aus, sagen ihm seine Eltern ein Leben „am Rande der Gesellschaft mit AIDS“ voraus. Grundlage für diese Prognose ist zum einen die tatsächlich in vielen Bereichen vorherrschende Marginalisierung sexueller und geschlechtlicher Minderheiten¹⁸¹, zum anderen das Vorurteil, zwischen *Männern*, die mit *Männern* Sex (MSM) haben, bestünde ein erhöhtes Risiko für HIV-Übertragung.

„Darüber hinaus stigmatisiert diese Klassifizierung Homosexualität zum Risikofaktor per se, obwohl das Virus nur durch bestimmte, keineswegs exklusiv homosexuelle Sexualpraktiken übertragen wird. Ein Homosexueller, der in einer festen Zweierbeziehung lebt oder konsequent safer sex [sic] betreibt, ist genau so wenig gefährdet wie ein Heterosexueller mit analogem Verhalten. Die Unfähigkeit, sexuelle Praktiken von sexueller Orientierung zu trennen, trägt zu Missverständnissen über den Übertragungsweg des Virus in der allgemeinen Bevölkerung bei und mobilisiert latente Vorurteile gegenüber einer sexuellen Minderheit.“ (Schad 1991, S. 23)

Der Zusammenhang zwischen MSM und einer HIV-Infektion wurde in den 80er-Jahren konstruiert, als sich die Immunschwächekrankheit AIDS über die Grenzen der Dritten Welt hinaus verbreitete. In öffentlichen Debatten und über die mediale Berichterstattung wurde *männliche* Homosexualität dabei nicht nur zum Gesundheitsrisiko, sondern auch zum gesellschaftlichen Problem sti-

179 Ein Überbleibsel sind sogenannte Konversationstherapien, die nicht-Heterosexuelle von ihrer „Krankheit“ heilen und sie zur Heterosexualität bekehren sollen. Mehr zur queeren Kritik an Psychologie und Psychiatrie am Beispiel der Konversationstherapie siehe auch Tosh (2017).

180 1987 wurde Homosexualität aus dem DSM-III-R gestrichen, 1991 auch aus dem ICD 10. Zum Diskurs um die (Ent-)Kriminalisierung homosexueller *Männer* siehe auch Burgi und Wolff (2016).

181 Überblick dazu in Eschke (2017).

liert. Schwule *Männer* wurden zu Sündenböcken gemacht, wodurch die Stigmatisierung homosexueller *Männer* weiter zugenommen hat, was sich auch in heutigen Strukturen noch abzeichnet, wie z. B. in der Gleichsetzung führender AfD-Politiker*innen¹⁸² und Kirchenvertreter*innen¹⁸³ von *männlicher* Homosexualität mit Pädophilie, im Blutspendeverbot für MSM, oder auch darin, dass die AIDS-Hilfe über lange Zeit – z. T. auch heute noch – gezielt homosexuelle *Männer* als Zielgruppe adressiert hat. Dem Szenario, mit einer AIDS-Erkrankung als gesellschaftlicher Außenseiter marginalisiert zu leben, stellen Andis Eltern eine weitere „Option“ gegenüber. Die andere „Möglichkeit“, die Andi von seinen Eltern aufgezeigt wird, ist die eines Lebens „mitten in der Gesellschaft mit Kind und gutem Beruf.“ Heterosexualität wird dabei gleichgesetzt mit gesellschaftlicher Partizipation und Teilhabe, ebenso mit beruflichem Erfolg und Familie(nplanung). Indem sie ein beruflich erfolgreiches Leben mit Kindern als Gegenpol zu einem Leben als LSBT*IQ in Marginalisierung konstruieren, schüren seine Eltern bei Andi Befürchtungen und Zukunftsängste, die seine Belastung noch erhöhen. Andi zum einen zu suggerieren, es gäbe einzig diese beiden vorgegebenen und vorausbestimmten Lebenswege und ihn zum anderen einzureden, er habe die Wahl, sich für einen dieser beiden Lebenswege zu entscheiden, stellt ihn vor einen kaum lösbaren Konflikt. Einerseits hat er keinen Einfluss auf sein Empfinden, andererseits riskiert er damit vermeintlich seine Zukunft sowie die Beziehung zu seinen Eltern. Als logische Folge der von ihnen selbst vorgenommenen Pathologisierung ihres Sohnes, wenden sich Andis Eltern an Ärzt*innen, Psycholog*innen sowie an einen Pfarrer und Andis Lehrer*innen, in der Hoffnung, dass diese Andi dahingehend beeinflussen bzw. behandeln und heilen können, dass er den in ihren Augen richtigen, den heterosexuellen Weg geht. Zu den Folgen einer solchen „Heterosexualitäts-Indoktrination“ für die davon Betroffenen zählen Depressionen, Angsterkrankungen, selbstdestruktives Verhalten bis hin zu Suizidalität¹⁸⁴. Was den Druck auf Andi dabei noch zusätzlich verstärkt ist, dass ihn seine Eltern glauben machen, die freie Wahl zu haben und sich für oder gegen die Heterosexualität entscheiden zu können. Das Motiv von LSBT*IQ als (frei wählbarer) Lebensstil bzw. als Phase, findet sich im Material an verschiedenen Stellen. Darauf und wie das Verständnis der vermeintlichen Selbstverantwort-

182 Siehe z. B. https://www.queer.de/detail.php?article_id=30787; letzter Zugriff am 08.03.2019.

183 Siehe z. B. <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-04/homosexualitaet-paedophilie-bertone>; letzter Zugriff am 08.03.2019.

184 Quellen: Stellungnahme Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (2013) „Sexuelle Orientierung in Psychiatrie und Psychotherapie“ zu Konversionstherapien bzw. „reparativen“ Verfahren bei Homosexualität sowie Stellungnahme des Berufsverband Deutscher Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie.

lichkeit der eigenen sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit zu einer Individualisierung von Schuld führt, wird auf den folgenden Seiten noch eingegangen.

Noch einen Schritt weiter als seine Eltern geht Andis Großmutter in ihrer Entgegnung:

„Meine Oma hat halt gesagt: ‚Ja, wegen dir werde ich sterben. Bei Hitler war das verboten. Vergasung. Ich bring mich um‘ und so weiter, ne?“ (Andi, Abschnitt 40)

Mit ihrem Verweis auf Hitler und die Zeit des Nationalsozialismus im Deutschen Reich bis 1945, in der Homosexuelle verfolgt und in Konzentrationslager deportiert und ermordet wurden, würdigt sie Andi und seine sexuelle Orientierung nicht nur herab, sondern kriminalisiert ihren Enkel. Ihre Aussage verstärkt sie dabei noch mit dem Vorwurf, dass Andi schuld an ihrem Tod sein würde bzw. sie sich wegen ihm umbringen würde. Auch Manuel wird von seinen Eltern angehalten, seine sexuelle Orientierung, wenn auch nicht zu ändern, zumindest geheim zu halten, um nicht den Tod seines Großvaters zu verschulden:

„Meine Eltern haben mir auch gesagt, dass ich es ja nicht meinen Großeltern erzählen sollte. Mein Opa hatte zu der Zeit auch schon Krebs. Ich glaube, das war ein Jahr vor dem Endstadium. Und die haben halt auch gesagt, ich soll es ihm nicht sagen, weil er dann wahrscheinlich sterben würde. Herzinfarkt und was weiß ich für ein Scheiß.“ (Manuel, Abschnitt 16)

Der in der Reaktion seiner Eltern implizite Vorwurf, seine sexuelle Orientierung wäre ein solcher Schock für den Großvater, dass dieser einen Herzinfarkt erleiden würde, wenn er darüber in Kenntnis gesetzt wird, was Manuel für dessen Tod verantwortlich machen würde, lässt sich als ein Symptom einer in der Gesellschaft tief verwurzelten Homophobie deuten und Kriminalisierung und Pathologisierung von LSBT*IQ als deren Ausdruck.¹⁸⁵ Dabei übertragen Manuels Eltern ihre eigenen Vorbehalte auf die Großeltern, deren Reaktion sie nur vermuten können. Die Vorbehalte von Manuels Mutter zeigen sich darin, dass auch sie, wie auch Andis Eltern, (*männliche*) Homosexualität mit AIDS in Verbindung bringt:

185 Auch wenn aus den vorigen Beispielen ein Zusammenhang zwischen negativen Reaktionen auf ein Coming-out und der jeweiligen Generation zu bestehen scheint, wäre es verkürzt, älteren Menschen die Akzeptanz abzusprechen, wie auch Krell und Oldemeier konstatieren: „Nicht selten bestehen hier enge Bindungen und vonseiten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Wunsch, mit den Großeltern offen reden zu können, was wiederum zum Teil von den Eltern nicht gewollt ist. Findet ihnen gegenüber ein Coming-out statt, fehlt es Großeltern häufig an Wissen über das Thema. Sie sind jedoch bemüht, ihre Enkel_innen zu verstehen und der Großeltern-Enkel-Beziehung tut ein Coming-out nur in den seltensten Fällen einen Abbruch“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 105).

„Und sie war halt überhaupt nicht erfreut. Die war dann so: ‚Okay.‘ (...) Ich glaub auch, eine ihrer ersten Fragen war dann, ob ich denn jetzt AIDS habe. Was ein bisschen scheiße war.“ (Manuel, Abschnitt 15)

Die (potenziell) negativen Reaktionen des sozialen Umfelds erschweren dabei queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen die Identitätstoleranz und -akzeptanz (Cass 1984), was bei diesen zu Selbstzweifeln und Identitätskrisen führen kann.

5.2.2 *Ignoranz und Bagatellisierung – Abweichungen von Heteronormativität als vermeintliche Phase bzw. frei gewählter Lebensstil*

Ein weiterer, bereits oben kurz angeführter Effekt heteronormativer Gesellschaft ist das Verständnis von LSBT*IQ als Lebensstil bzw. Phase. Dabei wird den Individuen zugeschrieben (bzw. wird diese Zuschreibung z. T. auch durch die LSBT*IQs selbst internalisiert), sich für oder gegen eine bestimmte L(i)ebensweise entscheiden zu können bzw., dass das nicht-heterosexuelle Begehren und/oder Trans*Geschlechtlichkeit auf einen zeitlichen Lebensabschnitt begrenzt, also befristet ist und nach einer gewissen „Laufzeit“ wieder ausklingt, wie folgende Beispiele illustrieren:

„Weil so hab’ ich ja immer gedacht, so ‚Hm, bin ich vielleicht schwul? Dauert das jetzt vielleicht nur ein Jahr und dann bin ich wieder hetero?‘ So, ne?“ (Andi, Abschnitt 88)

„Lange Zeit hat man sich das aber selbst nicht eingestanden. Man hat immer gesagt, nein, das ist eine Phase, das geht vorbei. Aus welchem Grund auch immer ich mir das so zugeredet habe. [...] Ich dachte, es kann nicht sein, das ist halt einfach momentan nur so und das geht auch schon wieder vorbei. Ging es nicht.“ (Tim, Abschnitt 5)

„Und dann anfangs war man natürlich schon verwirrt: ‚Ja, heißt das jetzt, ich bin bi, oder heißt das jetzt überhaupt, dass ich irgendwie Interesse an *Frauen* hab? Oder ist es nur eine Phase?‘ Das hab’ ich mich dann selber auch gefragt so.“ (Claudia, Abschnitt 5)

Die Annahme, LSBT*IQ sei lediglich eine befristete Phase, ist ein weit verbreitetes gesellschaftliches Vorurteil, welches sich sowohl in den Äußerungen von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen selbst als auch in deren sozialen Umfeld immer wieder findet. Der Ursprung dieses Klischees lässt sich unter anderem auf einen medizinischen/psychologischen Diskurs um homosexuelle Phasen während der Pubertät zurückführen, in dem Homosexualität als Jugendphase abgetan wird¹⁸⁶. Die Begründung und Motivation Queerness als

186 Siehe z. B.: „Über den richtigen Umgang mit homosexuellen Phasen während der Pubertät“ (Müller-Küppers 1984). Wobei Udo Rauchfleisch wie folgt revidiert: „Bei Jugendlichen sind es homoerotisch getönte Anlehnungsbedürfnisse, die der Stärkung ihrer *männlichen* beziehungsweise *weiblichen* – heterosexuellen – Identität dienen“ (Rauchfleisch 2001, S. 198).

einen befristeten Abschnitt einer Entwicklung als heterosexuelles und cis-geschlechtliches Individuum, sozusagen als Ausnahme der Regel, zu betrachten, kann sich je nach Perspektive unterscheiden. LSBT*IQs selbst könnten das Phasen-Vorurteil sich selbst und anderen gegenüber zur (unbewussten) Legitimation nicht-heterosexueller Empfindungen und Handlungen nutzen. Auch könnte sich in der Phasen-Argumentation eine (unbewusste) Hoffnung widerspiegeln, gesellschaftlichen heteronormativen Vorstellungen und Erwartungen zu entsprechen oder ein Mittel sein, mit dem Druck umzugehen, der durch das Wissen um die Marginalisierung und Diskriminierung von sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten auf ihnen lastet. Insofern könnte das Umdeuten der sexuellen Orientierung oder non-binären Geschlechtlichkeit als Phase, als Form des Stigma Managements (Goffman 1967) von LSBT*IQs interpretiert werden, die den Übergang in die Phase der Identitätsakzeptanz (Cass 1984) noch nicht bewältigt haben und/oder eine Etikettierung, mit der häufig auch eine Stigmatisierung einher geht, durch ihr Umfeld vermeiden wollen.

Eltern von queeren Jugendlichen könnten überdies die Hoffnung haben, dass ihr Kind, nach einer Zeit des bloßen Ausprobierens und Grenzen Austestens, wieder auf den gesellschaftlichen Normen entsprechenden heterosexuellen Weg zurückkehrt. Gründe hierfür könnten beispielsweise Sorge um die Zukunft des queeren Kindes in einer heteronormativen Gesellschaft sein oder Befürchtungen darüber, was andere über ihr Kind und dessen Erziehung denken und sagen. Inwiefern auch Eltern von LSBT*IQs ein individualisiertes Schuldempfinden für die sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit ihrer Kinder haben, wird im weiteren Verlauf noch ausgeführt.

Neben der Annahme bei nicht-heterosexuellem Begehren und/oder non-binärer Geschlechtlichkeit handele es sich lediglich um eine Phase, findet sich im Material ein weiteres Argumentationsmuster, welches damit in Zusammenhang gebracht werden kann: Die Ansicht, Individuen würden eine aktive und bewusste Entscheidung für oder gegen eine bestimmte sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit treffen:

„Ja, als ich dann für mich entschieden habe: ‚Ja, du bist schwul‘ dann war halt mein erster Gedanke: ‚Wie sagst du es anderen.‘“ (Michi, Abschnitt 24)

„Im zweiten Moment war dann halt so: ‚Okay, war das jetzt richtig?‘ Und: ‚Habe ich mich jetzt da damit für immer entschieden, schwul zu sein?‘ Habe ich wirklich damals gedacht.“ (Andi, Abschnitt 28)

Sowohl Michi als auch Andi äußern im Interview, sie hätten sich zu einem bestimmten Zeitpunkt für ihre sexuelle Orientierung „entschieden“. Dabei bleibt allerdings offen, ob sie – als Folge der Internalisierung dieses Klischees – tatsächlich davon ausgehen, sich bewusst für eine bestimmte sexuelle Orientierung entscheiden zu können, oder es sich bei ihren Äußerungen nicht eher um eine Art der Markierung für ein vollzogenes inneres Coming-out bzw. für das Erreichen der Identitätsakzeptanz handelt.

Der Begriff der Entscheidung, als eine bewusste Wahl für bzw. gegen eine bestimmte Handlungsalternative, impliziert, dass LSBT*IQ ein Entscheidungsobjekt wäre, zu dem sich die Individuen nach Belieben verhalten können. Das Gleichsetzen von Queerness mit einem frei wählbaren Lebensstil ist ein ebenso gängiges Vorurteil, wie das der queeren Phase¹⁸⁷. Dass dem nicht so ist, ändert nichts an der Wirkmächtigkeit dieses Vorbehaltes. LSBT*IQ als Lebensstil bzw. Entscheidung suggeriert einerseits, sich auch dagegen entscheiden zu können, „so zu sein“, was auch Andis Eltern ihrem Sohn gegenüber artikulieren:

„Das haben auch meine Eltern gesagt: ‚Entweder du bist schwul, oder du bist hetero.‘ Also so bi und so was, das gibt es halt nicht, haben die gesagt. Das ist halt (...) ‚Da muss man sich entscheiden.‘“ (Andi Abschnitt 18)

Gleichzeitig leitet sich daraus der Trugschluss von Selbstbestimmtheit und Eigenverantwortlichkeit ab. „Da muss man sich entscheiden“ setzt die Möglichkeit der Entscheidung voraus. Dies bringt wiederum queere Jugendliche und (junge) Erwachsene in einen Rechtfertigungsdruck, warum sie sich nicht für die gesellschaftlich als legitim geltende Heterosexualität bzw. Cis-Geschlechtlichkeit entscheiden, was Andis Schilderung verdeutlicht:

„Ich musste mich auch ständig entschuldigen. Das war ganz komisch. Und sollte mich halt irgendwie entscheiden, entweder hetero zu sein oder auszuziehen. Das war immer so die Sache: ‚Du bist hetero oder du ziehst aus.‘ Da hat mein Vater mir oft dann auch einen Koffer so vor mein Zimmer gestellt und hat gesagt: ‚Pack den jetzt oder sag uns, dass du hetero bist.‘ Ja.“ (Andi, Abschnitt 40)

Wie in den Interviews immer wieder sichtbar wird, internalisieren queere Jugendliche und (junge) Erwachsene die Auffassung unbewusst, für die vermeintliche Wahl ihrer sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit selbst verantwortlich zu sein. Dabei kann der Druck, dem sie dadurch ausgesetzt sind, der sich in Schuld- und Schamgefühlen äußert, die psychische und physische Gesundheit der queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen belasten und gefährden, was auch zahlreiche internationale Studien belegen¹⁸⁸.

187 Eine Internetsuche zur Kombination der Begriffe „Homosexualität und Lebensstil“ liefert 535.000 Ergebnisse. Exemplarisch dazu auch: https://www.queer.de/detail.php?article_id=22223.

188 Junge LSBT*IQs begehen zwei- bis fünfmal mehr Suizidversuche als gleichaltrige Heterosexuelle oder cis-Menschen. 50 % der Suizidversuche werden vor dem 20. Lebensjahr unternommen, 75 % vor dem 25. Lebensjahr (Coming-out). 40 % der schwulen und bisexuellen Männer leiden in ihrem Leben an schweren Depressionen oder an Angstzuständen. [...] Diese Probleme sind direkte oder indirekte Folgen von Homophobie, Transphobie und Diskriminierung, die junge LSBT*IQs erleben. Zu den weiteren möglichen Folgen von Diskriminierung zählen Einsamkeit, familiäre Konflikte, teils Verlust des Elternhauses (Flucht oder Verweis), Obdachlosigkeit, Unsicherheit, Identitätsprobleme (Wer bin ich?), Isolation, psychosoziale Probleme: z. B. Lernprobleme, Konzentrationsstörungen, Verhaltensstörungen (übertrieben frech oder überangepasst), Alkohol- und Drogenmissbrauch, psychosomatische Probleme: z. B. Ess- und

5.2.3 *Individualisierung von Schuld und Scham*

Schuld und Scham sind immer wieder geäußerte Empfindungen der Interviewten, wenn sie aus Ihrer Biografie im Zusammenhang mit ihrer sexuellen Orientierung und/oder geschlechtlichen Identität erzählen. Als Begleiterinnen während des inneren und äußeren Coming-outs, in Gesprächen mit Familienangehörigen und Freund*innen, in verschiedenen Kontexten, wie Schule, Ausbildung und Beruf, prägen sie bei vielen queeren Individuen die Identitätsentwicklung. Äußerungen, wie die von Andi und Michi bzw. die von Michis Eltern, vermitteln ihnen immer wieder, sie könnten sich ihre sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität bewusst aussuchen und ggf. ebenso bewusst ändern bzw. „es“ einfach sein lassen. Dass das mit der Realität nichts zu tun hat¹⁸⁹, verringert den Druck, dem die Adressat*innen dadurch ausgesetzt sind, jedoch kaum. Dies lässt sich u. a. als Folge der Individualisierung nach Beck interpretieren: Es liegt in der Hand der Einzelnen selbst, wie sie ihr Leben gestalten; Jede*r ist seines*ihres eigenen (Un-)Glückes Schmied*in.

In unserer vermeintlichen „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994) in der die Identitätsentwicklung und Sinnfindung als individuelle Leistung gilt (vgl. Beck und Beck-Gernsheim 1994) und ein Bild vom autonomen Individuum gezeichnet wird, das im Zentrum der eigenen Lebensplanung und -führung steht, können die Reaktionen und Rückmeldungen des Umfelds, die von den Adressat*innen internalisiert werden, nicht nur als Ausdruck von Heteronormativität, sondern auch als Begleiterscheinung gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse gelesen werden.

„Der Mensch wird (im radikalisierten Sinne Sartres) zur Wahl seiner Möglichkeiten, zum homo optionis. Leben, Tod, Geschlecht, Körperlichkeit, Identität, Religion, Ehe, Elternschaft, soziale Bindungen – alles wird sozusagen bis ins Kleingedruckte hinein entscheidbar, muss, einmal zu Optionen zerschellt, entschieden werden.“ (Beck und Beck-Gernsheim 1994, S. 16f.)

Auch im Kontext der Entwicklung sexueller Identität, sehen sich die queeren Individuen, vor allem auch durch ihr soziales Umfeld, mit den wachsenden Anforderungen und Herausforderungen einer individualisierten Gesellschaft konfrontiert. Auch Götsch weist darauf hin:

„In einem sich wandelnden Kapitalismus lassen sich die Gleichzeitigkeit (rhetorischer) Individualisierung, Pluralisierung sowie Eigenverantwortlichkeit und die Unausweichlichkeit der Heteronormativität, die Beständigkeit geschlechtlich-sexueller Strukturen und Identitäten konstatieren. Individuen müssen ihre Geschlechtlichkeit und Sexualität vereindeutigen, interpretieren dies jedoch als individuelle, eigenverantwortliche und freie Wahl. Mutmaßlich

Schlafstörungen, Angst und Schuldgefühle, mangelnde Selbstakzeptanz, Vermeiden sozialer Situationen, Depressionen und Suizidversuche (vgl. Kersten und Sandfort 1994; Europäische Union 2014).

189 Siehe auch Ergebnisse der Studie von Bell et al. (1981).

handelt es sich dabei um sozialisierte und sozialisierende Begründungsmuster als Bestandteile heteronormativen Wissens.“ (Götsch 2014, S. 69)

Dabei bekommen queere Jugendliche und (junge) Erwachsene die Ambivalenzen, die die Utopie¹⁹⁰ von Selbstwirksamkeit, Selbstverantwortung und Selbstbestimmung mit sich bringt, am eigenen Leib zu spüren: auf der einen Seite kommt queeren Individuen die reale Pluralisierung von Lebens- und Liebestilen sowie der Zuwachs an Autonomie und Einzigartigkeit der Einzelnen zu Gute. Auf der anderen Seite liefern die vermeintliche Entscheidungsfreiheit und der damit einhergehende Entscheidungsdruck, wenn sie mit der sexuellen Identitätsentwicklung in Verbindung gebracht werden, den Nährboden für individualisierte Schuldzuweisungen¹⁹¹. Nicht-heterosexuelles Begehren und/oder eine nicht eindeutig binäre Geschlechtlichkeit werden demnach vom „Schicksal“ zur selbst gewählten – aus heteronormativer gesellschaftlicher Perspektive falschen – Entscheidung¹⁹². So konstatiert auch Bettina Kleiner:

„Bei einer in der Jugendforschung allgemein postulierten Liberalisierung und Enttraditionalisierung von Lebensformen sind LGBT*Q Jugendliche weiterhin mit spezifischen Sanktionierungen und Stigmatisierungen konfrontiert. Sie haben es folglich anders als ihre Peers nicht mit einer Abnahme sexueller Tabus zu tun, sondern mit sehr spezifischen Tabus, deren

190 Dabei setzen Strukturen, soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Institutionen der Entscheidungsfreiheit und den Wahlmöglichkeiten enge Grenzen.

191 Dabei lässt sich eine historische Abfolge des gesellschaftlichen, juristischen und medizinischen Umgangs mit Homosexualität abbilden: Auf Duldung während der Antike (innerhalb bestimmter normativer Grenzen) folgt Kriminalisierung (siehe §175 StGB Deutsches Reich 1871) folgt Pathologisierung folgt Individualisierung. Bis zur Wende vom 18. ins 19. Jhd. urteilten Gerichtsmediziner über die Bestrafung der sogenannten Sodomiten, zu denen auch Menschen zählten, denen homosexuelle Handlungen vorgeworfen wurden. Im Zuge der Aufklärung als Folge der Professionalisierung der Medizin und der Entstehung von Sexualforschung und Psychoanalyse, richteten im 19. Jhd. Sexualpathologen, Psychologen und Psychiater über Homosexuelle. „Das ‚Naturrecht‘ wurde als Recht schlechthin verabsolutiert. Menschen, die gegen dieses Recht verstießen, so die Aufklärer, handelten unvernünftig und somit wider die Natur. Die Sexualität wurde, wie bei den Tieren, als Fortpflanzung der Gattung angesehen. Menschen eines Geschlechts durften nicht sexuell miteinander verkehren, weil diese Sexualität unvernünftig war: Sie lief dem Zweck der bürgerlichen Natur zuwider. Wenn es dennoch Menschen gab, die sich sexuell unvernünftig verhielten, so mußte [sic] es dafür einen Grund geben: Krankheit“ (Stümke 1989, S. 13). Homosexualität galt nun als geistige und körperliche Krankheit, als angeborene Entwicklungsstörung, die durch Vererbung und Degeneration hervorgerufen würde. Erst im späten 19. Jhd., als Ergebnis homosexueller Emanzipationsbewegungen, fand eine Entkriminalisierung und Entpathologisierung von Homosexualität statt (Aufhebung des §175 im Jahr 1994).

192 Ebenso lassen sich auch negative Reaktionen von Eltern auf ein Coming-out ihres Kindes als LSBT*IQ erklären: Aufgrund der Annahme, die sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit wären beeinflussbar – auch über die Erziehung – suchen sie die Schuld bei sich, wenn ihr Kind nicht den gesellschaftlichen heteronormativen Vorstellungen und Erwartungen entspricht. Die Abwertung des Kindes bzw. dessen sexueller Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit kann dann als Strategie der Umdeutung interpretiert werden, die die Schuldzuweisungen gegenüber sich selbst auf das Kind umlenkt.

Konsequenzen ihnen von der heteronormativ strukturierten Gesellschaft als individuelle Probleme aufgebürdet werden.“ (Kleiner 2015, S. 32)

Dementsprechend zielen viele Beratungs-, Interventions- und Präventionsprogramme häufig auf die Unterstützungsbedarfe der Betroffenen ab. Auch die Wissenschaft hat vor allem die queeren Individuen im Blick. Zahlreiche Studien beschäftigen sich z. B. mit den Schwierigkeiten und Diskriminierungen, denen sich queere Jugendliche und Erwachsene im Verlauf ihres Lebens ausgesetzt sehen¹⁹³. Dabei müssten Einstellungs- und Verhaltensänderungen jedoch nicht (nur) bei den queeren Individuen selbst, sondern vor allem auch in deren sozialen Umfeldern angestoßen werden. (Negative) Reaktionen von Familien, Freund*innen und Lehrer*innen auf queere Heranwachsende veranschaulichen, dass diese gleichermaßen in Konzepte mit einbezogen, informiert und unterstützt werden müssten, um ein gesellschaftliches Klima der Akzeptanz gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten zu schaffen. Eine Grundvoraussetzung, um hartnäckige Vorurteile und Klischees abzubauen, wäre, den herrschenden Mangel an Informationen und Wissen über LSBT*IQ in der Gesellschaft und all ihren Institutionen zu beseitigen, welcher ebenfalls als Produkt heteronormativer Gesellschaft gedeutet werden kann.

5.2.4 *Unwissenheit über sexuelle Orientierungen und Geschlechtlichkeiten*

„Wie sollten wir verstehen, was wir fühlten, wenn wir nicht wussten, dass es das gab? Wie sollten wir ausdrücken, was wir wollten, wenn es für dieses Wollen keine Begriffe, keine Bilder, keine Vorlesungen gab?“ (Emcke 2013, S. 47)

Das Wissen in der Gesellschaft über LSBT*IQ ist begrenzt. Stereotype Annahmen, Vorurteile und Klischees halten sich daher hartnäckig. Um Diskriminierungen jeglicher Art, sozialer Ausgrenzung und Abwertung entgegenzuwirken und gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zu erreichen, bedarf es der Verbreitung angemessener Informationen über LSBT*IQ-L(i)ebensweisen.

Wie wenig Wissen in der Gesellschaft über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt vorhanden ist, zeigt sich auch daran, dass LSBT*IQs selbst im Interview erzählen, sich des gesamten Spektrums nicht-heteronormativer Lebens- und Liebesmodelle anfangs nicht bewusst gewesen zu sein:

„Ich hab’ auch ewig gebraucht, um zu erfahren, dass es trans gibt. Und alles andere, die ganze/der ganze Regenbogen. (Lachen) War früher mir überhaupt nicht bewusst.“ (Manuel, Abschnitt 54)

193 Siehe z. B. Krell und Oldemeier (2017), Watzlawik (2004) Europäische Union (2014); Kersten und Sandfort (1994).

In derselben Lage, in der Manuel war, befinden sich viele queere Jugendliche und (junge) Erwachsene. Aufgrund der mangelnden Aufklärung über LSBT*IQ in z. B. Familie und Schule, besteht sowohl bei heterosexuellen und cis-geschlechtlichen, aber auch bei jungen queeren Menschen diesbezüglich ein Wissensdefizit, was sie sowohl in ihrer Identitätsentwicklung als auch in ihrer Handlungsfähigkeit einschränkt. So heben auch Krell und Oldemeier auf Basis ihrer Studienergebnisse den Stellenwert von Wissen und Informationen über alternative L(i)ebensweisen hervor:

„Sie sammeln Informationen darüber, was es heißt, lesbisch, schwul, bisexuell oder orientierungs*divers zu sein, weil sie aufgrund ihrer Sozialisation in einer heteronormativen Gesellschaft nicht über ein entsprechendes Wissen verfügen. Häufig sind bei der ersten Bewusstwerdung, ‚anders‘ zu sein, kaum Begrifflichkeiten oder Wissen für dieses Erleben vorhanden. Alternative Lebens- und Beziehungsmodelle, die sich jenseits heteronormativer Vorstellungen bewegen, sind nicht präsent und müssen erst ‚entdeckt‘ werden.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 132)

Wenn nur sagbar ist, was auch denkbar ist, ist das Wissen um sexuelle und geschlechtliche Vielfalt für LSBT*IQs elementar. Dieses zu entdecken und sich anzueignen, ist die Voraussetzung für die Bewusstwerdung und den Verlauf einer positiven Identitätsentwicklung.

Dabei sind queere Jugendliche und (junge) Erwachsene auch immer wieder auf Unterstützung angewiesen. So berichten auch die im Rahmen vorliegender Arbeit Interviewten von diversen Therapieerfahrungen, die sie aufgrund des steigenden Leidensdrucks, im Zusammenhang mit ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit bzw. aufgrund der (befürchteten) negativen Reaktionen ihres sozialen Umfelds durchlaufen haben. Dass dabei die angenommene Expertise auf Seiten der Psychotherapeut*innen jedoch nicht immer vorhanden ist, zeigt folgendes Zitat:

„Zum Beispiel meine Therapeutin, der ich mich gegenüber mal als pansexuell geoutet hab’, die wusste gar nicht, was das war. Da hab’ ich das Gefühl, denen erst sehr viel beibringen zu müssen, bevor sie mir helfen können.“ (Andi, Abschnitt 23)

Ohne etwas über LSBT*IQs und deren Lebensrealität zu wissen, können Therapeut*innen keine geeignete Hilfe und Unterstützung bieten.

Unwissenheit über LSBT*IQ herrscht auch in weiteren pädagogischen Kontexten. Als Reaktion darauf und um auch die Lebenssituation von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen zu berücksichtigen und wertzuschätzen, finden in beinahe allen Bundesländern¹⁹⁴ Aktionspläne für Akzeptanz und Vielfalt Eingang in die Lehrpläne von Bildungsinstitutionen.

„Eigentlich so gut wie jeder Pädagoge, an den ich das ran getragen hab’, der sagt: ‚Das ist so der erste oder zweite Mensch, der mit so was an mich rankommt und ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll.‘ Und das äußert sich dann darin, dass sie dumme Fragen stellen oder

194 Für eine Übersicht über die Maßnahmen der Landesaktionspläne gegen Homo- und Transphobie in den deutschen Bundesländern siehe auch Klewes (2016).

aus Versehen Dinge sagen, die ziemlich verletzend sein können. Und viele sagen dann: ‚Ja, ist irgendwie schön, damit mal zu arbeiten‘ und was weiß ich. Und dann denkst du so: ‚Warum habt ihr euch nicht vorher schon damit beschäftigt? Ihr kennt euch mit so vielen Themen, mit so vielen Menschen aus, warum nicht auch mit der LGBT-Community?‘ Und das, denke ich, kommt ein bisschen dadurch, dass in der Ausbildung zum Pädagogen da kein Wert drauf gelegt wird, dass da so eine gewisse Sensibilität gerade mit jungen Leuten, die in der Outing-Phase sind und sehr verletzlich sind, gemacht wird.“ (Tristan, Abschnitt 11)

In diesem Interviewabschnitt erzählt Tristan von seiner Frustration darüber, dass Pädagog*innen, an die er sich mit LSBT*IQ-Themen wendet, diesbezüglich keine Kenntnisse haben oder gar über Expertise verfügen. Als Folge stellen sie dann – wenn auch nicht als solche intendiert – „dumme Fragen“ oder sagen „aus Versehen Dinge [...], die ziemlich verletzend sein können.“ Fehlt das Wissen, bleibt auch eine Auseinandersetzung, die zu einer Sensibilisierung bzgl. sexueller und geschlechtlicher Vielfalt führen kann, aus, was sich dann in unbedachten und unüberlegten Aussagen oder Fragen äußert. Die Pädagog*innen übernehmen in diesem Beispiel eine Art Stellvertreter*innenposition für diverse andere individuellen und kollektiven Akteur*innen, wie z. B. Eltern oder Freund*innen.

In den Reaktionen der Pädagog*innen, in der bisherigen Berufspraxis keinen oder nur wenigen LSBT*IQs begegnet zu sein und deswegen auf keine Erfahrungswerte im Umgang mit queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen zurückgreifen zu können, spiegelt mehrerlei wider. Zum einen, wie Tristan selbst ausführt, scheint es in der Ausbildung zukünftiger Pädagog*innen an Informationen über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu mangeln. Vor allem hinsichtlich der diversen Aktionspläne¹⁹⁵ zur Förderung von Akzeptanz und Vielfalt von LSBT*IQs in Schulen ist diese Diskrepanz nicht nachvollziehbar. Ohne pädagogische Fach- und Lehrkräfte bereits in der Berufsausbildung mit jenem Wissen in Berührung zu bringen, welches sie in der späteren Ausübung ihres Berufes selbst Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen vermitteln sollen, bleiben Aktionspläne zur Anerkennung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt unausführbar und wirkungslos. Zudem lässt sich an der von Tristan beschriebenen Unwissenheit und Unbeholfenheit der Pädagog*innen, die sie damit begründen keinen/wenigen LSBT*IQs begegnet zu sein, ein Phänomen ableiten, welches sich nicht nur auf das pädagogische Feld beschränkt: die mangelnde Sichtbarkeit von LSBT*IQs.

195 Wie unterschiedlich die Auslegung bzw. der Umgang und die Umsetzung der Leitlinien zur Förderung von Akzeptanz und Vielfalt an den Schulen ist und dass es den Lehrkräften weitestgehend selbst überlassen ist, ob und wie ausführlich das Thema in den Unterricht einbezogen wird, wird in Kapitel 5.1.3 eingehend beschrieben.

5.2.5 Unsichtbarkeit von LSBT*IQs

„Über Homosexualität wurde in meiner Kindheit nicht gesprochen. Sie existierte, es gab Menschen, die waren homosexuell, aber sie tauchten für uns Jugendliche nie auf, nicht im Realen und nicht im Fiktionalen, sie wurden nie sichtbar, zumindest nie als Homosexuelle.“ (Emcke 2013, S. 67)

Im Alltag sieht man Menschen ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität nicht an. LSBT*IQs sind dabei in dreierlei Hinsicht unsichtbar: Zum einen gibt es zahlreiche LSBT*IQs, die ihre sexuelle Identität willentlich, aus Angst vor Diskriminierungen, vor anderen verbergen. Weiter lässt sich – anders als beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe oder z. T. die Religionszugehörigkeit, sofern sie durch das Tragen bestimmter Symbole, wie Kopftuch, Kippa oder Kreuz augenscheinlich ist – allein durch das Äußere nicht erkennen, ob jemand z. B. lesbisch- oder bisexuell ist. Zudem ordnen wir in Interaktionen unseren Gegenübern, aufgrund heteronormativer Denkschemata, Vorannahmen und Erwartungen, selbstverständlich und unbewusst ein – entweder *weibliches* oder *männliches* – Geschlecht und heterosexuelles Begehren zu. Aufgrund der unhinterfragten Grundannahme von Cis-Geschlechtlichkeit und Heterosexualität, werden auch LSBT*IQs entsprechend als heterosexuell und cis-geschlechtlich gelesen und identifiziert und damit unsichtbar gemacht. Die gesellschaftliche Unsichtbarkeit von queeren L(i)ebensweisen lässt sich auch an folgenden Interviewpassagen beispielhaft herausarbeiten:

„In der Öffentlichkeit sowieso, da war das irgendwie nicht existent. Ich habe niemanden gekannt, der eine andere sexuelle Orientierung hat, wie heterosexuell.“ (Christina, Abschnitt 15)

Eben jenes Phänomen der queeren Unsichtbarkeit in der Öffentlichkeit als ein Effekt heteronormativer Gesellschaft beschreibt Christina. Dass (andere) LSBT*IQs in der Wahrnehmung queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener nicht existent sind, kann sich dabei hinderlich auf deren Identitätsentwicklung auswirken. Während der Bewusstwerdung der eigenen sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität, in der sich aus einem unbestimmten Gefühl des *Andersseins* die Selbstidentifikation als LSBT*IQ herausbildet, sowie im Verlauf der ersten äußeren Outings kann die Sichtbarkeit und der Kontakt zu anderen nicht-heterosexuellen und/oder cis-geschlechtlichen Menschen die soziale Sicherheit stärken und (das Gefühl von) Isolation vermeiden (vgl. Krell und Oldemeier 2017, S. 132). „Wenn für junge Lesben, Schwule, bisexuelle und orientierungs*diverse Menschen in ihrer Umwelt LSBT*Q Lebensweisen sichtbar sind und ein Bewusstsein darüber besteht, dass es über heteronormative Vorstellungen hinaus Alternativen gibt, so ist dadurch eine Grundlage geschaffen, um auf entsprechendes implizit gesellschaftlich verfügbares Wissen zurückgreifen zu können“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 126) und sich damit

auseinanderzusetzen. Zudem können (realistische) Rollenvorbilder, die lebensweltnah sind und an denen sie sich orientieren können, zu einer Entdramatisierung beitragen und queeren Jugendlichen und (junge) Erwachsenen zu einem positiven Selbstbild verhelfen. Queere Sichtbarkeit wäre daher in allen gesellschaftlichen Institutionen erforderlich. Wie weit dieser Anspruch jedoch von der Realität entfernt ist, zeigt nachfolgende Interviewpassage:

„Ich erinnere mich aber, dass wir zum Beispiel im Biologie-Unterricht nie über so was gesprochen haben. Also auch so Sexualkunde und so, das ist/weiß ich nicht, das war immer, das war immer nur lustig. So, ich weiß nicht, wann hat man das als erstes? Mit 14 oder so? Und dann war man immer so, ‚Hihihi, jetzt wirklich? Oh je, sie hat Kondome dabei.‘ Aber wir haben auch immer nur über diese heterosexuelle Seite gesprochen.“ (Bea, Abschnitt 27)

Bea erinnert sich nicht daran, in der Schule mit dem Thema LSBT*IQ in Berührung gekommen zu sein. Auch als es im Biologie-Unterricht um Sexualkunde geht, wird sexuelle und geschlechtliche Vielfalt nicht thematisiert. Einzig im Erklär-Fokus steht dabei die Vermittlung heterosexueller Reproduktionspraktiken. Die Institution Schule als – neben der Familie – eine der zentralen Sozialisationsinstanzen ist für Kinder und Jugendliche nicht nur wichtiger Bildungsort, sondern auch Lebensraum. Wird im Curriculum und im Klassenzimmer sexuelle und geschlechtliche Vielfalt ausgeklammert bzw. herrscht sogar ein homo- und trans*phobes Schulklima, kann dies einerseits von jungen LSBT*IQs als Belastung empfunden werden, andererseits werden damit heteronormative Strukturen weiter festgeschrieben und reproduziert. Wie heteronormativ geprägt Schule und Schulstrukturen auch in Zeiten diverser Aktionspläne zur Anerkennung und Akzeptanz von LSBT*IQ noch sind, wurde bereits im vorherigen Kapitel ausführlich dargestellt. Dabei würden mehr Informationen über LSBT*IQs und queere Sichtbarkeit und die damit einhergehende „Sensibilisierung auf allen gesellschaftlichen Ebenen“ (Krell und Oldemeier 2017) nicht nur queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen zu Gute kommen, auch die Gesellschaft allgemein würde von einem Klima der Offenheit, Anerkennung und Akzeptanz profitieren.

„Aufklärung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und Sichtbarkeit von alternativen Lebensformen trägt dazu bei, Klischees in Frage zu stellen, Ressentiments zu begegnen und Vorurteile abzubauen. Informationsvermittlung (z. B. durch öffentliche Kampagnen, realistische Darstellungen in den Medien oder Antidiskriminierungsarbeit) trägt zur Sensibilisierung auf allen gesellschaftlichen Ebenen bei. [...] Ein offenes gesellschaftliches Klima bewirkt, dass lesbische, schwule, bisexuelle, trans* oder queere Personen im Alltag sichtbarer werden [können]. Dies unterstützt wiederum den Abbau von Ängsten und Vorurteilen, wodurch entsprechende Lebensweisen entdramatisiert sowie enttabuisiert und damit schlussendlich selbstverständlich werden.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 218)

Bis es jedoch soweit ist, müssen LSBT*IQs, im Umgang und in Auseinandersetzung mit alltäglicher und omnipräsenter Heteronormativität, weiter Strategien der Selbstermächtigung zur Herstellung und Sicherung von Handlungsfähigkeit entwickeln. Wie sich für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene,

unter dem allgegenwärtigen Diskriminierungs- und Ausgrenzungsrisiko, die Suche nach u. a. Zugehörigkeit und Anerkennung¹⁹⁶ gestaltet und welche Ressourcen ihnen dabei zur Verfügung stehen, soll in den folgenden Kapiteln am Beispiel der Internetnutzung und der Partizipation an queerer Subkultur herausgearbeitet werden.

5.3 Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur

5.3.1 *Queering Online Spaces – Internet als Raum ohne Schränke und Schranken?*

Queere Heranwachsende sind in ihrem Alltag bzgl. ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit auf unterschiedlichen Ebenen immer wieder mit Unwissenheit, Unsichtbarkeit und Klischees konfrontiert sowie verdeckten, wenn nicht gar offenen Diskriminierungen ausgesetzt. Eine Strategie des Umgangs damit ist der Weg ins Internet. Hier finden sie Informationen und können sich mit Gleichgesinnten¹⁹⁷ austauschen, wobei es zwischen verschiedenen Rezeptionsmodi zu unterscheiden gilt. Je nach Motivation und Absicht der queeren Rezipient*innen, gibt es Differenzen im Zu- und Umgang sowie bezüglich der genutzten Inhalte des Web 2.0. Das Spektrum reicht dabei von aktiver gezielter Recherche zu LSBT*IQ-Treffpunkten, -Büchern und -Filmen, Transitions- oder Sexpraktiken über eher zufälliges Stöbern zu queeren Themen, von einseitiger Informationsbeschaffung in Form der Rezeption von z. B. Blogs über die Befriedigung diverser Bedürfnisse (Konsum, sexuelle Befriedigung) bis hin zu interaktivem Austausch in Chats und Foren. Dabei spielen vor allem zwei Charakteristika der Internetnutzung fast immer eine zentrale Rolle: Zum einen die leichte und beinahe überall verfügbare Zugänglichkeit und die Anonymität der Nutzer*innen. Bei der Analyse des Interviewmaterials lässt sich herausarbeiten, dass diese beiden Eigenschaften der Internetnutzung potenzielle Hemmschwellen senken, Tabus umgehen und körperliche Vulnerabilität vermeiden können. Zudem bietet das Internet in seinen verschiedenen Funktionen für queere Heranwachsende zahlreiche Möglichkeiten des Umgangs und der Bewältigung heteronormativer – und somit für LSBT*IQs diskriminierender – Strukturen und fungiert somit als wichtige Ressource, was nach einem kurzen Exkurs zur Entwicklung des Internets im Nachfolgenden detailliert dargestellt wird.

196 Zugehörigkeit und Anerkennung sind im Prozess der Identitätsentwicklung substantziell (siehe Riegel und Geisen 2007)

197 Wobei der Begriff der „Gleichgesinnten“ nicht darauf bezogen werden kann, dass LSBT*IQ eine Gesinnung ist.

Exkurs: Entwicklung des Internets

Seit der „Geburt“ Ende des 20. Jahrhunderts¹⁹⁸ hat das Internet eine enorme Entwicklung durchlaufen, vom militärischen Kommunikationssystem über ein universitäres Netzwerk für Forschungszwecke und Wissensaustausch bis hin zur heutigen allgegenwärtigen, interaktiven Plattform mit ihren unzähligen Nutzungs- und Anwendungsmöglichkeiten:

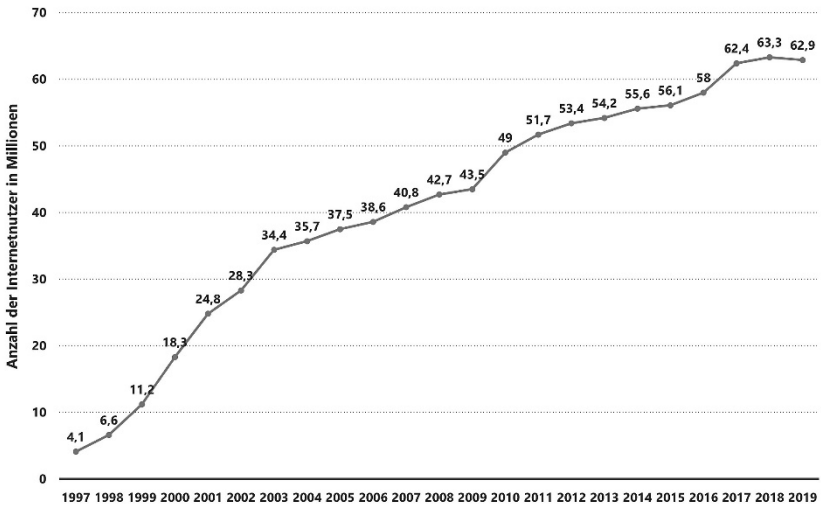
„Mit der JIM-Studie 2017 dokumentiert der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest zum zwanzigsten Mal das Medien- und Freizeitverhalten der Zwölf- bis 19-Jährigen in Deutschland und deckt damit in etwa eine ganze Generation ab. In diesen beiden Dekaden hat sich die Medienlandschaft grundlegend verändert. 1998 zählten nur vier von fünf Jugendlichen zu den Nutzern von Computern. Das Internet hatte noch keine Alltagsrelevanz: Nur 18 Prozent nutzten es überhaupt, zu den regelmäßigen Nutzern des Internets (mindestens mehrmals pro Woche) zählte nur jeder zwanzigste Jugendliche. Auch ein Mobiltelefon war Ende der 90er Jahre die Ausnahme, nur acht Prozent hatten ein eigenes Handy. Heute kann man sich kaum vorstellen, wie das Internet ohne Google und YouTube funktionieren konnte und wie man im Freundeskreis ohne Smartphone und die Kommunikation mit Messengern wie WhatsApp zurechtkam. All dies ist heute für fast alle Altersgruppen selbstverständlicher Teil des Alltags.“ (Feierabend et al. 2017, S. 3)¹⁹⁹

Sichtbar wird der Siegeszug des Internets, betrachtet man die Entwicklung der Internetnutzenden in den vergangenen 20 Jahren.

198 Im Jahr 1994 übersteigt die Anzahl der kommerziellen Internetnutzer*innen, die der wissenschaftlichen Nutzer*innen.

199 Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) JIM 2017 Jugend, Information, (Multi-) Media Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland.

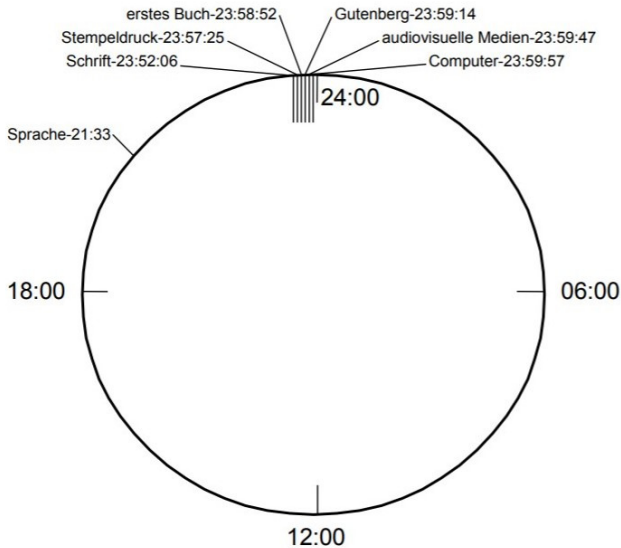
Abbildung 7: Anzahl der Internetnutzer*innen in Deutschland in den Jahren 1997 bis 2018 (in Millionen)



Quelle: In Auftrag gegeben von ARD & ZDF. Statista – Das Statistik-Portal (<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36146/umfrage/anzahl-der-internetnutzer-in-deutschland-seit-1997/>; letzter Zugriff 22.11.2018)

Dabei ist es kaum 100 Jahre her, dass die Medienlandschaft noch eine völlig andere war, was in Abbildung 8 deutlich wird.

Abbildung 8: Medieuhr nach Wilbur J. Schramm „What is a long time?“



Quelle: Jäckel 2011, S. 34; in Anlehnung an Wilbur Schramm.

„Einer Stunde auf dieser Uhr entsprechen ca. 41.667 Jahre, einer Minute entsprechen ungefähr 694 Jahre, einer Sekunde etwa 12 Jahre. Die Ereignisse bzw. Innovationen, die sich in der letzten Minute dieses Tages konzentrieren, verdeutlichen zugleich die rasante Geschwindigkeit, mit der sich insbesondere die technisch vermittelte Kommunikation entwickelt hat.“ (Jäckel 2011, S. 34)

In Abbildung 8 werden die 24 Stunden eines Tages ins Verhältnis zur gesamten Menschheitsgeschichte gesetzt, die hier auf ca. eine Million Jahre festgelegt ist (vgl. Jäckel 2011, S. 35).

„Erst gegen 21.33 Uhr treten die Anfänge der Sprache auf [...]. Zu diesem Zeitpunkt befindet man sich etwa im Jahre 100.000 v. Chr. Bis zur Erfindung der Schrift vergehen weitere 96.500 Jahre [...]. Audiovisuelle Medien und der Computer tauchen erst kurz vor Mitternacht auf.“ (Jäckel, 2008, S. 27f.)

Durch den dynamischen Prozess der fortschreitenden Ausdifferenzierung der Medien, bezüglich ihrer Nutzung, ihrer Funktionen, der Zugänglichkeit sowie der qualitativen und quantitativen Ausbreitung, entsteht ein enormer Bedeutungszuwachs. Um u. a. diesen Prozess zu beschreiben, wurde der Begriff der Medialisierung eingeführt. Für Ziemann (2014) jedoch, ist „das entscheidende Argument [...] nicht das Anwachsen und die fortwährende Optimierung von Medientechnologien an sich, ihr kunstfertiger oder mathematisch-physikali-

scher Aufbau, ihre Materialität, Kapazität und Verschaltung, sondern die daraus resultierenden Konsequenzen, Einwirkungen und Umbrüche für die Form der Gesellschaft und für das soziale Leben“ (Ziemann 2014, S. 103). Demnach umfasst der Begriff der Medialisierung einen Prozess, der in allen Teilbereichen der Gesellschaft und auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen auftreten und damit Strukturen, Akteur*innen, andere Prozesse oder Kommunikationsinhalte betreffen kann. „Er verweist auf den Umstand, dass die Medien sich wie ein Netz über unsere Lebensbereiche gelegt haben und so deren Strukturen beeinflussen wie das Handeln der Menschen in ihnen“ (Theunert 2009, S. 10). Aufgrund dessen kann von der Gegenwartsgesellschaft u. a. auch als Mediengesellschaft gesprochen werden, denn „nachhaltig und teils unersetzbar bedingen und formen die genannten Medien [...] zwischenmenschliche Gespräche, private und öffentliche Situationen, die Entscheidungsprozesse und (digitalisierte) Infrastruktur in Organisationen und eben auch die Regeln, Kommunikationsformen, Leistungsbeziehungen und Grenzen der ausdifferenzierten Gesellschaftssysteme“ (Ziemann 2014, S. 102f.).²⁰⁰

Spricht man von der Gegenwartsgesellschaft als einer Mediengesellschaft, dann kann in diesem Kontext auch von einer Medienkindheit bzw. Medienjugend gesprochen werden:

„Die Haushalte, in denen Kinder heute aufwachsen, sind mit einem sehr breiten Repertoire an Mediengeräten ausgestattet. In den Familien mit sechs- bis 13-jährigen Kindern besteht (annähernd) Vollaussstattung bei Fernseher, Handy/Smartphone, Internetzugang sowie Computer/Laptop.“ (Feierabend et al. 2017, S. 8)²⁰¹

Auch und gerade für Kinder und Jugendliche eröffnet der Prozess der Medialisierung auf der einen Seite neue Möglichkeiten der Kommunikation, der Teilhabe, des Erlebens, Erfahrens und Handelns. Auf der anderen Seite jedoch, entstehen dadurch auch neue Anforderungen für die Heranwachsenden, die sich den Umgang mit Internet und Co. aneignen und sich in den Weiten des WWW zurechtfinden müssen. Diese Ambivalenz zeichnet sich deutlich in den regen erziehungswissenschaftlichen Diskursen, in denen Vor- und Nachteil, Chancen und Risiken des Internets und der Digitalisierung zum Teil kontrovers diskutiert werden, ab²⁰². Da sich im Kontext der vorliegenden Arbeit lediglich Teilaspekte der Thematik als relevant erweisen, wird an dieser Stelle davon

200 Im wissenschaftlichen Diskurs herrscht eine rege Debatte, ob dieser Gesellschaftsbegriff die Gegenwartsgesellschaft umfassend beschreibt. Die vorliegende Arbeit wird sich den Diskussionen nicht anschließen. Nach den oben dargelegten Ausführungen und unter Berücksichtigung, dass die Gegenwartsgesellschaft durch mehrere Konzepte beschrieben werden kann, soll der Begriff der Mediengesellschaft im Rahmen der vorliegenden Arbeit vor allem auf den immensen Stellenwert und die Präsenz der Medien in unserer Gesellschaft hinweisen.

201 Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) KIM-Studie 2016 Kindheit, Internet, Medien Basisstudie zum Medienumgang 6–13-Jähriger in Deutschland.

202 Siehe z. B. Kaspar et al. (2017).

abgesehen, den Forschungsstand ausführlich nachzuzeichnen und auf andere Quellen verwiesen²⁰³.

Im Rahmen der während des Projekts geführten Interviews wurde deutlich, dass – wenn auch in verschiedenen Funktionen, aus verschiedenen Motivationen heraus und auf verschiedene Weise genutzt – das Internet eine zentrale Ressource für queere Heranwachsende ist. Studien weisen darauf hin, dass queere Jugendliche gegenüber gleichaltrigen heterosexuellen und/oder cis-Jugendlichen mehr Zeit online verbringen (Gay, Lesbian & Straight Education Network 2013). Durch das WWW suchen und finden sie (neue) Wege zur Auseinandersetzung mit sich selbst sowie ihrer (heteronormativen) Umwelt und erschließen sich dabei Partizipations- und Handlungsoptionen und damit Frei- und Möglichkeitsräume. Bevor dies entlang des erhobenen Interviewmaterials skizziert wird, werden eingangs die variablen, jedoch für die Befragten zentralen Funktionen des Internets und deren jeweilige Charakteristika beschrieben.

5.3.2 *Das Internet als queeres Informationsmedium*

Nicht nur von LSBT*IQs wird das Internet als jederzeit verfügbare Informations- und Wissensquelle verwendet²⁰⁴. Google sucht, Wikipedia erklärt, diverse Blogs, Vlogs, Foren und sonstige Netzinhalte werden alltäglich zur Wissensaneignung genutzt. Die Inhalte des Web 2.0 befriedigen das Bedürfnis nach aktuellen, für jedermann gleichmaßen²⁰⁵ und direkt abrufbaren Informationen²⁰⁶. Auf den hohen Stellenwert und die Selbstverständlichkeit des Internets als Informationsmedium gerade für LSBT*IQ-Jugendliche, weist die folgende Passage aus einem Expert*inneninterview hin:

„Das Internet spielt natürlich eine gewisse Rolle. (...) Wo die Jugendlichen natürlich auch irgendwann anfangen, sich su/sich Informationen zu suchen, auch Menschen zu suchen mit unterschiedlichen Erfahrungen. Weil da ja auch viel Müll halt drin’ steht und so, aber es gibt natürlich ja auch halt Dating-Plattformen und so, wo ja dann auch Informationen gegeben werden über Homosexualität zum Beispiel. Und das spielt für viele auch eine wichtige Rolle.“ (Expert*inneninterview B, Abschnitt 43)

Selbstverständlich, da bereits alle Alltagsbereiche durchdringende *Normalität*, spiele das Internet „natürlich eine gewisse Rolle“, vor allem für Jugendliche, die „natürlich auch irgendwann anfangen, sich su/sich Informationen zu suchen“ gezielt auch zum Thema Homosexualität. Die Rolle des Internets als

203 Interessierte Leser*innen seien verwiesen an Hugger (2014); Krotz et al. (2014); Birker (2017).

204 Mehr zur Veränderung unserer Wissenskultur bzw. zur Wissensaneignung durch das Internet, siehe Dräger und Müller-Eiselt (2017) und Pscheida (2014).

205 Siehe Darstellung zur beinahe Internet-Vollausstattung der dt. Bevölkerung.

206 Über deren Wahrheitsgehalt und Objektivität kann dabei gestritten werden, hierzu siehe Sachs-Hombach und Zywiets (2018).

Informationsquelle, gerade für queere Heranwachsende, ist deswegen eine so zentrale, da üblicherweise im Laufe der Sozialisation in Familie, Peer-Group oder Bildungsinstitutionen (siehe Kapitel 5.1) queere Themen eine Leerstelle darstellen. Homosexualität, Transidentität, Intersexualität u. a. bleiben in diesen heteronormativen Kontexten unsichtbar oder werden, falls thematisiert, häufig negativ, stereotyp und klischeehaft konnotiert. Als Kinder heterosexueller und/oder cis-geschlechtlicher Eltern müssen queere Jugendliche sich daher meist selbst aktiv um Aufklärung und Informationen bemühen, wobei das Internet ihnen die Chance bietet, sich zunächst unverbindlich und anonym, ohne jegliche Folgen und somit potenziell reversibel der LSBT*IQ-Thematik anzunähern, was auch Julian im Interview beschreibt:

„Da war das Internet für mich so ein Guckkasten, also der aber sehr einseitig funktionierte. Also ich hab’ reingeguckt aber das war eben auch, ähm... Ich habe, glaube ich, auch nieman/mit niemandem geschrieben oder so da, nein. Hab’ ich alles noch nicht gemacht. Das war für mich wirklich eine reine Informationsveranstaltung zu dem Zeitpunkt.“ (Julian, Abschnitt 88)

Julian²⁰⁷, der bereits im jungen Erwachsenenalter Unstimmigkeiten bezüglich der eigenen Geschlechtlichkeit bemerkt, die Auseinandersetzung damit jedoch über Jahre meidet, beschreibt in dieser Interviewpassage, wie er im Laufe bzw. nach der Bewusstwerdung als Trans*person das Internet genutzt hat. Während der ersten Schritte in Richtung Transition nutzt er das Internet in erster Linie als Medium zur Informationsbeschaffung. In seiner Wahrnehmung waren weder im familiären Kontext, im Bekanntenkreis, im Verlauf seiner Bildungskarriere, noch medial im TV oder in Printmedien LSBT*IQs sichtbar oder wurden als Gesprächsgegenstand thematisiert. Einen entsprechend hohen Informationsbedarf zu „seinen Themen“ gilt es daher in der beginnenden und fortlaufenden Auseinandersetzung bezüglich seiner Körperlichkeit und seinen Empfindungen zu befriedigen. Dies gelingt Julian durch das Internet, das er als „Guckkasten“ bezeichnet. Es erlaubt ihm zwar, den Fokus auf die Themen zu legen, die ihn besonders interessieren, allerdings bleibt es für ihn beim „Rein-gucken“. Die Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit Gleichgesinnten schöpft Julian zu diesem frühen Zeitpunkt des inneren Outings noch nicht aus, was damit erklärt werden könnte, dass erst eine eigene Identifikation, Akzeptanz und somit auch Positionierung stattfinden muss, um in einem nächsten Schritt zu wissen, wer als gleichgesinnt einzuordnen ist. Nach Cass (1984) hat Julian zum beschriebenen Zeitpunkt die Phase der Identitätsverwirrung passiert und befindet sich nun in der Phase des Identitätsvergleichs, die der Phase der Identitätstoleranz, in der erste Kontakte zu Gleichgesinnten gesucht und hergestellt werden, voraus geht. Bis dies eintritt, ist das Internet für ihn in seiner Funktion als Informationsmedium eine „reine Informationsveranstaltung“. Doch alleine die Möglichkeit, an Informationen über Trans*personen und Transitionen zu

207 Zum Zeitpunkt des Interviews ist Julian Mitte 40.

gelangen, war für Julian enorm empowerend, was in einem weiteren Interviewausschnitt erkennbar wird:

„Das war, glaube ich, so 2012 oder so. Und da habe ich einfach, ähm, ja, ich war viel im Internet unterwegs und bin dann irgendwie über das Thema Brust abbinden dann plötzlich gestolpert und dann bin ich quasi so (...) Also ich habe mich lange wirklich mit dem Thema gar nicht irgendwie aktiv auseinandergesetzt, weil ich habe das irgendwie auch verweigert, weil mir das immer weh getan hat. Weil ich mir gedacht habe: ‚Ich will da gar nicht so sehr dran rühren und gar nicht so sehr dran denken.‘ Und dann habe ich halt rausgefunden, dass vieles von dem, was ich vorher geglaubt habe, eben dass, ähm, dass es bei *Frau-zu-Mann* alles sowieso nicht funktioniert zum Beispiel, dass das einfach falsch ist und dass es jetzt eben die Möglichkeiten gibt, sich zu informieren.“ (Julian, Abschnitt 50)

Nachdem Julian sich bereits zu einem früheren Zeitpunkt in seiner Biografie darüber bewusst wird, mit seiner Geschlechtlichkeit nicht in Einklang zu stehen, vermeidet bzw. „verweigert“ er die aktive Auseinandersetzung mit der Problematik, „weil mir das immer weh getan hat“. Aufgrund der wenigen, bis dato angeeigneten Informationen, die sich später als falsch erweisen, wähnt sich Julian in der aussichtslosen Situation, seine Geschlechtlichkeit nicht für ihn passend angleichen zu können. Infolgedessen bedient er sich der passiven Bewältigungsstrategie der Verdrängung und baut somit eine Distanz zu diesem Thema auf, um „nicht so sehr dran rühren und gar nicht so sehr dran denken“ zu müssen, bis es ihm mittels Internet gelingt, an valide Informationen – im Beispiel zur Praktik des Brust-Abbindens – zu gelangen. Damit gelingt es ihm, sich seinen Bedürfnissen, anstatt diese weiter zu unterdrücken, zu stellen, wodurch Julian die Phase der Identitätsverwirrung (Cass 1984) passiert. Weiter beschreibt er:

„Es ist jetzt, ähm (...) Auf YouTube gibt es zig Leute, die ihre Transition dokumentieren. Also wo man auch gucken kann: ‚Was machen denn Hormone zum Beispiel mit m/mit einem Menschen?‘ Ähm, wie/die erzählen halt auch, wie sie sich fühlen oder, oder man kann die anschreiben, mit denen irgendwie in Kontakt kommen und darüber/Es gab eben zu dem Zeitpunkt noch einen Channel, der das auch/der englischsprachig war und der engl/ältere Trans**männer* halt begleitet hat, also älter/ über 30. Was für mich eben dann auch ein Thema war, weil ich gesagt habe: ‚Ja klar, ich bin jetzt keine 18 mehr. Wie, wie ist denn das, wenn man älter ist? Wie komm/wie kommt man denn dann damit zurecht?‘ Und, ähm, also das war einfach/die, die Informationen waren da. Es war plötzlich/Ich habe/ ich habe diese, diese Kanäle gesucht natürlich dann und hatte innerhalb von ganz kurzer Zeit eine sehr klare Vorstellung darüber, wie denn so eine Transition abläuft. Alles das, was ich vorher nie rausgefunden habe. Wie, wie, wie geht man da eigentlich ran? Was brauche ich? Wo kriege ich so einen Therapeuten her? Das gab es plötzlich alles.“ (Julian, Abschnitt 50)

Im „Guckkasten“ Internet hat Julian die Möglichkeit zu sehen, dass es auch andere, sogar „zig“ Menschen gibt, die sich mit ähnlichen Themen auseinandersetzen, wie er. Zu sehen, wie diese die Situation, in der er sich selbst befindet, bewältigen und produktiv gestalten, welche Strategien sie entwickeln und welche Maßnahmen sie auf dem Weg der Transition anwenden, eröffnet ihm

einen Weg aus der Macht- und Einflusslosigkeit. An dieses, für ihn so relevante Wissen zu gelangen, lässt sich daher auch als Prozess der Selbstermächtigung und Selbstbestimmung deuten. Vor der Internetrecherche geht Julian noch davon aus, dass es die Möglichkeit der *Frau**-zu-*Mann**-Transition nicht gibt, in dem Bewusstsein, sich sein Leben lang mit der Situation abfinden zu müssen. Zu wissen, dass es jedoch durchaus Optionen gibt, seine Situation zu verändern und möglicherweise zu verbessern und in einem nächsten Schritt die lähmende Unwissenheit zu überwinden, z. B. welche konkreten Folgen die Einnahme von Hormonen auf den Organismus hat oder dass, und welche Therapeut*innen man ansprechen muss, macht Julian wieder handlungsfähig. Im Bewusstsein um die Autonomie, sein Leben bzw. seine Geschlechtlichkeit eigenmächtig, selbstverantwortlich und selbstbestimmt zu gestalten, recherchiert er in zunehmendem Maße – er zieht dabei sogar einen Vergleich zur Sucht – und immer gezielter. Im Internet hat Julian die Möglichkeit, nicht nur auf allgemeine Informationen zum Thema LSBT*IQ zuzugreifen, sondern seine ganz individuellen Interessen, in seinem Fall konkret zu Transitionen bei älteren Menschen, abzufragen. Anders, als in den Jahren der Unwissenheit zuvor, findet Julian durch das Informationsmedium Internet „alles das, was ich vorher nie rausgefunden habe“ heraus, „die Informationen waren da“ und „das gab es plötzlich alles“, wodurch er „innerhalb von ganz kurzer Zeit eine sehr klare Vorstellung darüber [bekommt], wie denn so eine Transition abläuft.“ Mit diesem Wissen als Ressource, kann er zum einen sich selbst und seine Situation besser verstehen, im Sinne einer positiven Identitätsarbeit, andererseits kann Julian ganz konkret seinen Gestaltungsspielraum bezüglich möglicher Transitionspraktiken abwägen. Daneben tritt er in die nächste Phase nach Cass ein, indem er die Kontaktaufnahme mit Gleichgesinnten für sich in Erwägung zieht und später auch umsetzt: „man kann die anschreiben, mit denen irgendwie in Kontakt kommen.“

Dass das Internet in seiner Funktion als Informationsmedium vor allem für LSBT*IQs zu den zentralen Instanzen der Identitätsarbeit zählen kann, wird auch im nachfolgenden Beispiel deutlich. Im Interview mit Claudia zeigt sich der Stellenwert des Internets, bezüglich einer katalysierenden Wirkung auf die Bewusstwerdung als LSBT*IQ. Nachfolgend schildert sie ihren Prozess zur Erkenntnis lesbisch zu sein, nicht frei von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und beschreibt diesen zunächst über die Abgrenzung von heterosexuellen L(i)ebensmodellen:

„Wie hab’ ich das gemerkt? (...) In dem Mo/Also, ich fand das dann irgendwie, ich weiß nicht, so, Jungs fand ich jetzt noch nie interessant, so wirklich. Man hatte dann mal/ Ja, man hat dann mal für den einen oder anderen geschwärmt, weil man halt dachte, ja, man muss es jetzt auch haben, so, weil es halt alle in dem Alter so/ ne? Und dann dachte ich mir aber so: ‚Nein, das ist irgendwie gar nicht so deins.‘“ (Claudia, Abschnitt 5)

In dieser Interviewpassage erwähnt Claudia, obwohl sie Jungs „jetzt noch nie interessant [fand], so wirklich,“ in der Vergangenheit dennoch für Jungs geschwärmt zu haben, „weil man halt dachte, ja, man muss es jetzt auch haben, so, weil es halt alle in dem Alter so“ haben. Daran zeigt sich der komplexe Charakter der (bewussten) Auseinandersetzung mit einer nicht-heterosexuellen Orientierung. Zunächst müssen sich die jungen LSBT*IQs in Konfrontation mit (internalisierten) heteronormativen Erwartungen und Zuschreibungen ein Stück weit von diesen lösen, bevor einer noch unbestimmten Suchbewegung die Bewusstwerdung über die eigene sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität folgt:

„Und ich hab’ es eigentlich so gemerkt, indem ich mir halt dachte: ‚Ja, (...) eigentlich wäre eine *Frau* gar nicht schlecht, so.‘ Also, ich hab’ das wirklich für mich/so selber halt so mit dem Gedanken gespielt. Und das so als Alternative quasi gesehen. Und dann anfangs war man natürlich schon verwirrt: ‚Ja, heißt das jetzt, ich bin bi, oder heißt das jetzt überhaupt, dass ich irgendwie Interesse an *Frauen* hab? Oder ist es nur eine Phase?‘ Das hab’ ich mich dann selber auch gefragt so.“ (Claudia, Abschnitt 5)

Obwohl Claudia die Bewusstwerdung über ihre homoerotischen Empfindungen gemäß ihrer Erzählung nicht als krisenhaft erlebt, sondern Homosexualität als alternatives L(i)ebensmodell für sich in Betracht zieht, war sie anfangs „natürlich“ dennoch verwirrt. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre Verwirrtheit beschreibt, verdeutlicht auch an dieser Stelle wieder die in unserer Gesellschaft herrschende Heteronormativität. Vorausgesetzt Jugendliche wie Claudia verfügen bereits über einschlägiges Wissen über LSBT*IQ und über ein entsprechendes Vokabular, machen es eben diese Normen den Jugendlichen schwer, das eigene Empfinden mit dem passenden Begriff in Verbindung zu bringen bzw. ein anfangs häufig noch eher undifferenziertes Gefühl des *Andersseins* mit dem entsprechendem Begriff zusammenzuführen. Gelingt dies, bleibt weiter offen, ob es im nächsten Schritt des Erkenntnisprozesses zur Verdrängung oder Ablehnung kommt, oder zur Selbstakzeptanz. Claudia schildert ihre Gedanken im Zuge dieser Auseinandersetzung wie folgt:

„Und dann dachte ich mir: ‚Na gut, du lässt es jetzt auf dich zukommen. Entweder das ist nur eine Phase in der Pubertät so und dann geht es wieder weg, oder das bleibt halt und dann weißt du auch.‘ So, ich hab’ das dann halt so auf mich zukommen lassen. (...) Ja, und gemer/also, der Auslöser, dass ich das eigentlich so richtig gemerkt hab’, kam halt durchs Internet, dass man da in verschiedenen so Chats drin war und dass man da dann halt auch mit sowas in Berührung gekommen ist. Weil sonst jetzt auf der Straße, sage ich mal, kommt man jetzt eher weniger mit sowas in Berührung als hetero, wenn man jetzt eigentlich gar nicht so den Gedanken hat, man geht jetzt wie hier ins [Bar] oder irgendwie sowas. Und das war eigentlich so der Auslöser, wo ich das/dann auch so damit in Berührung kam.“ (Claudia, Abschnitt 5)

In dieser Interviewpassage findet sich erneut das Motiv von nicht heterosexuellem Begehren als Phase, was zum einen auf die Verbreitung dieser Annahme

in der Gesellschaft hinweist, zum anderen die Interpretation als mögliche Bewältigungsstrategie von jungen LSBT*IQs während des inneren Coming-out stützt. Die Erkenntnis, dass es sich bei Claudias Gefühlen und Empfinden nicht lediglich um eine Phase handelt, „kam halt durchs Internet.“ „Dass man da dann halt auch mit sowas“ – wobei mit „sowas“ queere Themen und Menschen gemeint sind – „in Berührung gekommen ist“, z. B. in Chats, bestärkt und bestätigt Claudia in ihrer Bewusstwerdung. Demnach kann das Vorhandensein digitaler queerer Räume, die dortige Sichtbarkeit von LSBT*IQs, der Austausch mit Gleichgesinnten und die so mögliche Orientierung an (wenn auch nur virtuellen) Rollenvorbildern als Auslöser fungieren, sich intensiv mit sich und der eigenen sexuellen Orientierung auseinanderzusetzen. Dem Internet als Informationsmedium muss deswegen eine besondere Bedeutung beigemessen werden, „weil sonst jetzt auf der Straße, sage ich mal, kommt man jetzt eher weniger mit sowas in Berührung, als hetero, wenn man jetzt eigentlich gar nicht so den Gedanken hat.“ Durch diesen Verweis wird deutlich, wie wichtig und notwendig das selbstständige Informieren und die aktive Suche nach Austausch sind, da Informationen, wie sie über heterosexuelles Begehren und Fortpflanzung bereits in der frühkindlichen Erziehung in Familien und Bildungsinstitutionen vermittelt werden und in Büchern, Zeitschriften, Filmen usw. allgegenwärtig sind, nicht in gleichem Maße über alternative Sexualitäten zugänglich sind und Gleichgesinnte im Alltag meist unsichtbar bleiben. Dabei berichtet Claudia, nicht unbedingt gezielt recherchiert zu haben, sondern eher zufällig beim Stöbern im Netz auf LSBT*IQ-Inhalte gestoßen zu sein:

„Das war eher so durch Zufall, dass ich auf so eine Lesben-Seite kam. Und dann hat man halt mit, mit *Frauen* auch geschrieben, ne? Und, ja, aber das was/das war jetzt nicht so, ‚Ich hol mir Infos‘, sondern das war wirklich: ‚Oh, wo bin ich denn jetzt hier gelandet?‘ So, also, das war, das war wirklich so reiner Zufall halt gewesen.“ (Claudia, Abschnitt 9)

Obwohl sie schildert, durch Zufall auf einer „Lesben-Seite“ gelandet zu sein, kann der Austausch, den Claudia mit den *Frauen* auf der Homepage eingeht, anstatt die Seite wieder zu verlassen, so gedeutet werden, dass, auch wenn sie das nicht äußert, sie beim Stöbern eine bestimmte Absicht bzw. Zielsetzung verfolgt hat. Folgt man dieser Deutung, so kann die Schilderung des Zufalls, als Rechtfertigung und Legitimation gegenüber der Interviewerin sowie sich selbst interpretiert werden, beispielsweise aufgrund eines Gefühls von Peinlichkeit oder internalisierter Homonegativität. Eine andere Lesart wäre, dass der Besuch der „Lesben-Seite“, wie Claudia in obiger Interviewpassage sagt, tatsächlich ein Zufallsprodukt ist, wodurch allerdings ihr bis dato unbewusstes Interesse geweckt wird:

„Und dann hat man sich das aber/weil ich ja dann Interesse schon dran hatte, und dann hab’ ich mir halt gedacht: ‚Ja, du hast da jetzt Interesse dran, also vielleicht ist schon früher irgendwie was gewesen, was halt in dir so verborgen war, was du halt nie so gemerkt hast oder hinterfragt hast‘. Und dann, wo ich dann so drüber nachgedacht hab, ist mir halt dann schon/sind mir einige Sachen aus der Kindheit aufgefallen, ja, okay, so und so. Ich hab’ mir

schon auch mal noch Gedanken gemacht so später, wo ich mir dachte: ‚Ja, wenn die/wenn so Begegnungen jetzt durch Zufall im Internet jetzt nicht gewesen wären, hättest du es dann überhaupt gemerkt?‘ Das hab ich mir schon auch gedacht.“ (Claudia, Abschnitt 9)

Um den Prozess der Bewusstwerdung anzustoßen und zu befördern, bedarf es eines Vokabulars, einer adäquaten Sprache, womit Individuen ausdrücken können, was in ihnen vor sich geht bzw. Worte, um die eigenen Gefühle und sich selbst zu bezeichnen, zu kategorisieren und damit auch zu identifizieren. Ohne den passenden Begriffsvorrat können Bedürfnisse und Fragen nicht formuliert, infolgedessen Recherchen nicht präzise durchgeführt und Informationen nicht gezielt eingeholt werden, was sich auf eine LSBT*IQ-Identitätsentwicklung hinderlich auswirken kann. Die Feststellung, dass die Inhalte der „Lesben-Seite“ Claudias Interesse wecken, stößt bei ihr eine Auseinandersetzung mit und Hinterfragung der eigenen Biografie und den nun ins Bewusstsein gerückten Bedürfnissen, bezüglich ihrer sexuellen Orientierung an. Wenn sie sich am Ende der Passage fragt, „hättest du es dann überhaupt gemerkt?“, schreibt Claudia damit retrospektiv ihren „Begegnungen jetzt durch Zufall im Internet“ zu, ihre Bewusstwerdung vorangetrieben zu haben.

Ein weiterer einschneidender Schritt im Laufe einer LSBT*IQ-Biografie ist nach bzw. schon während der Bewusstwerdung, die Frage, ob, wie und wem die queeren Heranwachsenden sich anvertrauen. Wie bereits im ersten Teil der Arbeit dargestellt,

„zeigt sich die Praxis des Coming-out in Untersuchungen als eine für viele Jugendliche relevante Bewältigungsstrategie, mit der sie versuchen, im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden.“ (Kleiner 2015, S. 36)

Das äußere Outing, das „Coming-out“ (of the closet), spielt – sofern es stattfindet – deshalb eine zentrale Rolle, da sich die Jugendlichen entweder selbst mit einem Label versehen und/oder das soziale Umfeld eine entsprechende Etikettierung vornimmt. Somit wird das Gesagte gewissermaßen erst „wahr“²⁰⁸, verliert an Reversibilität und eine Person, die z. B. gleichgeschlechtlich begehrt, wird durch ein Outing zur „Lesbe“ bzw. zum „Schwulen“ gemacht. Mit der Zuschreibung einer Identität mit dem übergeordneten Hauptstatus als LSBT*IQ bzw. LSBT*IQ als prägendem Statusmerkmal, gehen diverse Stereotype, Vorurteile und Klischees einher. So sind queere Individuen bei ihrem Coming-out nicht nur allein durch die neue Sichtbarkeit besonders vulnerabel, sondern vor allem deshalb, weil sie den Reaktionen ihres Umfelds – ob positiv, neutral oder negativ – ausgeliefert sind. Allerdings kann auch in diesem Kontext das Informationsmedium Internet für die queeren Jugendlichen als Resource dienen, wie folgender Interviewausschnitt zeigt:

„Ja, als ich dann für mich entschieden habe: ‚Ja du bist schwul!‘ Dann war halt mein erster Gedanke: ‚Wie sagst du es anderen?‘ Und deswegen habe ich dann auch angefangen, im Internet zu gucken nach ähm Videos am besten wie es andere gemacht haben, vielleicht gibt

208 Siehe Kapitel 2.4.

es ja sowas und hab' dann halt hauptsächlich auf Englisch/was jetzt auch nicht besonders gut ist, weil Englisch ist nicht meine Stärke, Videos gefunden und hab' dann mir die halt auch angeschaut.“ (Michi, Abschnitt 24)

Interessant hierbei ist, dass Michi seine Erzählung mit der Formulierung einleitet: „als ich dann für mich entschieden habe: ‚Ja du bist schwul!‘“, was verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zulässt. Zum einen impliziert die Aussage die falsche Vorstellung von sexueller Orientierung als freie Wahl, für oder gegen die Individuen sich bewusst entscheiden können. Dieses Argumentationsmotiv scheint insofern ein verbreitetes Vorurteil zu sein, als dass es sich in den unterschiedlichen Interviews immer wieder herausarbeiten lässt²⁰⁹. Möglich wäre hier allerdings noch eine andere Lesart, nämlich die des Coming-outs als Prozess der Selbstermächtigung. Sich nach längerer Phase der Bewusstwerdung, die häufig, unter anderem, geprägt ist von Zweifeln, Ängsten und Unsicherheiten, letztendlich selbst, in der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit (an)erkannt zu haben, lässt sich als Übergang aus einer Phase der Lähmung und Passivität in eine Phase der (Pro)Aktivität darstellen. Auch so kann der Begriff der Entscheidung, der den Zustand, etwas entscheiden, überhaupt auf etwas Einfluss nehmen zu können, beschreibt, als Zeichen der Autonomie und Selbstbestimmung gedeutet werden. Damit einhergehend stellt sich Michi die Frage, „Wie sagst du es anderen?“ Dass er sich anderen gegenüber anvertraut, scheint für ihn nicht zur Disposition zu stehen, allerdings fehlen ihm Informationen, wie er dabei vorgehen könnte. Daraus lässt sich ableiten, dass Michi in seinem sozialen Umfeld niemanden hat, an den er sich diesbezüglich wenden kann oder will. Deswegen recherchiert er im Internet nach Videos, in denen andere LSBT*IQs ihre Outing-Vorbereitungen und -Erfahrungen LSBT*IQs schildern, wobei er vor allem bei englischsprachigen Videos fündig wird. Auch wenn Michi diesen Umstand für sich eher als nachteilig erachtet, da er seine eigenen Englischfähigkeiten nicht als seine „Stärke“ einschätzt, kann sich dies als zusätzlicher Ressourcengewinn darstellen. Das Streamen englischsprachiger Outing-Videos, kann demgemäß durchaus zu einer niederschwelligeren Aneignung von Fremdsprachfertigkeiten führen. Die Inhalte, auf die Michi bei seiner Online-Recherche stößt, und welche Folgen er daraus für sich zieht, führt er in der nächsten Interviewpassage aus:

„Und das war zum Teil ein positives Feedback, was sie bekommen haben, aber es gab auch viele, die ein total negatives Feedback bekommen haben und vor allen Dingen diejenigen, die nicht in der Stadt, sondern eher auf dem Land gewohnt haben, haben ein negatives Feedback bekommen. Und da ich auf dem Land wohne und da noch alle echt konservativ sind, dachte ich mir: ‚Ja, es jetzt vielleicht offen zu sagen, ist jetzt nicht die beste Idee. Schweig mal lieber noch darüber, vielleicht später, wenn du studieren bist und in einer größeren Stadt wohnst, wo die Menschen aufgeschlossener sind für so Sachen, als jetzt auf dem Dorf, wo man, wenn mal einer was sagt, das ganze Dorf zwei Tage später das weiß, das vielleicht eher

209 Mehr zur vermeintlich freien Wahl der sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität sowie zur Individualisierung von Schuld siehe Kapitel 5.2.2 und 5.2.3.

nicht so gut ist. [...] Und deswegen habe ich gesagt: ‚Nee du sagst es erstmal nicht,‘ auch wenn mir die Videos sehr geholfen haben, wo es positiv rüberkam.“ (Michi, Abschnitt 24)

Die Reaktionen auf die Coming-outs in den Videos, beschreibt Michi als heterogen, rangierend zwischen „positivem Feedback“, aber auch „total negativem Feedback“. Er selbst erkennt dabei eine vermeintliche Korrelation, zwischen dem jeweiligen Wohnort – ob Stadt oder Land – und den Reaktionen auf das Outing. Nach seiner Einschätzung fallen die Reaktionen auf sich outende LSBT*IQs auf dem Land überwiegend negativ aus, im Gegensatz zu in Städten lebenden LSBT*IQs, die eher positives Feedback auf ihr Outing bekommen. Michi schätzt die Menschen in seinem ländlichen Wohnort als konservativ und unaufgeschlossen ein und hat zudem die Befürchtung, sein Outing würde sich dort schnell herumsprechen, was das potenzielle Risiko negativer Reaktionen, in Form von Diskriminierungen, noch steigern würde. Aus seiner Erkenntnis und seinen eigenen Erfahrungen zieht Michi dementsprechend den Schluss, mit seinem Coming-out noch bis zu einem späteren Zeitpunkt und ggf. einem Wohnortwechsel zu warten²¹⁰. Dass Michi die Videos „wo es [die Outingsituation] positiv rüberkam“ dennoch sehr geholfen haben, betont er am Ende des obigen Interviewausschnitts noch einmal und unterstreicht dies auch an anderer Stelle. Gefragt nach der Motivation sich für ein Interview bereit zu erklären, antwortet Michi:

„Meine Motivation war eigentlich, weil ähm, ich selbst hatte ähm, im Internet nach Videos gesucht, wo ähm, andere Leute sich geoutet haben und/weil ich eigentlich recht viel Panik davor hatte, es irgendjemandem zu sagen und deswegen hab’ ich mir gedacht: ‚Wenn man damit Leuten helfen kann, warum nicht?‘ Ich habe selbst nach Hilfe gesucht im Internet und war froh, dass es da Videos gab, dazu wo Leute das schon reingestellt haben, ihre Erfahrungen und dachte, ich teile ich meine auch.“ (Michi, Abschnitt 6)

Als Grund für seine Teilnahme an vorliegender Studie nennt Michi, mit dem Teilen seiner eigenen Erfahrungen anderen helfen zu wollen, die sich, bezüglich eines Outings und fehlender Informationen, in einer ähnlichen Situation befinden, wie der, die er selbst bereits bewältigt hat. Michi haben die Ergebnisse seiner Internetrecherche zum einen geholfen, mit seinen Ängsten und seiner „Panik“ umzugehen, sich anderen gegenüber zu outen. Zu sehen wie andere vorgegangen sind, wie sie sich vorbereitet haben und wie die Reaktionen auf ein Outing ausfallen können – dass es vor allem auch positives Feedback geben kann – hat ihm aufgezeigt, dass seine Befürchtungen sich nicht bewahrheiten müssen. Zudem ist davon auszugehen, dass auch relativ unabhängig von

210 Gerade für LSBT*IQs hat das Thema Stadt-Land-Gefälle im Zusammenhang mit der Internetnutzung noch weitere Bedeutsamkeit. Studien belegen, dass die Erreichbarkeit und Zugänglichkeit zu speziellen Angeboten, Veranstaltungen, die es beinahe ausschließlich in mittleren oder Großstädten gibt, sowie die Vernetzung mit Gleichgesinnten auf dem dünner besiedelten Land deutlich schwieriger, wenn nicht unmöglich ist (je in Abhängigkeit von Alter, Infrastruktur und sonstigen Ressourcen, wie z. B. Geld für öffentliche Verkehrsmittel, Führerschein oder ein Auto).

den konkreten Videoinhalten, lediglich die erfahrbare – wenn auch virtuelle – Präsenz von Gleichgesinnten Michi in seiner Identitätsarbeit und -entwicklung positiv bestärkt, weswegen er diese Unterstützung und das Empowerment²¹¹ an andere weitergeben möchte.

Auch Kay berichtet im Interview von ihren Erfahrungen bei der Internetrecherche. Sie wusste bereits vage von der Option geschlechtsverändernder operativer Eingriffe, allerdings waren ihr die Schritte im Einzelnen noch unklar, weswegen sie im Internet gezielt danach sucht:

„Und Ende/Also kurz vorm Jahreswechsel, da war ich dann an dem Punkt, wo ich dann einfach wissen wollte, okay, es gibt diese Angleichung. Man kann da einen Weg gehen, man kann sich sogar genital angleichen lassen. Und da hatte ich einfach/wollte ich wissen, wie das dann aussieht so, wie das ist. Und dann habe ich danach recherchiert im Internet. Und da bin ich auf ein Forum gestoßen, wo jemand so ein Bild, so ein Nach-OP-Bild gepostet hat. Und dann habe ich mich da angemeldet, habe angefangen zu lesen und habe angefangen zu schreiben und, äh, also das war irgendwie so, glaube ich, der Punkt, wo ich das zugelassen habe und gedacht habe: ‚Na ja, okay, wenn du wirklich *Frau* bist, dann musst du da irgendwie/das musst du bearbeiten. Das musst du irgendwie lösen für dich.‘“ (Kay, Abschnitt 24)

Über das Wissen zu verfügen, dass die Möglichkeit besteht, die Unstimmigkeit zwischen der bei Geburt zugewiesenen und der für eine*n selbst tatsächlich passenden Geschlechtlichkeit zu berichtigen und in Einklang zueinander zu bringen, ist der erste Schritt in Richtung Transition. Auf diesem Stand, zu wissen: „Man kann da einen Weg gehen, man kann sich sogar genital angleichen lassen,“ ist Kay bereits. Als nächsten Schritt, möchte sie etwas bzw. mehr über den genauen Ablauf in Erfahrung bringen, um auf Basis dessen abzuwägen, ob in der Konsequenz für sie solch ein Eingriff eine Alternative wäre. Zu vermuten ist dabei, dass sie zu diesem Zeitpunkt in ihrem direkten Umfeld noch niemanden kennt, der*die über eine entsprechende Expertise verfügt. Daher beginnt sie im Internet zu recherchieren und wird in Form eines in einem Forum eingestellten „Nach-OP-Bilds“ fündig. Auch hier ist, ähnlich wie oben im Fall Michis, davon auszugehen, dass es für Kay enorm empowernd ist, zu sehen, dass sie mit seiner Situation nicht allein ist, sondern es noch andere gibt. Darüber hinaus haben diese anderen bereits Bewältigungsstrategien entwickelt, zum Teil sogar schon geschlechtsverändernde Operationen durchlaufen und teilen ihre Erfahrungen und die Ergebnisse online. An diesem Punkt nutzt Kay eine zentrale Eigenschaft des Internets: die Interaktivität. Ermutigt durch die Lektüre der im Forum vorhandenen Informationen und Erfahrungsberichte, beginnt Kay selbst Forenbeiträge zu verfassen, also in den Austausch mit Gleichgesinnten zu treten. Während dieses Prozesses beschreibt sie einen Moment

211 An dieser Stelle wäre interessant zu untersuchen, wie sich Empowerment als Prozess aus Perspektive der Übergangsforschung, in welcher Übergänge „die Aufforderung [sind], sich mit veränderten Anforderungen auseinander zusetzen, aber auch die Möglichkeit, Veränderungen des Selbstkonzeptes in erweiterte Handlungsmöglichkeiten zu übersetzen“ (Walther und Stauber 2013, S. 219), darstellt.

der Erkenntnis, den er zu einem früheren Zeitpunkt noch nicht „zugelassen“ hat. Die Möglichkeit in Betracht ziehend „wirklich *Frau*“ zu sein, kommt Kay zu der Feststellung und Entscheidung, ihre Situation aktiv bearbeiten zu müssen, um zu einer Lösung zu gelangen. Diese Bereitschaft zur Auseinandersetzung ist gleichermaßen ein Schritt in Richtung Selbstermächtigung und Handlungsfähigkeit.

Auch andere Interviewpartner*innen berichten, ihr Informationsbedürfnis im Internet gestillt zu haben. Dabei scheinen audio-visuelle Formate, dabei vor allem YouTube, besonders beliebt zu sein:

„Dokus habe ich mir angeguckt, habe ganz oft in YouTube ‚schwul‘ oder ‚lesbisch‘ eingegeben. Oder ‚schwule Eltern‘ oder so was. (...) Ähm, ja. Die, die zwei Sachen.“ (Andi, Abschnitt 68)

Die allgemein große Beliebtheit von YouTube lässt sich unter anderem damit erklären, dass, verfügt man über die grundlegende technische Ausstattung und Kompetenz, die Plattform nicht nur zur Rezeption, sondern auch als Ausdrucksmittel genutzt werden kann. Vor allem junge Menschen nutzen YouTube als Medium des Selbstaudrucks und der Selbstpräsentation²¹², wobei die Hürden, die audiovisuellen Eigenproduktionen einzustellen, relativ niedrig sind. Dies hat zur Folge, dass es neben Musikvideos und Werbeeinspielern auch unzählige Vlogs²¹³ und Online-Tutorials zu den unterschiedlichsten Themen gibt. Da also grundsätzlich jede*r etwas einstellen kann, gibt es auch für LSBT*IQs die Möglichkeit des Selbstaudrucks und des Teilens von Erfahrungen oder Meinungen via Video, wodurch auf YouTube auch queere bzw. nicht-heteronormative Räume entstehen können. In dieser Hinsicht kann das Internet nicht nur als Informationsmedium, sondern auch als Möglichkeitsraum gedeutet werden, was sich auch in folgendem Interviewausschnitt zeigt:

„Ich habe auch im Internet rumrecherchiert, Transgender-Stories gelesen. Da gibt es ja diese, diese BDSM-Variante von einer forced feminisation. Da geht/oder sissyfication nennt sich das, das ist so ein/ so eine BDSM-Spielart.“ (Kay, Abschnitt 18)

Die Verbreitung, die beinahe überall und jederzeit mögliche Zugänglichkeit sowie die Interaktivität, die es grundsätzlich jeder*jedem erlaubt, Inhalte ins Netz zu laden, kennzeichnet das Internet als DAS (nicht unumstrittene) Informationsmedium der Neuzeit. Wie obige Interviewpassage nur andeutet, ist das Spektrum an Informationen, auf die im Internet zugegriffen werden kann, sehr breit. Auch zu marginalisierten und tabuisierten Themen, wie beispielsweise BDSM, finden sich objektive und wertfreie Auskünfte, die die Suchenden

212 Studien belegen, dass vor allem auch (junge) Internetnutzer*innen, denen das Kommunizieren via Sprache oder Schrift schwer fällt, dann Möglichkeiten, die YouTube bietet, nutzen, wenn Themen oder Emotionen ausgedrückt werden sollen, die verbal schwer zu artikulieren sind (vgl. Niesyto et al. 2007, S. 78).

213 Abkürzung für Video-Blog. Ein Vlog ist – analog zum Blog – eine Form des öffentlichen Tagebuchs, in das periodisch neue Einträge eingestellt werden.

nicht beschämen oder stigmatisieren. Insofern beinhalten Online-Räume, die von LSBT*IQs für LSBT*IQs geschaffen und gestaltet werden, auf verschiedenen Plattformen – u. a. auch Mainstream-Plattformen wie YouTube, Facebook und Twitter – subversives Potenzial, das heteronormative Strukturen unterwandert bzw. umgeht und fungieren als hilfreiche Ressourcen für diejenigen, die entweder kein unterstützendes soziales Umfeld und/oder keinen sonstigen Zugriff auf verlässliche Informationen haben.

Eben jene jungen LSBT*IQs sind es auch, die von queeren Begegnungsorten oder queer-sensiblen Beratungsangeboten besonders profitieren würden. Diese Schutz- bzw. Freiräume gilt es jedoch erst zu finden, was sich vor allem in ländlichen, strukturschwachen Regionen schwierig gestalten kann, weswegen die Einzugsgebiete spezifischer queerer Treffpunkte bis weit ins Umland reichen²¹⁴. Dieses Problem beschreibt auch Michi:

„Hab’ dann eben auch daraufhin nach einer Jugendgruppe gesucht, das war eigentlich noch recht am Anfang, als ich auch in diese WhatsApp-Gruppe eingetreten bin, zwei drei Wochen später habe ich dann auch im Internet nach einer Jugendgruppe gesucht und habe eben keine in meiner Nähe gefunden, die nächsten waren in [Stadt] oder in [Stadt] und ich hab mich dann entschieden, ja ich möchte zu der nach [Stadt] und weil da die Bahnverbindung auch besser ist.“ (Michi, Abschnitt 32)

So nutzen Anbieter*innen queerer Angebote, um über „Laufkundschaft“ hinausgehende Zielgruppen zu erreichen, ebenfalls das Informationsmedium Internet zur eigenen Werbung und besserer Sichtbarkeit:

„Die, die uns gerne finden wollen, die finden uns. Also die finden uns im Internet. Das ist der häufigste Weg, wie die Leute zu uns kommen, die geben halt irgendwie ‚Lesbisch in [Stadt]‘ ein und da kommen wir halt irgendwie an dritter Stelle und so finden die uns. [...] Die müssen ja einfach wahrnehmen, dass wir da sind und dann können sie sich den Namen merken und uns googeln und dann finden, finden sie den Weg zu uns. Und, ja. Das finde ich superwichtig.“ (Expert*inneninterview C, Abschnitt 21)

Die Recherche im Internet ist nach Expert*innenmeinung der Weg, über den junge Menschen am häufigsten auf das Angebot stoßen und dieses dann auch in Anspruch nehmen. Bedenkt man, welche Hemmschwelle es für junge Menschen sein kann, einen Raum oder Zusammenhang, der explizit an nicht heterosexuelle und/oder cis-geschlechtliche Menschen adressiert ist, zu betreten, ist es nachvollziehbar, dass diese sich zuerst ein Bild davon machen wollen, was auf sie zukommen könnte. Zum einen gilt das Internet grundsätzlich als DAS Informationsmedium der Wahl – die Informationsorientierung der Internetnutzer*innen zeigt sich in Zahlen der ARD/ZDF online Studie, wonach ca. 80 % der Befragten angeben, im Internet zu Recherchieren und sich zu informieren (Koch und Frees 2017). Zum anderen gibt der Internetauftritt queerer Angebote den potenziellen zukünftigen Nutzer*innen und Teilnehmer*innen

214 Deutschlandweit gibt es aktuell weniger als 20 Jugendzentren, die sich mit ihrem Angebot gezielt an LSBT*IQs richten (vgl. Krell et al. 2018).

die Möglichkeit, sich beispielsweise Mitarbeiter*innen oder die Räumlichkeiten virtuell anzusehen sowie sich einen Überblick über das Angebotspektrum, den genauen Standort und die mögliche Anfahrt zu machen. In dem Maße, in dem die Unwissenheit abnimmt, verringert sich auch die von den Interviewpartner*innen immer wieder beschriebene Unsicherheit vor der ersten Teilnahme. Zwar ist auch das Internet als Informationsmedium von allen und für alle heteronormativ geprägt,²¹⁵ – verhältnismäßig sind digitale queere Räume noch immer marginal – bietet jedoch den LSBT*IQ-Nutzer*innen die Möglichkeit, Informationen zu ihren Themen zu finden und nicht-heteronormative Räume zu entdecken und/oder diese selbst zu gestalten, was sich – wie Krell und Oldemeier konstatieren – positiv auf deren persönliche Entwicklung auswirken kann:

„Insbesondere über das Internet haben die Jugendlichen und jungen Erwachsenen einen anonymen und jederzeit verfügbaren Zugang zu Informationen über LSBT*Q Themen [...] Durch diese Informationen eignen sich viele Jugendliche und junge Erwachsene Kompetenzen an und bilden sich Meinungen, die ihnen bei der Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Erleben und ihrer Umwelt behilflich sind.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 14)

Digitale Medien, allen voran das Internet, haben nicht nur die Formen der Wissensaneignung, sondern auch die Art und Weise, sowie Möglichkeiten des Konsums, verändert. Wie das Internet als Konsummedium von (jungen) LSBT*IQs genutzt wird, ist Inhalt des folgenden Abschnitts.

5.3.3 *Das Internet als queeres Konsummedium*

Als eine der zentralen Funktionen, die die Befragten dem Internet zuweisen, lässt sich neben der des Informationsmediums, die des Konsummediums herausarbeiten. Dabei lässt sich des Weiteren zwischen aktiver Rezeptionsweise, wie zum Beispiel beim Erwerb von Konsumgütern per Internet, und passiver Rezeptionsweise, wie beim Anschauen diverser Videoinhalte, differenzieren. Bereits das hier an erster Stelle angeführte Beispiel des „klassischen Online-Shoppings“ zeigt eindrucklich, welche Möglichkeiten das Internet bietet bzw. welche Spielräume innerhalb heteronormativer gesellschaftlicher Strukturen es eröffnet. Dazu erzählt Kay:

„Also das war irgendwie so, glaube ich, der Punkt, wo ich das zugelassen habe und gedacht habe: ‚Na ja, okay, wenn du wirklich *Frau* bist, dann musst du da irgendwie/das musst du bearbeiten. Das musst du irgendwie lösen für dich.‘ Und, ja, dann an dem/nach dem Punkt, dann habe ich/wollte ich das ausprobieren. Dann wollte ich wissen, äh, wie das sein kann, ob das mit mir funktioniert, ob/ob ich irgendwie wirklich wie eine *Frau* aussehen kann. Und, äh... Also das waren jetzt, das ist/gehört jetzt zum/ zum/ist quasi der abschließende Moment in meiner Bewusstwerdung. Da habe ich angefangen mir Klamotten zu bestellen von OTTO,

215 Das zeigt sich auf diversen Homepages, Shoppingportalen, in Blogs, Vlogs, sonstigen Online-Videos und sozialen Medien, in Kommentarspalten, Chats, Foren usw.

habe ich mir übers Internet schicken lassen. Ich habe mir so eine Fastnachtsperücke gekauft. Und irgendwie da so ganz verschämt im Drogeriemarkt irgendwie alle möglichen Schminksachen gekauft und dann dachte ich mir: „Okay, jetzt will ich das mal sehen.“ (Kay, Abschnitt 24)

Dieses Erlebnis wird geschildert von einer Person, deren Gender Identity nicht ihrer Geschlechtszuschreibung *männlich* entspricht. Bevor sie sich dessen jedoch bewusst wurde und dies für sich als mögliche Option „zugelassen“ hat, empfand sie es für nötig, „aus(zu)probieren, (...) wie das sein kann, ob das mit mir funktioniert, ob/ob ich irgendwie wirklich wie eine *Frau* aussehen kann.“ Kay stellt damit zur Disposition, ob sich ihr Bild von „einer *Frau*“ mit ihrem Selbstbild vereinen lässt. Dabei scheint für sie, „wie eine *Frau* aussehen“ zu können, gleichgesetzt zu sein mit „*Frausein*“. Dies lässt sich als Hinweis auf die Wirkmächtigkeit der Zuschreibung von Geschlecht, auf die Sex Category (West und Zimmerman 1987), interpretieren und erklärt somit auch den Stellenwert eines gelungenen „passing“²¹⁶ für Trans*personen.

Der „abschließende Moment in meiner Bewusstwerdung“ geht mit einem digitalen, „queeren“²¹⁷ Einkaufsbummel einher, bei dem, aufgrund der Anonymität des Internets, keine bzw. eine niedrigere Hemmschwelle besteht, für ein als *Mann* gelesenes Individuum „ungewöhnliche“ bzw. gesellschaftlich als atypisch, unpassend oder *unnormale* geltende *Frauenkleider* zu kaufen. Die Face-to-Face „Gegenüberstellung“ in einem Bekleidungsgeschäft (die schon anstrengend genug ist, auch wenn gelesene Geschlechtlichkeit und Gender Identity übereinstimmen) entfällt. So kann es zu keiner direkten Infrage- oder gar Bloßstellung bzw. sonstiger negativer Kritik von Seiten eines Gegenübers, in Form einer Verkaufsperson oder anderer Kundschaft, kommen. Der Einkauf muss also vor anderen nicht gerechtfertigt und legitimiert werden. Auch (innen-)architektonische Aspekte, wie die Trennung der Geschlechter in verschiedene Abteilungen oder Etagen beschränken die Shoppenden via Internet nicht in ihren Freiheiten und Möglichkeiten. Während des Einkaufs befindet sich Kay in bekannter und sicherer Umgebung (möglicherweise in der eigenen Wohnung) und bleibt dabei anonym. Die bestellte Ware wird in neutraler Verpackung, die nicht auf die Art des Inhalts schließen lässt²¹⁸, direkt zu an die Haus- oder Wohnungstür geliefert und erst in der Vertrautheit der eigenen

216 Der Begriff des „passing“ meint im Sinne des „doing gender“ (Kessler und McKenna 1978) die notwendige Interaktionsarbeit, also die Her- und Darstellungspraktiken von Geschlechtlichkeit, die von Trans*personen, im Gegensatz zu Cis-Personen, bewusst geleistet werden muss, um als das Geschlecht gelesen bzw. (an)erkannt zu werden, als das sie gelesen und (an)erkannt werden möchten. (siehe auch Garfinkel 1967, S. 118–133 & S. 137–167).

217 „queer“ deswegen, da der Einkauf bereits als eine Art Transitionspraktik verstanden werden kann.

218 Zwar kann bei Paketen mit Aufdruck einschlägiger Konzerne darauf geschlossen werden, dass sich Kleidung in der Verpackung befindet, allerdings nicht, ob es sich beim Inhalt um Schuhe, eine Anzughose, ein Kleid oder T-Shirt handelt.

Wohnung, das Bestellte ausgepackt wird. Dass sich Kay, ihrer Erzählung nach zu urteilen, in einer Phase der Unsicherheit befand, lässt sich nicht nur davon ableiten, dass sie erst für sich selbst, sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit, „ausprobieren“ muss, ob sie „wirklich *Frau*“ ist. Auch der Kauf einer „Fastnachtsperücke“ unterstützt diesen Eindruck. Zum einen kann der Kauf einer Fastnachtsperücke ökonomisch motiviert sein. Da diese Art Perücken zur Kostümierung zu Karnevals- bzw. Fastnachtszeiten hergestellt wird, imitieren sie echte Haare nur selten und sind als Perücken zu erkennen. Material und Verarbeitung sind, im Gegensatz zu beispielsweise Echthaarperücken, die unter anderem bei Haarlosigkeit nach Chemotherapie Verwendung finden, weniger hochwertig und entsprechend preisgünstiger. Geld zu sparen, kann demnach ein Motiv beim Einkauf gewesen sein. Andererseits könnten die Gründe für das offensichtliche Kostümieren auch insofern anders gelagert gewesen sein, als dass sie der sich vollziehenden äußeren Umwandlung einen vorläufigen oder gar komischen Charakter verleihen. Auch wenn zwischen Trans*identität und Travestie ein deutlicher Unterschied²¹⁹ besteht, könnte das Tragen der Fastnachtsperücke der Situation den Ernst nehmen und in einen Moment der Travestie umdeuten. Dadurch könnte Kay den Versuch, ob sie „wie eine *Frau* aussehen kann“, sich selbst gegenüber möglicherweise legitim als bloßes Verkleiden oder „Spielen“ rechtfertigen.

Die letzte Interviewpassage, in der sie beschreibt, wie sie „irgendwie da so ganz verschämt im Drogeriemarkt irgendwie alle möglichen Schminksachen gekauft“ hat, verweist noch einmal auf die herrschende Heteronormativität, die unseren Alltag durchzieht. Als *Mann* im Drogeriemarkt Schminkutensilien einzukaufen, entspricht nicht den Erwartungen und Zuschreibungen an das geltende *Männerbild*. Entsprechend „verschämt“ war Kay während des Einkaufs und hat, da sie als *Mann* sozialisiert ist, möglicherweise auch nicht über die entsprechende Expertise verfügt, eher unsicher als versiert „irgendwie alle möglichen Schminksachen gekauft“. Hier wird noch einmal der Unterschied zum Online-Shopping, bei dem Schamgefühle nicht beschrieben wurden, deutlich. Insofern kann von einem digitalen queeren Einkaufsbummel durchaus als Bearbeitungsmodus und Bewältigungsstrategie der Situation, zwischen den Geschlechterstühlen zu sitzen, gesprochen werden, mittels dessen heteronormative Schwellen und Schranken umgangen werden können.

In einem anderen Interview thematisiert Manuel die Rezeption von Pornografie via Internet:

„Also ich habe halt wirklich dann lange mich irgendwie gar nicht im Internet beschäftigt oder so. Bestimmt bis 14, 15. Also im Sinne von, um mit ander’n Leuten in Kontakt zu treten,

219 Bei der Travestie handelt es sich um eine Kunstform, bei der sich die Künstler*innen gegengeschlechtlich kleiden, agieren und performen, allerdings besteht bei ihnen keine Dissonanz zwischen Gender Identity und Geschlechtszuschreibung.

mit Pornos schon. (...) Ich glaube, meine Bestätigung waren echt die Schwulenpornos. (Lachen) Das war einfach die Bestätigung, die finde ich attraktiv, also muss es ja so sein.“ (Manuel, Abschnitt 54)

Pornografische Videos sind im Internet frei verfügbar und für jede*n zugänglich. Internetpornos bedienen nahezu jede erdenkliche sexuelle Vorliebe und diverse Fetische, so bilden „Schwulenpornos“ nur eines von zahlreichen Genres. Diese Pluralität orientiert sich an den bestehenden sexuellen Bedürfnissen der Rezipient*innen, so steuert, wie auch in vielen anderen Bereichen, die Nachfrage das Angebot. Obgleich Tabuthema, gehört auch für Heranwachsende der Konsum von Pornografie zur ihrer Lebenswelt (vgl. Grimm et al. 2011). Als nicht ausschließlich heterosexuell begehrender junger *Mann* überhaupt die Möglichkeit zu haben, auf pornografische Inhalte zugreifen zu können, in denen nicht nur Hetero-Sex dargestellt wird, kann neben Lustgewinn und Befriedigung gar sinn- bzw. identitätsstiftend sein²²⁰. „Ich glaube, meine Bestätigung waren echt die Schwulenpornos.“ Bevor das innere Outing stattfinden kann, die nicht heteronormativ begehrende und/oder lebende Person sich also eingesteht, dass sie nicht den herrschenden Normen hinsichtlich Sexualität und/oder Geschlechtlichkeit entspricht, kann diesbezüglich große Verunsicherung bestehen. Für Manuel war die Anziehung, die er beim Anschauen der Schwulenpornos empfunden hat, „die Bestätigung (...), [es] muss (...) ja so sein“. Zudem kann die dargestellte Vielfalt von Darstellenden und Sexualpraktiken nicht nur informativ, sondern auch zuträglich für die Selbstakzeptanz sein (Döring 2013). Der Zugang zu und Konsum von innovativem bzw. alternativem „Queer Porn“, kann so als eine Art der sexuellen Selbstermächtigung für queere Heranwachsende verstanden werden und insofern durchaus subversives Potenzial beinhalten²²¹. Die Zugänglichkeit wird dabei durch das Internet, das die Videotheken der 90er-Jahre abgelöst hat, verbessert und der Konsum durch die dabei herrschende Anonymität ein Stück weit enttabuisiert. Auch hier kann also von Möglichkeiten und Strategien, heteronormativen Strukturen Alternativen entgegenzusetzen bzw. queere online Räume zu schaffen, gesprochen werden.

Als weiterer zentraler Aspekt, wird nachfolgend das Internet als queeres Kommunikationsmedium und digitaler Begegnungsraum dargestellt.

5.3.4 *Das Internet als queeres Kommunikationsmedium und digitaler Begegnungsraum*

„Eine der traumatischsten Erfahrungen für heranwachsende Homosexuelle: dem anderen nicht sagen können, was man für ihn empfindet. Auch deshalb sind Begegnungsorte, sobald

220 Zur identitätsstiftenden Wirkung der Medienrezeption siehe auch Tillmann (2008).

221 Zum subversiven Potenzial von Queer Porn siehe Koller (2015).

man von ihnen weiß und alt genug ist, um dorthin zu gehen, so wichtig. Dort ist von vorneherein klar, dass die Regeln des Selbstverständlichen außer Kraft gesetzt sind.“ (Eribon 2016, S. 163)

Ob in der Familie, im Bekanntenkreis, auf dem Weg zur Schule oder zur Ausbildung, in der Klasse, oder in der Freizeit, im Sportverein, in der Warteschlange im Supermarkt oder in der Lieblingskneipe: Im Alltag queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener bleiben nicht nur sie selbst, sondern auch andere LSBT*IQs häufig unsichtbar. Da die sexuelle Orientierung und/oder zugewiesene Geschlechtlichkeit Menschen nicht anzusehen ist²²², unabhängig davon ob sie geoutet sind oder nicht, stellt sich die Kontaktaufnahme zu potenziellen Gleichgesinnten für junge LSBT*IQs schwierig dar. Gerade diese Vernetzung kann sich jedoch förderlich auf die Identitätsentwicklung auswirken, worauf auch Krell und Oldemeier hinweisen:

„Die Kontaktaufnahme zu anderen nicht-heterosexuellen Menschen dient den Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Strategie zur Stärkung ihrer sozialen Sicherheit, Erweiterung von Unterstützungsnetzwerken und Vermeidung von sozialer Isolation.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 214)

Und auch Pfadenhauer konstatiert dem Internet eine besondere Rolle im Hinblick auf den Prozess der Identitätsentwicklung:

„Identität ist im Unterschied zum archaischen Modell heute Stück- und in gewisser Weise auch durchaus nicht immer stimmiges Flickwerk, wobei die aus Fremdwahrnehmung resultierende angenehme oder auch unangenehme Bestätigung den relevanten Faktor dafür bildet, ob die einzelnen Versatzstücke der Selbstwahrnehmung zu Identitätspartikeln avancieren. Für diese Bastelarbeit ist gerade das Internet ein besonders auf- und anregendes Medium, da es vielerlei Bequemlichkeiten bietet und ganz ungeahnte Chancen zum Spielen und Experimentieren mit sich selbst und mit anderen eröffnet.“ (Michaela Pfadenhauer 2009, S. 46)

Voraussetzung für die Kontaktaufnahme mit potenziellen Gleichgesinnten ist jedoch eine bereits angestoßene, wenn nicht gar fortgeschrittene Bewusstwerdung über die eigene sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität, wofür auch ein entsprechend verfügbarer und einschlägiger Wortschatz²²³ erforderlich ist. Zudem müssen die Kontaktsuchenden bereit sein, sich zumindest virtuell dem jeweiligen Gegenüber zu outen, also ihr nicht-heterosexuelles Begehren oder ihre Nicht-Cis-Geschlechtlichkeit explizit zu machen. Sind diese Bedingungen erfüllt und die voraussetzungsvollen Hürden damit genommen, kann die Suche nach Gleichgesinnten beginnen. Da es sich – wie eingangs beschrieben – schwierig bzw. unmöglich gestaltet, diese über deren äußere Erscheinung im Alltag zu erkennen und zudem eine reale Begegnung immer ein

222 Kessler und McKenna (1978) sprechen in diesem Kontext auch von kulturellen Genitalien.

223 Um sich selbst z. B. als „trans*“ identifizieren bzw. etikettieren zu können, bedarf es des Wissens um die entsprechende Bezeichnung. Mehr zur Selbstetikettierung und Selbstidentifikation siehe Turner et al. (1987).

potenzielles Sicherheitsrisiko²²⁴ in sich birgt, stellt das Internet eine (sichere weil anonyme) Alternative dar. Es bietet Wege und Raum, Kontakte mit anderen LSBT*IQs zu knüpfen, sich zu vernetzen und ist dabei häufig der Ort, an dem queere Jugendliche erstmals in Kontakt mit Menschen treten, die die eigenen Erfahrungen teilen, wie auch Bea in folgender Interviewpassage beschreibt:

„Also, zu/also, ich hatte überhaupt keinen Kontakt zu Homosexuellen. Ich hatte nur heterosexuelle Freunde zu dem Zeitpunkt. Und dann hab’ ich mich [bei] LESARION angemeldet, das ist ja dieses Internetportal. Und hab’ dann tatsächlich auch einfach keine Beziehung gesucht, sondern auch einfach andere Freundschaften.“ (Bea, Abschnitt 5)

Bea beschreibt im Interview eine Situation, in der sich viele queere junge Menschen befinden. Weder in der eigenen Familie noch im Bekannten- oder Freund*innenkreis gibt es jemanden, der*die sich als Gleichgesinnte identifizieren lässt – entweder da tatsächlich cis-geschlechtlich und heterosexuell oder als LSBT*IQ ungeoutet und somit als Gleichgesinnte unsichtbar. Besteht das soziale Umfeld vermeintlich nur aus Menschen, die sich in der heterosexuellen Matrix (Butler 1991) verorten und einordnen lassen, kann das Gefühle (nicht nur) von *Andersartigkeit*, (sondern auch) von Minderwertigkeit und Isolation hervorrufen oder verstärken²²⁵. Obwohl Bea berichtet, zum Zeitpunkt ihrer Anmeldung bei „Lesarion“²²⁶ einen Freund*innenkreis gehabt zu haben, der sich allerdings aus heterosexuellen Peers zusammensetzt, sucht sie über eine Plattform, die an explizit nicht-heterosexuelle *Frauen* adressiert ist, „einfach andere Freundschaften“. Auch wenn sie ausdrücklich betont, lediglich Freundschaften knüpfen zu wollen, wobei angenommen werden könnte, – im Gegensatz zur gezielten Suche nach Sexual- und/oder Beziehungspartner*innen – spiele die sexuelle Orientierung des Gegenübers eine vermeintlich nachgeordnete Rolle, scheint genau das DER zentrale Aspekt zu sein. Eben jene Abweichung von heteronormativer Sexualität und Begehren, die Bea von ihrem heterosexuellen Freundeskreis unterscheidet, ist die Gemeinsamkeit, nach der sie bei den anderen Mitgliedern auf „Lesarion“ sucht. Dabei ist die Hemmschwelle, sich an einer Unterhaltung zu beteiligen, die in einem virtuellen (Chat-)Raum bzw. Forum stattfindet oder eine Textnachricht in einem digitalen Posteingang zu hinterlassen, deutlich niedriger, als eine Person, z. B. auf

224 Da man sich selbst mit seiner Leib-Körperlichkeit in die direkte Interaktion begibt, ist man somit immer einer gewissen Vulnerabilität auf der materiellen Ebene ausgesetzt. Auch wenn dies jede*n betrifft, sind LSBT*IQs, vor allem wenn sie sich zu erkennen geben bzw. für solche gehalten werden, einem erhöhten Diskriminierungspotenzial ausgesetzt (Europäische Union 2014).

225 Zum Stellenwert sozialer Zugehörigkeit und Anerkennung im Kontext der Identitätsentwicklung am Beispiel junger Migrant*innen siehe Mecheril und Hoffarth (2006) und Riegel und Geisen (2007).

226 „Lesarion“ ist laut eigenen Angaben die größte online-Lesben-Community Deutschlands. Registrierte Mitglieder können z. B. chatten und sich in verschiedenen thematischen Foren austauschen.

offener Straße, in einem Café o. ä., direkt anzusprechen. Einen Grund hierfür nennt Andi im Interview:

„Im ICQ gab es so Chats online und da gab es auch einen Gay Deutschland-Chat. Und da bin ich einfach mal als, ja, als 15-/16-Jähriger draufgestoßen und habe da einfach mit Fremden geschrieben, das war halt anonym. Man hat sich irgendeinen Spitznamen gegeben, fertig.“ (Andi, Abschnitt 14)

In dieser Passage wird deutlich, wie unkompliziert es ist, im Internet über diverse Chaträume deutschland- oder sogar weltweit Kontakt zu anderen LSBT*IQs herzustellen. Mittels eines Pseudonyms, ohne Klarnamen oder sonstigen Angaben persönlicher Informationen und Daten²²⁷, ist es Andi möglich, sich anonym²²⁸ mit Gleichgesinnten auszutauschen. Dass es sich bei seinen Interaktionspartner*innen um Fremde handelt, denen man möglicherweise offline nie begegnen wird, senkt dabei zusätzlich Schwellen oder Hemmnisse potenzielle Tabus zu thematisieren noch weiter. Durch diese Fremdheit können gegebenenfalls negative Reaktionen auf seine Person bzw. auf seinen Avatar²²⁹ oder seine Äußerungen abgeschwächt werden. Ebenfalls die Fremdheit und Anonymität bzw. das Ausbleiben eines realen „Aufmerksamkeit-auf-sich-ziehens“ ist ausschlaggebend für Tims Entscheidung, auf diesem Weg nach Kontakten mit anderen LSBT*IQs zu suchen:

„Bewusst für diese Onlineplattformen war ein/weil ich da wahrscheinlich nicht aufgefallen bin. Weil ich da nicht die Aufmerksamkeit auf mir hatte. Würde ich jetzt einfach mal so sagen.“ (Tim, Abschnitt 37)

Er habe sich „bewusst“ für die virtuelle und somit gegen die offline-Kontaktaufnahme entschieden, da er vermeiden möchte, die Aufmerksamkeit – vermutlich unbeteiligter Dritter in der Öffentlichkeit – auf sich zu ziehen. Aufzufallen ist für Tim in diesem Kontext deutlich negativ konnotiert, offen bleibt dabei jedoch, ob er grundsätzlich mit seiner Person nicht gerne im Zentrum der Aufmerksamkeit steht oder ob es ihm darum geht, sich nicht aufgrund seiner sexuellen Orientierung erkennbar von anderen abzuheben. Nicht den gesellschaftlichen Erwartungen und heteronormativen Vorstellungen von Begehren, Geschlechtlichkeit und Geschlechterrollen zu entsprechen, birgt vor allem dann ein erhöhtes Diskriminierungspotenzial, wenn LSBT*IQs ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit offen und für andere sichtbar leben. Die eigene sexuelle Identität über die gesamte Lebensspanne hinweg immer wieder erneut in Coming-out-Situationen explizit machen und benennen zu

227 Wobei auch die Pflicht entsprechende Angaben zu machen, mit Falschangaben umgangen werden kann, z. B. Altersbeschränkungen.

228 Der Diskurs um Anonymität und Datensicherheit im Internet kann an dieser Stelle nicht vertieft werden. Einen Einblick in die Thematik geben z. B. Mitnick et al. (2018).

229 Bezeichnung virtueller Stellvertreter*innen von realen Personen.

müssen, markiert²³⁰ die Betroffenen ein ums andere Mal als *anders*. Sich einerseits zu offenbaren, damit für andere als queer erkennbar und potenziell angreifbar zu werden, ist jedoch gleichzeitig auch eine Notwendigkeit, um mit den eingeweihten Gegenübern über Erlebtes und Bedürfnisse zu sprechen, gegebenenfalls Unterstützung zu erhalten, um authentisch sein zu können und sein Leben möglichst uneingeschränkt zu leben. Die Parallelität und Ambivalenz von Risiko einerseits und Notwendigkeit andererseits, ist dabei eine Situation, die von den LSBT*IQs immer wieder individuell bewältigt werden muss. Auch, da sich das unmittelbare Risiko bei einer Kontaktaufnahme via Internet verhältnismäßig in Grenzen hält, gestaltet sich das virtuelle Kennenlernen Gleichgesinnter relativ mühelos, wie Tim nachfolgend beschreibt:

„Mhm. Es ging auch alles los bei den sozialen Netzwerken. Damals war es noch MySpace²³¹. Da war mal was. Und da hatte ich dann einfach von hetero auf homo umgeschwitcht. Und dadurch hat man dann auch schon mehrere Anfragen bekommen und hatte dann Kontakt mit Leuten, hat mit den Leuten geschrieben, auch wenn die meisten aus den USA waren. Ja, einfach mal geschrieben, wie es denen/Da hat man sich dann wirklich informiert, hat sich da mit den Themen auseinandergesetzt, wie das so ist, was die machen, wo/was gibt's im Internet, wie kann man/was gibt es noch außer MySpace. Und dann kam man relativ schnell auf ‚Gay Romeo²³²‘, da hat man sich da auch gleich ein Profil gemacht.“ (Tim, Abschnitt 23)

Abgesehen davon, dass unterschiedliche Plattformen²³³ als digitale Begegnungsräume fungieren können, zeigt sich in dieser Interviewpassage, wie unkompliziert und gewissermaßen barrierefrei sich das „Umswitchen“ von „hetero auf homo“ für Tim gestaltet. Wo im realen Offline-Alltag der queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen dem Schritt „out of the closet“ Befürchtungen vorausgehen und Diskriminierungen nachfolgen können, scheint das virtuelle Coming-out durch Mausklick kaum als Konfliktfeld erachtet zu werden. Nach dem ersten Schritt des „Umswitchens“ bedarf es, laut Darstellung von Tim, zur Herstellung von Kontakten keiner weiteren Aktivität seinerseits, da er allein durch die Statusänderung von hetero- zu homosexuell „schon mehrere [Chat- bzw. Gesprächs-] Anfragen bekommen“ hat. Durch das Akzeptieren der gestellten Anfragen kam es zum schriftlichen Austausch mit anderen, sich als „homo“ kategorisierenden, Usern²³⁴ über die jeweiligen Erfahrungen,

230 Mit dem Outing markieren Betroffene sich selbst und werden reziprok durch ihr Umfeld als LSBT*IQ markiert.

231 Internat. digitales soziales Netzwerk, wo Nutzer*innen Profile mit Fotos, Videos, Blog u. ä. einrichten können.

232 Laut eigener Angaben das größte deutschsprachige soziale Netzwerk und Kontaktportal für nicht heterosexuell begehrende *Männer** im Internet. Kommunikation findet nicht per Chat, sondern per Instantmessages statt.

233 Dabei bieten die unterschiedlichen Plattformen und virtuellen sozialen Netzwerke auch verschiedene Möglichkeiten sich auszutauschen, z. B. Chat-Formate, Foren, das Versenden persönlicher Nachrichten usw.

234 Da es keinen Klarnamenzwang gibt und auch nur wenige sonstige Kontrollinstanzen, kann es zwischen den virtuellen Personendarstellungen und den tatsächlichen Individuen vor den Bildschirmen kleinere oder auch größere Diskrepanzen geben.

gemeinsame Themen und Informationen über weitere queere Räume im Internet. Tims Aussage, sich auf diese Art und Weise „dann wirklich informiert“ und „mit den Themen auseinandergesetzt“ zu haben, deutet darauf hin, dass vorher ein gewisses Informationsdefizit bestand und eine Auseinandersetzung mit LSBT*IQ-spezifischen Themen nicht oder zumindest nicht in dem Maße stattgefunden hat. Gründe hierfür könnten sein, dass Tim in seiner Offline-Lebenswelt keine kompetenten Gesprächspartner*innen hat und/oder ungeoutet ist und eine Konfrontation bzw. negative Reaktionen auf seine Interessen und Anliegen befürchtet.

Auch in obiger Interviewpassage, lässt sich, wie schon an anderer Stelle ausgeführt, das Potenzial der Aneignung und Verbesserung von Fremdsprachkompetenzen herausarbeiten. Da von Tims virtuellen Interaktionspartner*innen „die meisten aus den USA waren“, ist es naheliegend, dass die Kommunikationen auf Englisch stattgefunden haben, was zu einem Zuwachs seiner Fremdsprachfertigkeiten in Englisch führen kann und neben dem Erlangen sozialer Ressourcen einen zusätzlichen Ressourcengewinn darstellt.

Dabei zeichnet sich zudem ein bestimmter Verlauf ab: Über MySpace „kam man relativ schnell auf ‚Gay Romeo‘.“ Während also zu Beginn die Kontaktsuche nach Gleichgesinnten noch über eher allgemeine digitale soziale Netzwerke verläuft, erschließen sich den Usern nach und nach weitere queerspezifischere Angebote, die explizit LSBT*IQ als Zielgruppe adressieren. Nachfolgend beschreibt Manuel seine ersten Schritte, Impressionen und Erfahrungen mit „Gay Romeo“, die bei ihm nachhaltig Eindruck hinterlassen haben:

„Dann hatte ich auch irgendwann mal (...) meinen ersten Freund. Fuck. Am Ende der 13. Den hab' ich über (Lachen) ‚Gay Romeo‘ kennengelernt, wie viele. (Lachen) Und das war ganz/das war ganz schön. Allgemein war ‚Gay Romeo‘ für mich voll die Hilfe, weil irgendwie/ich hab mich/man darf sich offiziell nur ab 18 anmelden bei ‚Gay Romeo‘ und ich hab mich nie getraut/so ganz viele Freunde, Freundinnen von mir waren so/Die haben sich trotzdem angemeldet, weil da halt 18 steht, aber man kann da das Alter alt machen. Aber irgendwie/ich war so/so ein richtiger Schisser und hab mich nie getraut. Und dann i/als ich dann 18 wurde, hab' ich mich mega gefreut und mich sofort angemeldet. Und hab' halt dann auch mit ganz vielen geschrieben. Das war am Anfang auch ein bisschen überwältigend erst mal, weil das war so/man taucht erst mal in eine komische Welt ab. Also, so eine/,Gay Romeo' ist schon ziemlich sexualisiert, hab ich das Gefühl. Und das hat mich am Anfang ein bisschen überfordert. Aber na ja, hab halt dann mit ein paar rumgeschrieben. Das hat auch schon mal super geholfen, dass man einfach mal Leute hatte, mit denen man auch reden konnte. Mit denen hab' ich dann auch öfters über Coming-out geredet. Und die hatten auch/Also, ich hatte, hatte viele Leute dort, mit denen ich geschrieben hab, die auch ähnliche Erfahrungen hatten.“ (Manuel, Abschnitt 17)

In der Interviewpassage erinnert sich Manuel an seinen ersten Freund, den er „wie viele“ mit eingetretener Volljährigkeit „Ende der 13.“ über „Gay Romeo“ kennengelernt hat. Aufgrund u. a. Gründen des Jugendschutzes, ist der (kostenlose) Zugang zu „Gay Romeo“ nur registrierten *männlichen** Nutzern ab 18 Jahren möglich. Da jedoch eine anonyme Registrierung möglich und üblich

ist, kann die Zugangsbarriere der Volljährigkeit relativ problemlos umgangen werden, was Manuels Freund*innenkreis, im Gegensatz zu ihm selbst, der sich als „richtiger Schisser“ bezeichnet und sich dies „nie getraut“ hat, auch so praktiziert. Welche Konsequenzen Manuel befürchtete und worin seine Ängste genau gründeten, bleibt hier offen. Ungeachtet dessen, war für ihn die Freude über das Erreichen der Volljährigkeit umso größer, da er damit Zugang zur bis dato für ihn verwehrt Plattform erhält. Nach sofortiger Anmeldung nutzt er die ihm nun offenstehenden Möglichkeiten und hat „dann auch mit ganz vielen geschrieben“. Dass seine ersten Schritte nicht abwartend und zögerlich, sondern unverzüglich und aktiv erfolgen, ließe sich darauf zurückführen, dass sich bei Manuel – zusätzlich zu seiner Neugierde, verstärkt noch durch den Reiz des Verbotenen – über einen längeren Zeitraum das Bedürfnis angestaut hat, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen. Diesem Bedürfnis nachgehend, sucht er, als er seine Chance sieht, den Austausch mit zahlreichen Kommunikationspartnern*, was für ihn „am Anfang auch ein bisschen überwältigend erst mal“ war. Mit einer Sozialisation, die geprägt ist durch die alltägliche Omnipräsenz von Heteronormativität als *Normalzustand* und Vergleichswert, wirkt die Welt, in die Manuel bei „Gay Romeo“ abtaucht, für ihn anfangs „komisch“. Verstärkt wird dieser Eindruck bei ihm dadurch, dass er „Gay Romeo“ für „ziemlich sexualisiert“²³⁵ erachtet, was ihn „am Anfang ein bisschen überfordert.“ Die anfängliche Überwältigung und Überforderung lassen sich zudem auf fehlende Expertise und Unkenntnis der geltenden Regeln zurückführen. Durch den sich entwickelnden Austausch mit anderen registrierten Mitgliedern, internalisiert Manuel jedoch Stück für Stück die bei „Gay Romeo“ herrschenden expliziten aber auch impliziten „Spielregeln“²³⁶ und entwickelt einen Grundstock an Expert*innenwissen. Dieses geht noch über das Wissen, wie die Plattform zu nutzen ist, hinaus: Manuel beschreibt, wie wichtig es für ihn war, dass er „einfach mal Leute hatte, mit denen man auch reden konnte“ und dass der schriftliche Austausch mit Menschen, „die auch ähnliche Erfahrungen hatten“ ihm „super geholfen“ hat. Konkret nennt er hier das Thema Coming-out, über das er möglicherweise zum einen in seinem persönlichen Umfeld mit niemandem sprechen kann oder möchte und/oder zum anderen, auch wenn beispielsweise im Freund*innenkreis thematisiert, er sich dem Anschein nach nicht vorstellen kann, dass seine heterosexuellen Peers sich in seine Situation

235 Dabei kann jedoch bezweifelt werden, dass queere Plattformen, wie z. B. „Gay Romeo“ verhältnismäßig sexualisierter sind als solche, über die Heterosexuelle ihre Kontakte pflegen. Mehr dazu bspw. im Sammelband von Lauffer und Röllecke (2014).

236 „Das Bild von einem Spiel ist vermutlich nicht die schlechteste Art, sich soziale Verhältnisse zu veranschaulichen. Allerdings ist es auch nicht ungefährlich. Denn von Spiel zu reden, das legt nahe, daß [sic] es am Anfang jemanden gab, der sich das Spiel ausgedacht, die Regeln festgelegt, gewissermaßen den ‚Gesellschaftsvertrag‘ gestiftet hat. Mehr noch: Damit wird suggeriert, daß [sic] es überhaupt Spielregeln gibt, das heißt explizite, meistens schriftlich niedergelegte Normen usw. In Wahrheit ist alles sehr viel komplizierter“ (Bourdieu 1992, S. 85).

hineinversetzen können. Insofern waren für Manuel die Kontaktaufnahme und der Austausch mit Gleichgesinnten über „Gay Romeo“ eine Unterstützung und „allgemein [...] voll die Hilfe“.

Auch Tim nutzt Online-Plattformen und digitale Kommunikationsdienste, um sich mit Gleichgesinnten auszutauschen und Gemeinsamkeiten zu identifizieren:

„Was aber auch immer sehr interessant war, einfach mit Leuten zu schreiben. Wie es ihnen so geht, was er macht, Gemeinsamkeiten zu finden. Ich hab’ mich auch oft nur mit Leuten getroffen, wo absolut keine Attraktivität da war, also Anziehung/beider Seiten gegenüber. Einfach nur, weil’s ’ne coole Socke war, weil sie coole Ansichten hatten, und einfach miteinander zu sprechen.“ (Tim, Abschnitt 37)

Das Suchen und Entdecken von Gemeinsamkeiten scheint dabei ein zentraler Aspekt zu sein, in dem sich LSBT*IQs von ihrem cis-/heterosexuellen Umfeld unterscheiden. Wo cis/heterosexuelle Jugendliche und junge Erwachsene ihr Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit im direkten sozialen Umfeld der Peergroup erfüllen können, suchen junge LSBT*IQs online nach diesbezüglicher Bedürfnisbefriedigung. Betonend, keine romantische oder sexuelle Motivation dabei gehabt zu haben, schildert Tim, dass ihn – nach eben dem digitalen Abgleichen auf Gemeinsamkeiten – allein die Aussicht auf gute Gespräche dazu bewegen hat, sich mit seinen Chatpartner*innen offline zu treffen, „weil’s ’ne coole Socke war, weil sie coole Ansichten hatten“. Das potenzielle Risiko (Vulnerabilität, Diskriminierungspotenzial), das Tim bei einem „live-Treffen“ mit einer ihm – bis dato – unbekanntem Person eingeht, unterstreicht den Stellenwert und die Bedeutung des Austauschs zusätzlich. Indem er betont, dass es ihm bei den Treffen nicht um Attraktivität und Anziehung geht, zeigt, dass auch im an sich immateriellen Internet, Körperlichkeit bezogen auf Schönheitsideale und -normen eine Rolle spielt, worauf auch Nina im Interview zu sprechen kommt:

„Das ist halt genau das gleiche Problem wie bei ‚Lesarion‘. Wenn halt irgendwie das Äußere schon nicht stimmt, dass Design nicht stimmt, dann spricht mich das nicht an und dann will ich das halt nicht. Dann ist da, ist da schon so ein/so eine Hemmschwelle halt irgendwie.“ (Nina, Abschnitt 9)

Ein Profilbild von sich einzustellen, das dann durch andere bewertet und beurteilt wird, zählt zum Standard der Social Media Plattformen, was das Risiko Opfer von Mobbing²³⁷, z. B. in Form von Body- oder Fat-shaming, zu werden, erhöht. Zudem verweisen Tims und Ninas Äußerungen auf eine weitere, weit verbreitete Funktion des Internets: die Nutzung zu Zwecken des Online-Datings.

Aktuelle Zahlen geben einen Hinweis darauf, welchen Stellenwert das Internet bei der Partner*innensuche hat: 2017 waren in Deutschland rund 8,6

237 Keine*r der im Rahmen der vorliegenden Studie Interviewten hat von Erfahrungen dieser Art berichtet.

Millionen aktive Nutzer*innen bei Online-Dating-Börsen angemeldet²³⁸. Die Erzählung, seine*n Partner*in im Internet kennengelernt zu haben, stößt kaum noch auf Verwunderung. Auch LSBT*IQs haben diese Möglichkeit, die das Web 2.0 bietet, für sich entdeckt und erschlossen und nutzen entweder Plattformen und Portale, bei denen die Suchfunktionen eine auf Gleichgesinnte eingegrenzte Suche ermöglichen oder explizit queere Formate, um potenzielle (Sex-)Partner*innen kennenzulernen. Im Gegensatz zu cis/heterosexuellen Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, die sich – je nach Wohnort – zwischen mehreren verschiedenen Clubs, Bars, Kneipen und Diskos entscheiden können, in denen sich das Klientel u. a. je nach Musik- und Einrichtungsstil unterscheidet, stehen LSBT*IQs deutlich weniger Infrastruktur und Räume zur Verfügung, in denen sie Menschen wie sie antreffen, die für ein Date infrage kommen. Auch in größeren Städten gibt es nur wenige queere Begegnungsräume oder z. B. regelmäßig stattfindende Partyreihen für LSBT*IQs. Gerade aufgrund dessen, dass zum einen sexuelle Orientierung und Geschlechtszuordnung im Alltag unerkannt bleiben (können) und zum anderen, durch das begrenzte Angebot für zufällige „live-Treffen“ mit Gleichgesinnten, ist das Internet bzw. die Möglichkeit des Online-Datings für LSBT*IQs besonders bedeutsam. Die folgenden Zitate verdeutlichen diesen Umstand:

„Ich habe diesen ersten Freund übers Internet kennengelernt.“ (Andi, Abschnitt 56)

„Und dann hatte ich auch kurze Zeit später, drei Monate später oder so, dann meine zweite Freundin. Die hab’ ich auch übers Internet kennengelernt.“ (Claudia, Abschnitt 37)

„Ja, ich hatte sehr schnell einen neuen Freund. (Lachen) Okay, vielleicht drei Monate oder so, sehr schnell. Den hab’ ich durch/Den hab’ ich über ‚Romeo‘ kennengelernt.“ (Manuel, Abschnitt 26)

„Und hab’ in der Phase auch meinen neuen Freund/ich hatte mehrere. Hab meinen neuen Freund getroffen. Auch/der/Das war wieder bei ‚Gay Romeo.‘“ (Manuel, Abschnitt 28)

„I: Und die hast du beide über das Internet kennen gelernt? B: Ja, die Freundin, die ich hier in [Stadt] hatte, ja.“ (Bea, Abschnitt 36)

„I: Wie habt ihr euch kennengelernt? T: Eigentlich immer übers Internet.“ (Tristan, Abschnitt 8–9)

Aus diesen Interviewpassagen geht hervor, dass es heutzutage – vor allem auch unter LSBT*IQs – üblich ist, potenzielle (Sex-)Partner*innen über Singlebörsen, Online-Partner*innenvermittlungen oder andere Portale, die als digitaler Begegnungsraum fungieren, kennenzulernen. Auch in diesem Kontext lässt sich das Internet für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene als Möglichkeitsraum beschreiben, was sich auch an Tims Antwort auf die Frage, was seine Motivation war, sich bei „Gay Romeo“ anzumelden, zeigt:

238 Quelle: Statista. <https://de.statista.com/themen/885/online-dating/>; letzter Zugriff am 30.01.2019.

„Also, primär war's dann zu einer gewissen Zeit wirklich das Daten. Einfach zum sich selbst auch austesten, was man ja die Jahre während der Pubertät nicht gemacht hatte. Das war primär mein Antrieb.“ (Tim, Abschnitt 37)

Tim beschreibt hier nicht nur seinen Beweggrund, sich auf „Gay Romeo“ zu registrieren und ein Profil zu erstellen, sondern auch, welche Funktion dies über das Dating hinaus für ihn hatte. Sich selbst zu testen, sich auszuprobieren, – auch im Kontakt zu anderen LSBT*IQs – relativ anonym, virtuell und dadurch in gewissem Maße reversibel, folgenlos und ohne Konsequenzen die sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit zu thematisieren und durchzuspielen, ist in dieser Form nur im virtuellen Raum des Internets möglich. Ungeklärt bleibt an dieser Stelle, was Tim bei seiner Aussage unter „austesten“ versteht. Meint er damit, (a) seine sexuelle Identität auf den Prüfstand zu stellen und diese durch Internetrecherche und digitalen Austausch mit LSBT*IQs entweder zu bestätigen bzw. sie zu widerlegen oder (b) das Austesten und Erkunden der Möglichkeiten als queeres Individuum? Die Gründe vernachlässigend ist allerdings davon auszugehen, dass ihm während der Pubertät (noch) keine bewusste und aktive Auseinandersetzung mit sich und seinem Begehren in der Form möglich war, wie es ihm das Internet in den verschiedensten Funktionen ermöglicht.

Das Internet ist in vielerlei Hinsicht also Möglichkeitsraum aber auch Schutzraum für LSBT*IQs. Auf die Frage, wie Tristan seine Partner*innen kennenlernt, antwortet er:

„Eigentlich immer übers Internet. (...) Ich bin auch jetzt wieder mit einem Trans*mann zusammen, ist irgendwie Zufall gewesen. [...] Und auch den und genau wie alle vorher, hab' ich übers Internet kennengelernt. Schon, weil ich grade früher extrem schüchtern im echten Leben war, hätte ich nie eine Beziehung anfangen können. Und die Tatsache, dass es eine Fernbeziehung war, hat mir auch gutgetan, weil alles andere zu viel für mich gewesen wäre. Mir hat es gutgetan, dass die meinen Körper nicht irgendwie anfassen mussten oder so, weil er mir selber unangenehm war. Und (...) auch so Dinge, wie mit denen zu telefonieren oder so, war erst Thema, nachdem meine Stimme sich geändert hatte. Vorher war es einfach nicht möglich, weil ich irgendwie online die Person sein konnte, die ich sein wollte, und das dann aber nicht mit der Realität wirklich vereinen konnte.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Das Internet spielt bei der Partner*innensuche und auch noch während bestehender Partner*innenschaften für Tristan in verschiedener Hinsicht eine zentrale Rolle. Zum einen beschreibt er, „früher extrem schüchtern im echten Leben“ gewesen zu sein. Aufgrund dieser Schüchternheit war ein erstes Date, in Form eines realen Treffens, keine Option für ihn. Ohne an dieser Stelle mehr über die Gründe seiner Schüchternheit zu erfahren, lässt sich folgern, dass für Tristan die Hemmschwellen bei der Kontaktaufnahme durch die Möglichkeit des Kennenlernens via Internet gesunken sind. Den Erstkontakt zu Beginn über das Internet herzustellen und diesen dann weiter online zu intensivieren, ohne sich dabei „live“ zu begegnen, ermöglicht es Tristan, eine (Fern-)Beziehung²³⁹

239 Mehr zu romantischen Beziehungen via Internet in Döring (2000).

einzufragen, wobei ihm seiner Überzeugung nach auch „alles andere zu viel“ gewesen wäre. Mit allem anderen kann in Tristans Fall vor allem der Aspekt der Körperlichkeit gemeint sein, der in jeder Interaktion potenziellen Verletzungen ausgesetzt ist, wie auch Judith Butler (2017) resümiert:

„Der Körper impliziert Sterblichkeit, Verwundbarkeit, Handlungsfähigkeit: Die Haut und das Fleisch setzen uns dem Blick anderer aus, aber auch der Berührung und der Gewalt; und Körper bergen die Möglichkeit, dass auch wir selbst zur Handlungsinstanz und zum Instrument all dessen werden.“ (Butler 2017, S. 41)

Allerdings gehen die Gründe für Tristans Hemmungen bezüglich romantischer Treffen im „Real Life“ über den Aspekt der physischen Vulnerabilität hinaus. Nicht (nur) die Angst davor, verwundbar zu sein oder Ablehnung zu erfahren, sondern vor allem die negative Wahrnehmung und Selbstablehnung des eigenen Körpers scheinen das für ihn gewichtigste Hindernis zu sein. Die Möglichkeit, dass seine Gegenüber ihn und seinen Körper anziehend finden und diesen nicht etwa berühren müssen, sondern berühren wollen, zieht Tristan aufgrund seines negativen Körperbildes, das aus der für ihn unpassenden Geschlechtlichkeit resultiert, nicht in Erwägung. Auch telefonischer Kontakt kommt für ihn nicht in Frage, bevor seine Körperlichkeit – hier konkret bezogen auf seine Stimme – entsprechend seines Bestrebens korrigiert wird. Das Internet verleiht Tristan somit Handlungsfähigkeit, ohne durch seine Körperlichkeit eingeschränkt zu sein. Dabei zieht er eine Differenzlinie zwischen echtem Leben und Realität im Gegensatz zur virtuellen Welt, die als solche für ihn so gar nicht existiert. Aufgrund herrschender Heteronormativität ist für Tristan das Internet der Ort, wo er authentisch sein kann, da er sich selbst, seine Körperlichkeit und Wirklichkeit „nicht mit der Realität wirklich vereinen konnte.“ Wenn Tristan zudem davon spricht, „online die Person sein [zu können], die ich sein wollte“ bzw. die er gewissermaßen bereits war und ist, bleibt fraglich, ob hier nicht die virtuelle Welt die realere bzw. die wirklichere von beiden Welten ist.²⁴⁰

Dass eine tatsächliche Trennung zwischen virtueller und physischer Lebenswelt so nicht möglich ist, zeigt sich auch anhand der Vernetzung in und der Partizipation an queerer Subkultur. Bevor allerdings die Zusammenhänge, Berührungspunkte und Schnittmengen zwischen dem Internet und queerer Subkultur herausgearbeitet werden und die analytische Trennung der zwei Sphären aufgeboben wird, liegt der Fokus im nachfolgenden Kapitel auf der

240 Dabei handelt es sich hier und im Folgenden bei der Trennung zwischen real/physisch und virtuell/digital um eine konstruierte. On- und Offline-Lebenswelten sind keine Gegensätze, sondern ergänzen sich, gehen ineinander über, lassen sich nicht (immer) trennen. Kommunikation ist, nur weil virtuell, nicht unreal, Menschen sind, nur weil nicht physisch anwesend, nicht virtuell, Sprache und Gedanken sind nicht weniger real, wenn sie über digitale Medien transportiert werden. Realität, Existenzberechtigung und Relevanz digitaler Räume sollte nicht darüber angezweifelt werden, indem man sie in Opposition zur physischen Realität setzt.

Darstellung von queerer Subkultur als Ressource für sich, auf ihren Merkmalen und Funktionen, wie sie sich im Interviewmaterial dargestellt haben.

5.3.5 „Queer Peer“ – Subkultur als Ressource

5.3.5.1 Merkmale queerer Subkultur – Queer ≠ Queer

Queere Szene ist so bunt, wie die Farben des Regenbogens. Ihre Mitglieder „que(e)ren“ alle möglichen bestehenden, sich auf Geschlechtlichkeit und/oder sexuelle Orientierung beziehenden Kategorien, ordnen sich dazwischen ein und/oder entziehen sich einer Verortung gänzlich. Insofern eignet sich „queer“²⁴¹ als Sammelbegriff für Menschen, die nicht heteronormativ l(i)eben. Wie bereits beschrieben, finden sich innerhalb queerer Subkultur mannigfaltige Individuen unterschiedlichster L(i)ebensweisen. Die Vielfältigkeit der Mitglieder geht dabei weit über deren geschlechtliche Identität und ihre sexuelle Orientierung hinaus. LSBT*IQs haben verschiedene Motivationen, den Kontakt mit Gleichgesinnten zu suchen, der Zugang zu und die Möglichkeiten, an queerer Subkultur zu partizipieren, gestalten sich unterschiedlich (z. B. je nach Infrastruktur und vorhandenen erreichbaren queeren Angeboten und Räumen), wie auch der Grad bzw. die Verbindlichkeit der Partizipation. Von ihren Mitgliedern wird queere Subkultur als Kontakt- und Singlebörse genutzt, sie formieren sich in verschiedenen Szenen, die mit einem bestimmten Lifestyle verbunden sein können, organisieren sich mit diversen Zielsetzungen in unterschiedlich stark vernetzten und strukturierten Gruppen und Vereinen, verstehen queere Subkultur als Partyszene oder/und zugleich als politische Gegenkultur. Während für die einen queere Subkultur mit einer „geschlossenen Gesellschaft“ verglichen wird, betonen die anderen die Funktion als offener, freier Raum und Schutzraum, bezeichnen sie als bunte Welt oder sogar als zweite Familie.

Je nachdem, welchem Buchstaben des Akronyms LSBT*IQ man sich (nicht) zuordnet, wie und wo man lebt und herkommt, wie alt man ist, was man sucht u. v. m., unterscheiden sich die Angebotsstruktur, die Partizipationsmöglichkeiten und die Zugänglichkeit zu queeren Räumen und queerer Subkultur stark:

„Und dann irgendwann kam der Punkt, da habe ich gedacht: ‚Ich bin alleine damit auf der Welt‘, weil ich aus einem Ort komme, aus [Stadt], ich weiß nicht, ob du das kennst. Mit 30.000 Einwohnern und da ist/redet jeder über jeden und ‚da gibt es sowas nicht‘, in Anführungsstrichen.“ (Andi, Abschnitt 28)

241 Der einst negativ konnotierte Begriff, wird nach Um- und Aufwertung (reclaiming) durch LSBT*IQs, heutzutage selbstbewusst als Selbstbezeichnung genutzt. Zur Forschungsdiskussion über „queer“ siehe Rauchut (2008).

Andi beschreibt in dieser Interviewpassage eine Situation, in der sich – darauf weisen auch die Studienergebnisse von Krell und Oldemeier (2017) hin – viele (junge) LSBT*IQs befinden. Das Gefühl, der*die einzige nicht heteronormativ L(i)ebende im direkten sozialen Umfeld oder sogar im gesamten Herkunftsort zu sein, mit den eigenen Bedürfnissen und den sich daraus ergebenden Probleme alleine zu stehen und der*die Abweichlerin unter lauter *Normalen* zu sein. Zwar weisen diverse Schätzungen und Studien über den queeren Bevölkerungsanteil darauf hin, dass dieser Eindruck täuscht und nicht die Realität widerspiegelt: Im Jahr 2016 haben sich z. B. rund 7,4 Prozent der Deutschen als LGBT identifiziert²⁴². Die Ursachen dafür, dass Andi dennoch den Eindruck hat, „alleine damit auf der Welt“ zu sein, sind u. a. die in den heteronormativen Gesellschaftsstrukturen gründende Unsichtbarkeit und Unwissenheit über LSBT*IQ (siehe Kapitel 5.2). Das Wissen darüber, dass sich jede*r Siebte in 100 Deutschen als queer identifiziert, ändert jedoch an dem entstandenen Eindruck und den sich für die betroffenen Individuen daraus ergebenden Konsequenzen, wie die gefühlte oder reale Isolation, kaum etwas.

Das von Andi beschriebene Phänomen, „Ich bin alleine damit [nicht cis-heterosexuell zu sein] auf der Welt,“ scheint in ländlichen Regionen verbreiteter zu sein, als in Großstädten oder Ballungsräumen. Laut seiner Darstellung redet in der mittelgroßen Stadt, in der Andi aufwächst, „jeder über jeden und ,da gibt es sowas nicht.““ (Andis Zusatz, „in Anführungsstrichen“, kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass er entweder bereits damals wusste, dass es „sowas“, also Menschen, die nicht gemäß heteronormativer Ordnung l(i)eben, durchaus gibt oder dies zumindest nun retrospektiv weiß.) Dies lässt zum einen die Deutung zu, dass sich in ländlichen Regionen Mitmenschen untereinander besser kennen bzw. zumindest mehr übereinander reden als in der vermeintlichen Anonymität von Großstädten. Denkbar wäre zudem, dass mit diesem angenommenen stärkeren Zusammenhalt, jedoch auch ein höherer sozialer Druck und größere soziale Kontrolle mit einhergehen. Daraus ließe sich folgern, dass es, im Gegensatz zu urbanen Regionen, auf dem Land in doppelter Hinsicht heikel ist, von der heteronormativen Ordnung abzuweichen. Einerseits wird das innere Coming-out dadurch erschwert, dass im unmittelbaren sozialen Umfeld keine realistischen Rollenvorbilder jenseits cis-heterosexueller L(i)ebensweisen präsent sind. Zudem ist die Angebotsstruktur, was z. B. queere Jugendgruppen, Jugendzentren, Beratungsstellen und/oder sonstige LSBT*IQ-spezifische Freizeitangebote und Veranstaltungen bzw. queere Räume betrifft, in ländlichen Regionen z. T. stark begrenzt und nicht ohne größeren zeitlichen und finanziellen Aufwand erreichbar. So konstatiert auch Kay: „Die Struktur ist da doch eher dünn. (Lachen) Wenn man es so im Land betrachtet.“ (Kay, Abschnitt 110)

242 Quelle: <https://de.statista.com/themen/4641/lgbt/>; letzter Zugriff 18.03.2019.

Ein weiterer Aspekt, der sich zwar sowohl auf dem Land als auch in der Stadt hinderlich auf ein äußeres Coming-out auswirken kann, ist die häufig begründete Angst, dass die sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit publik und Ziel für Diskriminierungen wird, wobei hierfür in kleineren Ortschaften, wo „jeder über jeden“ redet, das Risiko höher ist.

Wie vielfältig die Möglichkeiten für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene in größeren Städten ist, zeigt sich an Claudias Beschreibung der Angebotsstruktur der zu ihrem Wohnort naheliegenden Großstadt:

„Also, (...) was ich jetzt zum Beispiel hier finde in [Großstadt] wird relativ viel geboten, es ist relativ breit gefächert. Es gibt auch Beratung, auch anonym, wo man sich dran wenden kann. Dann gibt es, wie gesagt, diese Gruppen auch/entweder auch Gruppen, die Themen haben, über die man sprechen kann, oder auch so freie Gruppen, wie ich in eine gegangen bin. Und auch gibt es diese Sportgruppen, wo man auch diese sportlichen Aktivitäten machen kann. (...) Und/Also, ich, ich kann es jetzt halt nur so für mich sagen. Ich finde, dass das vom Angebot hier ausreichend ist.“ (Claudia, Abschnitt 45)

Innerhalb der queeren Subkultur haben sich verschiedene Organisationen und Gruppen ausdifferenziert, die auf die unterschiedlichsten Interessen von LSBT*IQs eingehen und vielfältige Bedarfslagen befriedigen. Im Interviewmaterial wurden neben Hobby-zentrierten (z. B. Sport- oder Lesetreffs) und Gesprächsgruppen (z. B. Stammtische und Selbsthilfegruppen), Beratungsstellen, queeren Partyreihen, Bars und Cafés auch Projekte angeführt, in denen sich LSBT*IQs selbst aktiv gegen bspw. Diskriminierung in Schulklassen engagieren können (z. B. SCHLAU²⁴³).

Nicht nur bezüglich der Herkunftsregion und der vorhandenen Infra- und Angebotsstruktur, damit auch dem Zugang zu queeren Räumen, unterscheiden sich LSBT*IQ-Jugendliche und (junge) Erwachsene, auch das Alter, in dem sie sich befinden bzw. welcher Generation sie angehören, kann in vielerlei Hinsicht relevant sein bzw. werden, wenn es um das innere und äußere Outing und die Teilhabe an queerer Subkultur geht²⁴⁴. Bea, die zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 20 war, beschreibt ihre Erfahrungen diesbezüglich wie folgt:

„Ich hab’ da bei, bei so einem Koch-Event mitgemacht, so. Das heißt [Koch-Event]. Da kriegt man einen Kochpartner zugeordnet und dann kocht man entweder Hauptspeise, Vorer- oder Nachspeise. Und dann wird man von jeweils zwei anderen Pärchen besucht und dann läuft man so durch [Stadt] und isst dort und isst dort das andere. Und das war lustig. Und dann hab halt auch endlich mal so die Leute/also, ich war da mit Abstand die Jüngste. Das hat mich auch so ein bisschen überrascht und da hab’ ich dann halt auch so die Leute aus dem [Verein] kennengelernt, auch so 45 aufwärts. Und dann bin ich grad/am nächsten Tag war Treffpunkt. Das ist so einmal im Monat ein/in einer bestimmten/in einer immer ver-

243 SCHLAU in Hessen siehe: <http://www.schlau-hessen.de/>.

244 Der Zusammenhang zwischen LSBT*IQ und Alter(n) wird in der deutschsprachigen Forschungsliteratur kaum thematisiert und bildet damit noch weitestgehend ein Forschungsdesiderat. Erste Schritte diese Lücke zu schließen, bezogen lediglich auf Homosexualität und Alter(n), machen Krell (2014) sowie Lottmann et al. (2016).

schiedenen Location in [Stadt]. Erst wo Abendessen und was trinken und da kann jeder hinkommen, der mag. Das ist so für die Erwachsenen. Da bin ich hin. Dann hab' ich den Alexander dort kennengelernt und der ist 27 jetzt. Mit ihm bin ich dann das erste Mal in die Jugendgruppe gegangen. Genau, also/Und in der Jugendgruppe sind ja aber/ich würde sagen, da ist der Altersdurchschnitt eher 19 oder so. Das ist mir ein bisschen zu jung so für meine Themen. Aber/ja, ich hab' mich allein nicht in die Jugendgruppe getraut. Deswegen erst so mit Alexander.“ (Bea, Abschnitt 7)

Auf der Suche nach Kontakten zu Gleichgesinnten hat Bea verschiedene Angebotsformate besucht, bei denen sich – auch wenn sie sich nicht explizit an unterschiedliche Alterszielgruppen richten – die Alterszusammensetzung der Teilnehmenden deutlich unterschieden hat. Bei dem Koch-Event, an dem Bea teilgenommen hat, war sie – obwohl keine Angaben zum Alter der Zielgruppe gemacht worden sind – die Jüngste. Auch die Mehrheit der Mitglieder des Vereins, über den eine andere Veranstaltungsreihe „für die Erwachsenen“ organisiert wird, schätzt Bea auf Mitte 40 und älter. Mit Alexander, den sie dabei kennenlernt, besucht sie zudem eine Gruppe, die ausdrücklich Jugendliche und junge Erwachsene adressiert. Den Altersdurchschnitt der Jugendgruppe schätzt sie auf ca. 19 Jahre, was Bea wiederum als „ein bisschen zu jung so für meine Themen“ empfindet. Anhand der Schilderungen wird zum einen deutlich, wie vielfältig queere Angebote sein können. Art und Inhalte der Angebote sprechen z. T. mehr oder weniger explizit Teilnehmer*innen unterschiedlichen Alters an. So kann es jedoch auch, wie Bea beschreibt, zu der Situation kommen, dass zwar Art und Inhalt des Angebots als ansprechend wahrgenommen werden, aber das eigene Alter von dem der anderen Teilnehmenden stark abweicht. Oder auch im Umkehrschluss, ein bestimmtes Angebot zwar für eine bestimmte Altersgruppe konzipiert ist, Art und Inhalt aber nicht als passend empfunden werden. Eine unterschiedliche Bedürfnislage kann, muss aber nicht vom Alter abhängig sein.

Dass es vor allem in Jugendgruppen mitunter schwierig sein kann, das Angebot so zu gestalten, dass sich alle adressierten Teilnehmenden auch angesprochen fühlen, kann an der großen Altersspanne der Zielgruppe liegen, die oft von 14 bis 27 Jahren reicht. Doch auch ältere LSBT*IQs sehen sich mit der Anforderung konfrontiert, Gleichgesinnte in einem für sie passenden Rahmen zu finden. Ob und wie sich die vorhandene Angebotsstruktur, nicht nur regional, sondern auch je nach Alter der angesprochenen Zielgruppe unterscheidet, ist bisher nicht erhoben worden, wobei sich darüber interessante Ergebnisse und neue Erkenntnisse generieren ließen.

Mit dem Alter in direktem Zusammenhang stehend können die Zeit, zu der man geboren und aufgewachsen ist, und die u. a. politischen und rechtlichen Bedingungen das Selbstverständnis von LSBT*IQs sowie deren Verhältnis zu Gleichgesinnten prägen. So kann es auch in Bezug auf die Entstehung und Entwicklung einer queeren Angebotsstruktur z. B. einen Unterschied machen, ob LSBT*IQs in einer Zeit geboren werden und aufwachsen, in der es so gut wie keine queere Sichtbarkeit gibt, queer l(i)ebende Menschen sogar strafrechtlich

verfolgt werden, oder in bereits erkämpfter (zumindest weitestgehender) Gleichstellung. Wie es sich auch in Bezug auf das Coming-out und damit auf die Zusammensetzung von entsprechendem thematisch fokussierten Gesprächsgruppen auswirken kann, welcher Generation man angehört, macht ein Ausschnitt aus dem Interview mit Kay deutlich:

„Ich denke auch, das hat so seine Gründe, weil, ähm, mittlerweile das Thema halt medial doch präsent ist. Das hat sich in den letzten zehn Jahren ziemlich geändert. Und, äh, es gibt jede Menge Blogs und, und Foren und äh/also man/Wenn man irgendwie auf das Thema kommt, dann findet man dann Anknüpfungspunkte. Und, äh, ich habe das Gefühl, dass die Leute immer jünger werden, die sich selber bewusst werden, was da mit ihnen so ist. Und, ja, das ist großartig so, weil das war halt in den 80ern und 90ern nicht so, als ich noch so jung war. Und, ähm, deswegen haben wir auch so einen Überhang von, von Leuten in meiner Generation, die sich so spät erst bewusst werden da drüber, weil die erstmal so durch/sich durchkämpfen müssen durch das, was sie über sich selbst und die Welt gedacht haben. Und, also es gibt viele, die so in den 40ern, 50ern, äh, irgendwie sich da erst bewusst werden, dann Transitionen machen und es gibt jüngere Leute, die sind viel früher mittlerweile dran. Also die die zu den Ze/äh im Teenageralter sind oder älter, die kommen viel früher auf den Trichter und machen viel früher Transition. So. Hat was mit der Zeit zu tun, in der man geboren ist.“ (Kay, Abschnitt 80)

Im Gegensatz zum übrigen Sample, in dem das Durchschnittsalter bei Anfang 20 liegt, befanden sich Kay und zwei weitere Interviewpartner*innen zum Zeitpunkt des Gesprächs bereits in ihren 40ern oder 50ern. Anhand ihrer erzählten Erlebnisse lassen sich entlang der Differenzlinie Generation deutliche Unterschiede innerhalb der queeren Subkultur herausarbeiten. Unter anderem die mediale Präsenz von LSBT*IQs (wenn auch z. T. in stereotyper und klischeehafter Darstellung) sowie die Möglichkeit der Informationsbeschaffung und Vernetzung über das Internet gab es in Kays Jugend nicht in der Form, wie es heutzutage der Fall ist. Kay zufolge haben queere Jugendliche daher heute viel früher die Chance, sich ihrer Geschlechtlichkeit und/oder sexuellen Orientierung bewusst zu werden, bzw. sich aktiv damit auseinanderzusetzen und meint: „Wenn man irgendwie auf das Thema kommt, dann findet man dann Anknüpfungspunkte“ und nennt als Beispiele einschlägige Foren oder Blogs. Im Unterschied zu gegenwärtig jugendlichen LSBT*IQs, habe sich Kays Generation, da es ihnen an (realistischen) Rollenmodellen im sozialen Umfeld und den Medien fehlte, „durchkämpfen müssen durch das, was sie über sich selbst und die Welt gedacht haben“ und waren dabei auf sich allein gestellt. Anders als heute war zudem der Möglichkeitshorizont dabei ein sehr begrenzter. All dies kann sich auf ein queeres Selbstverständnis auswirken und damit auch auf die Strukturen²⁴⁵ und Vielfalt von Angeboten. Die Möglichkeiten und Formen der Partizipation und Vernetzung in queerer Subkultur haben ebenso mit dem Selbstverständnis zu tun und dies wiederum „hat was mit der Zeit zu

245 Als Beispiel können CSDs angeführt werden: Ursprünglich rein politische Demonstration werden sie heute von einem breiten (Party-)Programm gerahmt.

tun, in der man geboren ist.“ Ob in diesem Kontext von einem Generationenkonflikt innerhalb queerer Subkultur gesprochen werden kann, müsste in weiteren gezielten Untersuchungen analysiert werden.

Bei der Analyse des Materials, ließen sich noch weitere Differenzlinien herausarbeiten, entlang derer Zugang, Zugehörigkeit und Partizipation queerer Subkultur verhandelt wird, wie auch aus dem Ausschnitt aus einem der Expert*inneninterviews hervorgeht. Nach der Zusammensetzung der queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen gefragt, antwortet Expert*in B:

„Wir haben eher Leute aus den höheren Bildungsschichten, ganz klar. Also wir haben viele Studierende, die jetzt gerade irgendwie im ersten Semester sind oder so, die hierherkommen oder Schüler*Schülerinnen in der, ähm, die jetzt irgendwie kurz vor dem Abi stehen oder so. Ja. Das (...) Das sind schon (...) viele, also ja, also wir/wir haben, wir haben wenig/wenig Leute mit Migrationshintergrund, leider.“ (Expert*inneninterview B, Abschnitt 25)

Die Einrichtung, in der Expert*in B arbeitet, verfügt über ein breites Angebotsspektrum für queere Jugendliche und junge Erwachsene, vom offenen Begegnungscafé für LSBT*IQs, über Partyabende bis hin zu begleiteten Gesprächsgruppen für eine definierte Zielgruppe unter den Besucher*innen. Trotz der vielfältigen Formate und unter der Maßgabe, allen queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, nicht nur unabhängig von deren sexueller Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit, sondern auch unabhängig von deren Bildungshintergrund oder Herkunft, einen (Schutz- und Frei-)Raum zu bieten, werden die Angebote vor allem von Leuten „aus den höheren Bildungsschichten“ wahrgenommen. Nach möglichen Gründen gefragt, warum überwiegend Gymnasialschüler*innen und Student*innen die Einrichtung besuchen, während junge LSBT*IQs aus bestimmten Herkunftsmilieus fernbleiben, wusste Expert*in B keine Antwort, was auch den Forschungsstand widerspiegelt²⁴⁶. Auch zum Zusammenhang zwischen Bildungshintergrund, sozialer Herkunft und der Lebensrealität von (jungen) LSBT*IQs klafft ebenso, wie zu den Variablen Alter und Generation, eine Forschungslücke.

In der Interviewpassage bedauert Expert*in B zudem, dass sich unter den Besucher*innen der Einrichtung kaum queere Jugendliche und junge Erwachsene mit Migrationshintergrund²⁴⁷ befinden. Dass die kulturelle Herkunft z. T.

246 So verfügten auch in der groß angelegten Studie des DJI drei Viertel der Studienteilnehmer*innen über einen hohen Bildungsabschluss und nur 16 % gaben an, einen Migrationshintergrund zu haben (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

247 Trotz der Verwendung der Kategorie „Migrationshintergrund“ ist sich die Autorin der sozialen Konstruktion von „Menschen mit Migrationshintergrund“ und den damit einhergehenden Machtwirkungen bewusst, zur sozialen Konstruktion von „Ethnie“ siehe z. B. Bednarz-Braun und Heß-Meining (2004). Wenn auch sozial konstruiert, ist die Kategorie „Migrationshintergrund“ bzw. „Ethnie“ wirkmächtig. Die Frage, ob und wie genau Interdependenzen zu sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit bestehen, bietet sich dabei als Gegenstand weiterer Forschung an. Eine der wenigen Arbeiten, die sich u. a. dieser Fragestellung widmet, siehe Thielen (2009).

großen Einfluss auf die Lebensführung (junger) LSBT*IQs haben kann, konstatiert auch Expert*in C im Interview:

„Das größte Problem für viele ist der/das Coming-out bei den Eltern. Und da kommt halt auch dieser kulturelle Hintergrund jetzt mit rein. Also, das ist ja auch bei, ich sage mal, Leuten, deren Vorfahren schon seit vielen Generationen in Deutschland leben, ist ja das Outing gegenüber der Eltern oft so das/die größte Aufgabe. Wenn man so fragt, was war denn am schwierigsten, bei vielen. Und das ist bei den Leuten mit Migrationshintergrund auch so. Aber es unterscheidet sich dann halt ein bisschen im Spektrum, glaube ich. Also, wir kriegen da erzählt, dass es auch viel Unterstützung gibt, aber es geht halt auch bis in den Bereich, dass erzählt wird, na ja, ich wurde total verstoßen, mir wird vorgeworfen, willst du jetzt deine Brüder zu Mördern machen? Also, sehr extreme, extreme Dinge, die teilweise erlebt werden.“ (Expert*inneninterview C, Abschnitt 29)

Durch die Tätigkeit im Rahmen eines Projekts, das explizit queere Jugendliche und (junge) Erwachsene mit Migrationshintergrund adressiert, hat Expert*in C die Erfahrung gemacht, dass sich die Bedarfe und Problemlagen junger LSBT*IQs, je nach deren kulturellem Hintergrund und der in der Herkunftskultur herrschenden sozialen Kontrolle unterscheiden können. Dass sich vor allem LSBT*IQs mit einem Migrationshintergrund aus Ländern mit restriktiver Gesetzgebung oder einem negativen gesellschaftlichen Bild von nicht heteronormativen L(i)ebensweisen besonders erschwerten Bedingungen konfrontiert sehen und entsprechend unter hohem Druck stehen können, ist auch ein Ergebnis der Studie von Krell und Oldemeier:

„Jugendliche und junge Erwachsene deren Migrationshintergrund mit einem Land in Zusammenhang steht, in dem nicht-heterosexuelle Lebensweisen stigmatisiert oder kriminalisiert werden, erleben sowohl ihr inneres Coming-out als auch ihre aktuelle Lebenssituation deutlich schwieriger als junge Lesben, Schwule, bisexuelle oder orientierungs*diverse Menschen ohne Migrationshintergrund.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 129)

Um allerdings weiterführende Aussagen über mögliche Zusammenhänge zwischen der Partizipation an queerer Subkultur und dem Bildungs- und Migrationshintergrund²⁴⁸ von LSBT*IQs bzw. Ursachen für potenzielle Ausschlüsse ausmachen zu können, bedarf es ebenfalls weiterer Forschung.

In den Expert*inneninterviews war noch von einer weiteren Differenzkategorie die Rede, die Zugang und Zugehörigkeit zu queerer Subkultur beeinflussen kann:

„Wir haben auch vereinzelt Menschen, die auch eine geistige Behinderung haben, die zu uns kommen, aber die fassen hier halt nicht wirklich Fuß. Einfach weil, weil das/weil die Unterschiede zu groß sind und das schwierig ist, sie zu integrieren. Weil es für unsere Leute hier auch schwierig ist, sie zu integrieren.“ (Expert*inneninterview B, Abschnitt 25)

Expert*in B beschreibt im obigen Interviewausschnitt die Gefahr des sozialen Ausschlusses für LSBT*IQs mit geistiger Behinderung. „Vereinzelt“ würden

248 Zum Zusammenhang zwischen Bildung und Migration siehe z. B. Gomolla und Radtke (2009) oder King und Koller (2009).

auch Menschen mit geistiger Behinderung die Einrichtungsangebote besuchen, aber diese „fassen hier halt nicht wirklich Fuß.“ Die Äußerung von Expert*in B lässt die Deutung zu, dass es zwar unter den Besucher*innen Unterschiede gibt und geben darf, diese dürfen jedoch nicht zu groß sein. Den Unterschied zwischen jungen LSBT*IQs mit und ohne (geistiger) Behinderung erachtet Expert*in B demnach als zu groß, um Disabled Queers „zu integrieren.“ Nicht eindeutig aus dem Zitat hervor geht, ob mit „unsere Leute“ dabei die Fachkräfte der Einrichtung oder die Besucher*innen gemeint sind, für die die Integration von Disabled Queers „auch schwierig ist“. Unabhängig davon, zeigt sich im untersuchten Forschungsfeld das Phänomen, dass geistige (möglicherweise auch körperliche) Behinderung auch unter LSBT*IQs ein Risikofaktor für sozialen Ausschluss sein kann. Wenngleich es sich beim Zusammenhang zwischen sozialer Exklusion und Behinderung um kein unbekanntes Phänomen handelt²⁴⁹, gibt es bisher kaum Erkenntnisse über die Lebenslagen queerer Menschen mit Behinderung²⁵⁰.

Bis hier konnte entlang des erhobenen Materials herausgearbeitet werden, dass Zugang zu und Partizipation an queerer Subkultur, nicht nur von (infra-)strukturellen Faktoren abhängt, sondern auch unter LSBT*IQs soziale Ausschlüsse entlang diverser Differenzlinien erzeugt und vollzogen werden. So sind auch queere Räume nicht für alle Mitglieder der queeren Subkultur gleichermaßen Frei- und Möglichkeitsräume. Um mögliche Exklusionsmechanismen sichtbar zu machen und dahingehend Reflexions- und Öffnungsprozesse anzustoßen, wäre es hinsichtlich der Perspektive für intersektionale queer-sensible Angebote wichtig, bestehende Forschungslücken zu schließen, weitere Handlungsbedarfe zu identifizieren und die erlangten Erkenntnisse in entsprechenden Empfehlungen für Wissenschaft, Politik und Gesellschaft zu formulieren. Soziale Ungleichheiten sind auch unter LSBT*IQs wirksam, weswegen „die queere Subkultur“ immer in all der Vielfalt, Komplexität, Heterogenität und Individualität ihrer Mitglieder gedacht werden muss. Neben all den Unterschieden gibt es jedoch auch zentrale Gemeinsamkeiten unter queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, die z. B. ähnliche Erfahrungen, Herausforderungen und Bedürfnisse teilen. Wie wichtig bzw. erforderlich der Austausch mit Gleichgesinnten für die Lebensbewältigung (Böhnisch 2019) und eine positive Persönlichkeitsentwicklung von LSBT*IQs sein kann, wird im nachfolgenden Kapitel aufgezeigt.

5.3.5.2 Das, was vereint – Gleichgesinnte und Akzeptanz in der Subkultur

Biografien von LSBT*IQs verlaufen unter variierenden Bedingungen ebenso verschieden und individuell, wie die von cis-Heterosexuellen. Die Bewusstwerdung der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit jedoch, auch

249 Mehr zu diesem Diskurs siehe z. B. Anhorn et al. (2008).

250 Eine der ersten und wenigen Arbeiten an dieser Schnittstelle von Kimball et al. (2018).

wenn sich diese je nach förderlichen oder hinderlichen Einflussfaktoren bei queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen in Dauer und Ausformung unterscheidet, ist ein Prozess, mit dem sich queere Individuen gleichermaßen auseinandersetzen müssen. Eine Situation, in der sich LSBT*IQs während des inneren Coming-outs dabei widerfinden können, beschreibt Bea im Interview:

„Ich dachte, ich bin der einzige Mensch auf Erden, dem es so geht, außer halt irgendwie Freddie Mercury und so. (Lachen) Ja. Das war ziemlich scheiße.“ (Bea, Abschnitt 29)

Trotz des in postmodernen Zeiten (vor allem auch medial) herrschenden Individualitäts- und Authentizitätsdrucks, ist der Wunsch nach Zugehörigkeit ein urmenschliches Bedürfnis. So lässt sich Beas Beschreibung der Situation („Das war ziemlich Scheiße“) als Reaktion auf das für sie unangenehme Gefühl „der einzige Mensch auf Erden, dem es so geht“ zu sein, verstehen und erklären. Zugehörigkeit wird indes u. a. über Ähnlichkeit ausgehandelt und hergestellt. So lassen sich die Empfindungen, falsch zu sein, sowie Einsamkeit und (z. T. selbstgewählte) soziale Isolation unter Gleichgesinnten relativieren und vermeiden. Der Stellenwert einer Bezugsgruppe für LSBT*IQs, die sich in ähnlichen Situationen befinden, die Erfahrungen miteinander teilen und von deren Mitgliedern daher erwartbar ist, dass sie einander verstehen (und eine gemeinsame Sprache sprechen)²⁵¹ wird auch am folgenden Zitat deutlich:

„Dadurch, dass man natürlich homosexuell ist, hat man gewisse Probleme, die jetzt Heteros nicht so haben.“ (Claudia, Abschnitt 47)

Eines dieser „Probleme, die jetzt Heteros nicht so haben“, das gesellschaftlich als solches konstruiert wird, ist das Coming-out, jener Bekenntniszwang²⁵², die eigene nicht-cis-heterosexuelle Identität zu offenbaren, jener Druck kundzutun, nicht der heteronormativen Ordnung zu entsprechen, sich der *Andersartigkeit* bekennen, um nicht falsch eingeordnet zu werden. Vor allem im Zusammenhang mit dem Coming-out bzw. den Coming-outs als zentrale Momente und Prozesse in queeren Biografien²⁵³ scheint der Bedarf an Gesprächspartner*innen, die sich in die eigene Situation hineinversetzen können, besonders ersichtlich, wie auch Nina beschreibt:

„Also, es ist nicht so, dass ich unbedingt danach gesucht habe, so: ‚Oh, ich brauch meinen neuen besten schwulen Freund oder so.‘ Aber es gibt tatsächlich irgendwie Anknüpfungspunkte, die halt, wenn man, wenn man Freunde hat, die hetero sind, mit denen kann man sich dann halt nicht darüber austauschen. Und das ist natürlich schon/also, es ist nicht so, dass alle meine Freunde unbedingt irgendwie queer sein müssen. Ich hab’ auch sehr viele

251 Wie wichtig es ist, überhaupt Worte zu haben, um das eigene Empfinden zu definieren siehe Kapitel 5.3.1.1.

252 Mehr dazu siehe Kapitel 2.4.5.

253 Unabhängig davon ob das queere Individuum sich für oder gegen ein äußeres Coming-out entscheidet findet eine innere Auseinandersetzung damit statt.

hetero Freunde. Aber das ist tatsächlich was, was mir so ein bisschen gefehlt hat. Grade auch beim/so in dieser Übergangsphase nach dem Coming-out.“ (Nina, Abschnitt 3)

Nina berichtet in dieser Interviewpassage, dass ihr mit ihren heterosexuellen Freund*innen „irgendwie Anknüpfungspunkte“ fehlen und es Themen gibt, über die sie sich dort nicht austauschen könne. Vor allem „in dieser Übergangsphase nach dem Coming-out“ habe sie Gesprächspartner*innen vermisst, mit denen Sie über Gedanken und Gefühle sprechen kann. Dabei bleibt offen, ob Nina lediglich antizipiert, dass ihre heterosexuellen Freund*innen sie und ihre Themen bezüglich ihrer sexuellen Orientierung nicht verstehen oder ob sie in der Vergangenheit den Austausch gesucht hat und dabei feststellen musste, dass es an gemeinsamen Anknüpfungspunkte mangelt. Unabhängig davon, ob Erwartung oder Erkenntnis, bleibt das Resultat, dass Nina der Auffassung ist, mit heterosexuellen Peers nicht über ihre sexuelle Orientierung und damit einhergehende Herausforderungen sprechen zu können. Tatsächlich kann dabei davon ausgegangen werden, dass cis-heterosexuelle und queere Jugendliche und (junge) Erwachsene, bezüglich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, unterschiedliche Erfahrungswerte und Kenntnisse haben. Als cis und heterosexuell aufzuwachsen, entspricht den gesellschaftlichen Normen. Zwar kann es auch dabei zu Irritationen oder Auseinandersetzungen mit Geschlechterstereotypen und Rollenmodellen kommen, allerdings nur in einem solchen Rahmen, dass die heteronormative Ordnung kaum erschüttert wird. Diese bleibt somit unsichtbar und unbewusst und wird von den Individuen fortlaufend reproduziert. So stellen Heterosexuelle ihre für sie als selbstverständlich, *normal* und natürlich erscheinende heterosexuelle Orientierung ebenso wenig in Frage, wie cis-Frauen und -Männer ihre Cis-Geschlechtlichkeit. Eben hier liegt der Unterschied zu LSBT*IQs, die sich in ihrer Biografie immer wieder mit der eigenen Geschlechtlichkeit und/oder sexuellen Orientierung aufgrund ihrer Abweichung von der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit auseinandersetzen (müssen). Dazu nochmals Carolin Emcke:

„Normen als Normen fallen uns nur auf, wenn wir ihnen nicht entsprechen, wenn wir nicht hineinpassen, ob wir es wollen oder nicht. Wer eine weiße Hautfarbe hat, hält die Kategorie Hautfarbe für irrelevant, weil im Leben eines Weißen in der westlichen Welt Hautfarbe irrelevant ist. Wer heterosexuell ist, hält die Kategorie sexuelle Orientierung für irrelevant, weil die eigene sexuelle Orientierung im Leben eines Heterosexuellen irrelevant sein kann. Wer einen Körper besitzt, in dem er oder sie sich wiedererkennt, dem erscheint die Kategorie Geschlecht selbstverständlich, weil dieser Körper niemals in Frage gestellt wird.“ (Emcke 2013, S. 21)

So lassen sich die (als solche auch antizipierten) Unterschiede bzw. fehlenden Anknüpfungspunkte zwischen LSBT*IQs und cis-Heterosexuellen, die Nina in obiger Interviewpassage benennt, erklären. Dass es demnach durchaus einen Unterschied macht, ob es sich beim Gegenüber um eine*n Gleichgesinnte*n handelt oder nicht, meinen auch Andi und Julian:

„Auch wenn die Leute sagen: ‚Du, du kannst machen du willst, das ist nicht schlimm,‘ ist es ja trotzdem anders, von jemandem zu hören, der vielleicht ähnliche Erfahrungen hat oder sich das vorstellen kann.“ (Andi, Abschnitt 3)

„Also, meistens, wenn dir einer sagt: ‚Ist doch nicht so schlimm‘ und du weißt genau, der weiß jetzt, wovon du sprichst und der findet es wirklich nicht so schlimm, dann ist das eine Sache, aber wenn dir einer sagt: ‚Ist doch nicht so schlimm‘ und du weißt genau, der hat keine Ahnung, was er jetzt da gerade als ‚nicht so schlimm‘ klassifiziert, dann ist es ja auch irgendwie, dann/also ich weiß nicht. Ich habe so das Gefühl gehabt, es ist so sinnlos, das anderen Leuten zu erzählen.“ (Julian, Abschnitt 56)

Ähnliche Erfahrungen zu haben, hier konkret bezogen auf das Leben als LSBT*IQ, scheint, wenn auch keine notwendige, aber zumindest hinreichende Bedingung zu sein, den/die Gegenüber als Bezugsperson bzw. -gruppe anzuerkennen. So messen Andi und Julian der Einschätzung Gleichgesinnter mehr Gehalt bei, als der (wenn auch als positiv und unterstützend intendierten) Einschätzung von cis-Heterosexuellen, da sie bei anderen LSBT*IQs ähnliche Erfahrungen und ein entsprechend größeres Verständnis voraussetzen.

Ähnliche Erkenntnisse in Bezug auf (erste) Ansprechpersonen, mit denen LSBT*IQs z. B. über ihre Empfindungen während der inneren und äußeren Coming-outs sprechen, konnten auch Krell und Oldemeier in ihrer Studie gewinnen:

„Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen suchen sich nach Möglichkeit gezielt Personen in ihrem Umfeld, von denen sie sich eine unterstützende Reaktion erhoffen bzw. erwarten. Zum Teil ist ein ausschlaggebendes Kriterium, dass die erste Ansprechperson selber nicht-heterosexuell ist.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 88)

Anderen LSBT*IQs, die aufgrund der geteilten Lebenssituation Rollenmodelle für nicht-heteronormative L(i)ebensweisen darstellen, zu begegnen und sich mit ihnen (wenn auch nicht ausschließlich) über queere Themen austauschen zu können, kann vor allem in belastenden, ambivalenten und unsicheren Phasen unterstützend sein. Eine potenziell belastende, ambivalente und unsichere Phase scheint dabei die Zeit der Adoleszenz zu sein, da im Jugendalter (Hetero-) Sexualität und (gegengeschlechtliche) Beziehungen als Themen virulent werden, wie auch Claudia nachfolgend beschreibt:

„Ja, das ist immer/es kam mir dann immer komisch vor. Halt grade auch so Beziehungssachen und so, ist halt nun mal so. Und da hab’ ich schon gemerkt, ja, wenn man dann mit einer hetero Freundin darüber spricht, die hat halt Probleme mit *Männern*. Und die konnte das dann auch zum/auch gar nicht irgendwie sich da reinversetzen. Und, und zu dem Zeitpunkt, so wo man das dann hatte, so mit/das war dann so 17, 18, wo sich das gewandelt hat. Da war ja auch, dass Sexualität und so Beziehungsprobleme, das war ja auch noch ein sehr, sehr großes Thema damals, wo/worüber man eigentlich fast nur gesprochen hat. Und ja, da hab’ ich einfach gemerkt, so, die Heteros verstehen das irgendwie nicht so. Aber andererseits, wenn die mir dann von ihren *Männern* erzählt haben, das hab’ ich auch nicht ver/ so verstanden. Also grade, weil das Thema halt zu dem Zeitpunkt schon so sehr einnehmend war, (...) hat das irgendwie dann nicht so gepasst.“ (Claudia, Abschnitt 21)

Aus dem Material lässt sich herausarbeiten, dass gerade während des Heranwachsens queeren Jugendlichen der Unterschied zu ihren cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen ins Bewusstsein tritt. Wie Claudia beschreibt, sind ihr Themen, über die sie und ihre Freund*innen im Alter von 17 oder 18 gesprochen haben, „immer komisch“ vorgekommen. Bei Gesprächen über „Beziehungssachen“, „Sexualität und so Beziehungsprobleme“, kann sich Claudia ebenso wenig in ihre heterosexuellen Freund*innen hineinversetzen, wie diese in die L(i)ebenssituation von Claudia. Dabei zählen gerade jene Themen um Körperlichkeit, Begehren und Sexualität in diesem Alter zu den die Interaktionen innerhalb der Peergroup bestimmenden und „einnehmenden“, wie Claudia beschreibt: „Das war ja auch noch ein sehr, sehr großes Thema damals, wo/worüber man eigentlich fast nur gesprochen hat.“ Auch wenn es sich um keine neue Erkenntnis handelt, dass Geschlechterordnung und Geschlechterverhältnisse während des Heranwachsens auf diversen Ebenen eine bedeutende Rolle spielen²⁵⁴ (vgl. King 2009; Flaake 2018), so ist dies für LSBT*IQs insofern besonders essenziell, da erst dadurch ein Unterschied zu cis-heterosexuellen Jugendlichen individuell wahrnehmbar und als gesellschaftlich relevant hergestellt wird.

Vom gleichen Altersabschnitt wie Claudia berichtend antwortet Manuel auf die Frage, warum sein queerer Freund*innenkreis so gut zusammenpasst:

„Weil wir (...) den gemeinsamen Feind hatten. (Lachen) Die Heterosexuellen. Nein. (Lachen) Weil wir die gleiche Geschichte irgendwie hatten. Wir ha/waren ja alle irgendwie ähnlich. Wir waren alle auf einmal/(...) wo wir 16, 17, 18 waren, auf einmal die/das Problem, wir mussten uns auf einmal wieder neu definieren. Wir mussten auf einmal jetzt herausfinden, wer sind wir eigentlich? (...) Und dass wir nicht so sind wie alle anderen. Und ich glaube, das hat mir/ja. Ich glaube, darum war das mir so wichtig, weil ich hatte halt auch hetero Freunde und wenn du/aber mit denen kannst/kann man nicht so darüber reden. Kann man nicht reden, man fühlt sich irgendwie komisch, (...) wenn man irgendwo ist. Oder man denkt/man, man hat nicht das Gefühl, dass man sich verstecken muss. Man kann nicht mit einer hetero Freundin darüber reden: ‚Hast du das Gefühl, dass du dich immer verstecken musst?‘ Wahrscheinlich gibt es da auch welche, aber das sind/aber nicht aufgrund der Sexualität. Und da wir irgendwie das, das gleiche Problem hatten, hat das uns ziemlich zusammengeschweißt/ge/geschwitten? Geschweißt.“ (Manuel, Abschnitt 100)

Mit der einleitenden Aussage über „die Heterosexuellen“ als „gemeinsamen Feind“ umschreibt Manuel – wenn auch scherzhaft gemeint – ein spezifisches Phänomen für Gruppenbildungsprozesse: die Aufwertung der Eigengruppe bzw. Ingroup, durch Abwertung der Fremdgruppe bzw. Outgroup (Tajfel 1978), in anderen Kontexten auch als „Othering“ (Velho und Thomas-Olalde 2012) bezeichnet. Durch Herabsetzung der in konkretem Beispiel Heterosexuellen, wertet Manuel die eigene queere Gruppe auf, was auch zu einer Steigerung des Wir-Gefühls bzw. der Gruppenkohäsion (Festinger 1950) beiträgt.

254 „Geschlechtsreife, Fruchtbarkeit und Sexualität werden kulturell als Zeichen des Erwachsenwerdens und zugleich mit Geschlechterbedeutungen verbunden“ (King 2009, S. 3).

Als Grund für den starken Zusammenhalt führt er an, dass die Mitglieder des queeren Freund*innenkreises, alle im Alter von „16, 17, 18“, „die gleiche Geschichte irgendwie hatten.“ Diese Äußerung präzisierend führt Manuel weiter aus, sie alle haben das „Problem, wir mussten uns auf einmal wieder neu definieren. Wir mussten auf einmal jetzt herausfinden, wer sind wir eigentlich? (...) Und dass wir nicht so sind wie alle anderen.“ Herauszufinden, dass die selbstverständliche (unbewusste) Grundannahme „ich bin heterosexuell“ nicht auf Manuel und seine Freund*innen zutrifft, stellt sie vor die Herausforderung, sich in einer heteronormativen Welt neu (und als nicht der Heteronorm entsprechend) zu definieren. So ist die Feststellung, nicht zu sein, wie die Menschen um eine*n herum, ein erster Schritt der queeren Identitätsentwicklung:

„Die Erkenntnis über ihre eigene sexuelle Orientierung erfolgt bei der Mehrheit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen über die Abgrenzung von bekannten heterosexuellen Beziehungs- und Lebensmodellen sowie mit dem Bewusstsein ‚so bin ich nicht.‘“ (Krell und Olde-meier 2017, S. 75)

Diese Erfahrung ist cis-heterosexuellen Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen fremd. Sich bewusst zu werden, nicht in die heteronormative Ordnung zu passen, aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit von Marginalisierung bedroht bzw. betroffen und einem erhöhten Diskriminierungsrisiko ausgesetzt zu sein, woraus auch das „Gefühl, dass man sich verstecken muss“ resultiert, eint und vereint LSBT*IQs und hat auch Manuel und seine queeren Freund*innen „ziemlich zusammengeschweißt“.

Nina berichtet im Interview ebenfalls von einer starken Verbundenheit, die sie gegenüber Gleichgesinnten verspürt:

„Es sind diese/dieselben Erfahrungswerte und dieselben Erfahrungswerte, die einen geprägt haben und dazu bringen, dann eine ähnliche Sichtweise auf bestimmte Themen zu haben. Also, gerade/ich hab’ das jetzt zum Beispiel letztens gemerkt, als es darum ging, dass dieser furchtbare, furchtbare Anschlag in Orlando war. Also es nach diesem Massaker im Pulse Club war. Es hat mich extrem betroffen gemacht, weil man/, weil ich tatsächlich manchmal so ein Identifikationsgefühl habe mit, mit anderen Personen einfach global gesehen. Also, mit allen, die sich so als queer identifizieren. Das hat schon so einen Einigkeitscharakter so ein bisschen. Also, dadurch empfindet man schon so ein Gemeinschaftsgefühl. Man hat einfach einen Aspekt, der einen miteinander verbindet, und es gibt einem dieses Einigkeits-, Gemeinschaftsgefühl. Und das gleiche Gefühl hatte ich mit den Anschlägen in, in Orlando. Weil ich halt das Gefühl hatte, da ist jemand von uns betroffen gewesen. Und ich hab’/ich hab’ das erfahren als eine Freundin von mir da war. Und die konnte überhaupt nicht verstehen, warum ich so/warum mich das so extrem betroffen gemacht hat. Also, nicht in diesem Umfang. Ich hab’ mich wirklich/das hat mich enorm runtergezogen, das hat mich sehr, sehr betroffen gemacht. Und sie konnte nicht so richtig nachvollziehen, warum mich das jetzt persönlich so getroffen hat. Und ich glaube, wenn, wenn sie jetzt queer gewesen wäre, die hätte das noch eher nachvollziehen können. Und das ist halt so ein bisschen/in der Community hat man halt einfach Leute, die ähnliche Erfahrungen einfach gemacht haben und die, die ähnlich geprägt sind und eine ähnliche Sichtweise haben. Wie gesagt, das ist nur ein Aspekt von vielen von mir und deswegen hab’ ich ja zum Beispiel auch andere Interessen.“

Also das ist ein Aspekt von vielen, aber es ist halt ein wichtiger Aspekt, würde ich sagen.“ (Nina, Abschnitt 29)

Nina begründet das Gefühl von Einigkeit, wie auch Manuel, mit den geteilten Erfahrungen bzw. „Erfahrungswerten“, aufgrund der nicht in die heteronormative Ordnung passenden sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit der queeren Subkulturmitglieder. Ereignisse und Erlebnisse, die queere Jugendliche und (junge) Erwachsene im Verlauf ihrer Biografie machen, würden eine*n prägen und bei LSBT*IQs „eine ähnliche Sichtweise auf bestimmte Themen“ hervorbringen. Nina führt als Beispiel einen Anschlag auf den queeren Nachtclub „Pulse“ im US-amerikanischen Orlando, Florida an²⁵⁵. Die über 100 Opfer des Hassverbrechens, waren Club-Besucher*innen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit erschossen oder schwer verletzt worden sind und das, an einem für LSBT*IQs vermeintlich sicheren Ort.

„Das Typische an Terroranschlägen ist, dass sie Menschen treffen, die zur falschen Zeit am falschen Ort sind. In Orlando war das anders. Die Menschen waren am richtigen Ort, sie waren genau da, wo sie sein wollten. Und genau deshalb wurden sie zu Opfern.“ (Kram 2018a, S. 97)

Nina habe der Vorfall „extrem betroffen gemacht“, da sie Menschen gegenüber, „die sich so als queer identifizieren“ ein globales Identifikationsgefühl verspüre. Obwohl sie die Opfer nicht kennt und der Anschlag sich in den weit entfernten USA ereignet, empfindet sie mit LSBT*IQs weltweit, damit auch mit den Betroffenen, ein „Einigkeits-, Gemeinschaftsgefühl“. Eine nicht-heteronormative sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit beschreibt sie dabei als den „Aspekt, der einen miteinander verbindet“. Dieses „Wir-Gefühl“, das in der Sozialpsychologie auch als Gruppenkohäsion bezeichnet wird, ist umso stärker, je homogener die Gruppe ist, also je mehr Gemeinsamkeiten die Gruppenmitglieder miteinander haben. Da, wie auch Nina ausführt, eine von der heteronormativen Ordnung abweichende sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit zwar nur „ein Aspekt von vielen“ eines Charakters bzw. einer Identität ist, ermöglicht dieser Aspekt ihr dennoch die Identifikation mit den Anschlagsoffern, denn „es ist halt ein wichtiger Aspekt.“ Damit lässt sich auch erklären, dass sie „das Gefühl hatte, da ist jemand von uns betroffen gewesen“, weswegen sie das Attentat „persönlich so getroffen hatte“. Als sie diese Betroffenheit gegenüber einer cis-heterosexuellen Freundin, in deren Gegenwart sie von dem Anschlag erfährt, zeigt und äußert, kann diese nicht nachvollziehen, warum das Ereignis Nina „in diesem Umfang“ so „enorm runtergezogen“ hat. Aus dem Kontrast zu ihren eigenen Empfindungen und dem Unverständnis der Freundin folgert Nina, dass diese sich aufgrund ihrer Cis-Heterosexualität nicht in gleichem Maße mit den queeren Opfern identifizieren

255 Bericht auf queer.de: https://www.queer.de/detail.php?article_id=26331; letzter Zugriff am 03.03.2019.

oder in die Situation von LSBT*IQs allgemein hineinversetzen kann. Nina zufolge verhielte sich dies anders, wäre ihre Freundin Mitglied der LSBT*IQ-Subkultur. Dann würde auch sie das Wir-Gefühl, das Nina beschreibt, verspüren und „eher nachvollziehen können“, welcher Einschnitt das Attentat auf einen vermeintlich sicheren queeren Raum, nicht nur für die queeren Opfer, sondern für LSBT*IQs weltweit bedeutet. An diesem Beispiel zeichnet sich die Differenzlinie zwischen LSBT*IQs und cis-Heterosexuellen deutlich ab, was Kram, bezogen auf die öffentlichen (Nicht-)Reaktionen auf das Attentat, wie folgt pointiert:

„Nicht nur Kanzlerin Angela Merkel, Bundespräsident Joachim Gauck, sondern auch fast die komplette nicht-queere Öffentlichkeit weigerte sich damals, das Attentat als das zu benennen, was es war: ein Anschlag, der sich explizit gegen LGBTI* richtete. In den Tagen nach dem Anschlag gab es nur wenige überzeugende wahrnehmbare Zeichen des Verständnisses für den Schock der Community, nur wenige Gesten der Solidarität.“ (Kram 2018a, S. 99)

So spiegelt die Situation, die Nina mit ihrer Freundin erlebt, wie viele andere (Alltags-)Situationen auch, einmal mehr die (subtile) Wirkmächtigkeit der Heteronormativität.

Wahrzunehmen und widergespiegelt zu bekommen, dass man im Vergleich mit dem sozialen Umfeld als *anders* definiert wird und in gewisser Hinsicht nicht dazu gehört, kann bei den Betroffenen verschiedene Reaktionen hervorrufen. Neben der Verdrängung, Vermeidung, Verzicht oder sozialem Rückzug (vgl. Krell und Oldemeier 2017) kann eine Strategie, die Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit aufrecht erhält, die Suche nach einer Bezugsgruppe sein. Unter Gleichgesinnten erhoffen sich LSBT*IQs – wie entlang der Ausschnitte aus den Interviews mit Nina, Andi und Claudia aufgezeigt – Gemeinsamkeiten, die ein gegenseitiges Verstehen ermöglichen. Einen weiteren Aspekt spricht Kay im Interview an:

„Also zunächst habe ich ja irgendwie (...) Ich wollte mal so Leute kennenlernen, wie/so Trans-Leute, so. Weil ich kannte ja/hatte überhaupt keinen Vergleich, so.“ (Kay, Abschnitt 32)

Die von Kay beschriebene Erfahrung, im persönlichen (z. T. auch medialen) Umfeld keine anderen LSBT*IQs zu (er-)kennen teilen viele LSBT*IQs. Auch aus mehreren Studien (Europäische Union 2014; Krell et al. 2018; Krell und Oldemeier 2017) geht hervor, dass queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen realistische Rollenmodelle und positive Vorbilder, fern von Stereotypisierungen und Klischees fehlen, an denen sie sich orientieren können. Wären diese sichtbar, würden sie eine Identifikationsfolie bieten, die vor allem auch im Prozess des inneren Coming-outs die Selbstakzeptanz fördern und die Identitätsarbeit unterstützen würde. So ist auch nachvollziehbar, dass Kays Motiv für die Suche nach Gleichgesinnten eben jener Wunsch ist, „mal so Leute kennen[zu]lernen, wie/ so Trans-Leute.“ Der Austausch mit anderen

Trans*personen gibt Kay – die bis dato „überhaupt keinen Vergleich“ hatte, der jedoch nötig ist um sich und seine Identität zu verorten – die Möglichkeit, sich entweder von diesen abzugrenzen oder aber mit ihnen zu identifizieren und in ihnen eine Bezugsgruppe zu finden. Zu sehen, „es gibt noch andere wie mich,“ kann demnach in der durch Unsicherheiten, Ambivalenzen und auch Ängste geprägten Zeit des inneren und äußeren Outings für LSBT*IQs sehr bedeutsam und unterstützend sein. In diesem Kontext sprechen Krell und Oldemeier auch von der Funktion der „Entdramatisierung“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 58) von queeren L(i)ebensweisen.

Auch Michi beschreibt im Interview das Bedürfnis unter Gleichgesinnten zu sein und begründet dieses wie folgt:

„Es ist so, dass man eben da Leute braucht, die sind wie man selbst in der Hinsicht, die dann eben auch die Probleme besser nachvollziehen können. Deswegen habe ich mir erhofft da Freunde zu finden, Anschluss zu finden auch ähm ja einen Raum zu finden, wo man sich geborgen fühlt, wo man ebenso sein kann wie man ist.“ (Michi, Abschnitt 36)

Mit Themen und Problemen seine sexuelle Orientierung betreffend, fühlt sich Michi in seinem cis-heterosexuellen sozialen Umfeld unverstanden bzw. antizipiert, von diesem nicht verstanden zu werden und vermeidet deswegen den Austausch über diese. Bei Menschen, „die sind wie man selbst in der Hinsicht“, also anderen LSBT*IQs, erwartet er in Interaktionen, in denen es um seine Erfahrungen, Bedürfnisse oder auch Befürchtungen als schwuler *Mann* geht, Verständnis und Unterstützung. Weiter hofft Michi, auf dieser Basis Freundschaften und „Anschluss zu finden“ und einen Raum, „wo man sich geborgen fühlt, wo man eben so sein kann, wie man ist.“ Geborgenheit, damit auch Nähe und Vertrautheit, sind Grundelemente enger sozialer Beziehungen, wie sie zwischen z. B. Familienmitgliedern, engen Freund*innen oder Partner*innen bestehen. Der Umstand, dass Michi ein Bedürfnis danach offen formuliert, gibt Hinweise darauf, dass es ihm in seinem persönlichen Umfeld und in seinen Beziehungen daran mangelt. Grund hierfür könnte – um Michis Äußerungen weiter zu folgen – sein, dass er dort nicht so sein kann, wie er ist (z. B. aus Angst vor negativen Reaktionen bzgl. seiner sexuellen Orientierung). Von queerer Subkultur bzw. anderen LSBT*IQs erhofft sich Michi demnach neben Verständnis, Zugehörigkeit und Sicherheit bzw. (Rück-)Halt und Geborgenheit, auch Akzeptanz und Anerkennung, die ihm in heteronormativen Kontexten verwehrt bleiben.

Gleichgesinnte zu finden und Gemeinsamkeiten festzustellen, ist ein Prozess mit Bindungswirkung. Dabei müssen jedoch mehrere Stufen und teilweise auch Hürden genommen werden, sowohl intraindividuell als auch interindividuell. Nachdem queere Jugendliche und (junge) Erwachsene – immer auch in Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt – die Bewusstwerdung ihrer, nicht der heteronormativen Ordnung entsprechenden, sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit durchlaufen haben, wächst – wie auch im

Modell von Cass als Identitätstoleranz und -akzeptanz beschrieben – das Bedürfnis des Er- und Auslebens queerer Praktiken. Dies wiederum führt zur Entwicklung von Strategien, wie die Kontaktaufnahme mit Gleichgesinnten, um potenzieller sozialer Isolation aufgrund der als solche etikettierten *Andersartigkeit* vorzubeugen. In der nachfolgenden Interviewpassage schildert Andi seine ersten Schritte und Erfahrungen in der queeren Subkultur:

„Ich war dann mit, äh, mit Freundinnen hauptsächlich ab und zu mal auf der [Szene-Party in Stadt]. Aber das war halt irgendwie komisch, weil ich da halt niemanden kannte. Und auf einmal in so einer Welt war, die für mich halt komplett neu war (...) und weil es für mich auch ein bisschen Überforderung war, so viele *Jungen* und *Mädchen* rumknutschen zu sehen. Weil davor habe ich ja sehr (...) trotzdem sehr heteronormativ gelebt. Ich hatte zwar einen Freund, aber um mich rum war ja alles hetero. Wirklich alles. Und ich habe da auch nichts infrage gestellt, ne, so. Und dann bin ich auf diese Partys und dachte so: ‚Oh, das ist ja eine Welt, die kenne ich überhaupt nicht.‘ (...) Ich rutsche da gerade so rein in die Szene. Ja, ich habe gerade/Ich merke gerade, ich (...) Es gibt noch was anderes außer das, was ich kenne.“ (Andi, Abschnitt 56)

Andi berichtet, als Beginn seiner Erkundung der queeren Subkultur mit Freundinnen eine Szene-Party besucht zu haben. Dass er die Veranstaltung in Begleitung und nicht ohne seine Freundinnen besucht hat, weist auf Hemmschwellen hin, sich allein in neue Räume unter unbekannte Menschen zu begeben²⁵⁶. Dabei bietet sich ein Party-Format für erste unsichere Schritte auf neuem Terrain in besonderer Weise an: Anders als bei Stammtischen oder anderen Gruppenangeboten, hält sich die nötige Überwindung, sich im verhältnismäßig unverbindlichen Party-Kontext, in dem man anonym und passiv die Beobachter*innenposition einnehmen kann, in Grenzen hält. Dennoch war der Party-Besuch für Andi „halt irgendwie komisch“, zum einen, weil er die anderen Besucher*innen nicht kannte, zum anderen – den weiteren Ausführungen zufolge der ausschlaggebendere Grund – aufgrund der Diskrepanz zwischen seiner heteronormativen Sozialisation und der Situation bzw. der „Welt“, die sich ihm auf der Party eröffnet. Bei seinen ersten Partybesuchen war die queere Subkultur für Andi eine Welt, „die für mich halt komplett neu war“. „So viele *Jungen* und *Mädchen* rumknutschen zu sehen,“ war für ihn eine „Überforderung“, die er sich selbst darüber erklärt, dass dies im Widerspruch zu seinem bisherigen Leben und Erleben steht: „Um mich rum war ja alles hetero“. Obwohl er selbst nicht heterosexuell begehrt und zu diesem Zeitpunkt in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebt, habe er an den (begrenzenden) heteronormativen Strukturen und auch an deren Legitimität „nichts infrage gestellt“ und ist entsprechend von der queeren L(i)ebensrealität, der er sich auf seinen

256 Ein Angebot oder die Mitglieder einer Gruppe, die man das erste Mal besucht, nicht zu kennen, wird im Interviewmaterial immer wieder als Hemmschwelle und Barriere beschrieben: „Das ist natürlich alles noch mal so ein/sehr aufregend und ein bisschen beängstigend. Nicht, weil man denkt, dass man irgendwie so abgelehnt wird, sondern halt einfach, weil es neu ist“ (Nina, Abschnitt 27).

ersten Szene-Partys konfrontiert sieht, überwältigt. Erst durch den Besuch der Szene-Partys und die Bewältigung der Inkongruenz, zwischen seinem bisher geführten Leben, dass er als nicht-heterosexuell begehrender *Mann* „trotzdem sehr heteronormativ gelebt“ hat und dem Erleben des Möglichkeits- und Freiraums queerer Subkultur, erschließt sich Andi eine neue Welt jenseits der heteronormativen Ordnung. Sich in dieser neuen unbekanntem Welt, in die Andi dann sukzessive „rein rutscht“, zu orientieren, die für sich passenden Angebote und (s)einen Platz bzw. auch sich selbst zu finden, ist die nächste Stufe, auf dem Weg der Etablierung in queerer Subkultur, was Kay wie folgt beschreibt:

„Und habe dann irgendwie so versucht, meinen eigenen Stil zu entwickeln und bin ich dann auch so auf die Selbsthi/auf die Selbsthilfegruppentreffen. Und das war auch total empowernd so, dass da/da saßen dann 20 Trans-Leute am Tisch, so und ich dachte mir so: Wow, die sind alle so wie ich! (Lachen) Und manche sind sogar noch ein bisschen schräger als ich und manche sind/ha/sind sehr eigen und auf der anderen Seite haben wir aber alle Verbin/Verknüpfungspunkte. Wir haben alle dieses, ‚Wir müssen erstmal rausfinden, wer wir sind und dann versuchen wir das umzusetzen‘. Also es war sehr verbindend.“ (Kay, Abschnitt 34)

Auf der Suche nach dem eigenen Stil, wie sie es beschreibt und dem Wunsch, sich mit Menschen auszutauschen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden und ebenfalls das Bedürfnis haben, darüber mit Gleichgesinnten zu sprechen, nimmt Kay an organisierten Selbsthilfegruppentreffen teil. Das Gefühl in einem Kreis von 20 Trans*personen an einem Tisch zu sitzen und die Erkenntnis, „die sind alle so wie ich!“ beschreibt sie als „total empowernd“²⁵⁷. Die (Wieder-)Aneignung von Selbstbestimmung, Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit setzt einen vorausgehenden Mangel dieser Fähigkeiten voraus, welcher als Resultat heteronormativer Effekte in queeren Lebensverläufen erklärt werden kann (siehe Kapitel 5.2). Darin und in der Herausforderung, „erstmal raus[zu]finden, wer wir sind und dann versuchen wir das umzusetzen,“ sieht Kay die Gemeinsamkeit, die sie als „sehr verbindend“ beschreibt. Dies ist ein weiterer zentraler Unterschied zu cis-Heterosexuellen, die sich und die heteronormative Welt um sich herum im Laufe der Identitätsentwicklung – zumindest bezüglich der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit – nicht grundsätzlich in Frage stellen und einen (neuen) Platz darin finden müssen. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung jener verbindenden „Verknüpfungspunkte“ erkennt Kay sowohl Unterschiede unter den Trans*personen sowie Unterschiede zwischen ihr selbst und den anderen Gruppenteilnehmenden. Dass diese durchaus „sogar noch ein bisschen schräger“ und zum Teil „sehr eigen“ sind, könnte Kay dabei vermitteln, in dieser Gruppe Gleichgesinnter dennoch individuell und authentisch, also so wie man sich fühlt, wie man ist und wie man sein möchte, auch sein zu dürfen. Die Gruppenmitglieder können

257 Herriger definiert diesen Begriff wie folgt: „Empowerment – auf eine kurze Formel gebracht – ist das Anstiften zur (Wieder-)Aneignung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Lebens“ (Herriger 1991, S. 222).

so als realistische Rollenmodelle fungieren. Diese impliziten Botschaften und der Eindruck, den sie durch die Selbsthilfegruppentreffen gewinnt, stehen somit im Kontrast zu den (z. T. Diskriminierungs-)Erfahrungen, die queere Jugendliche und (junge) Erwachsene im Alltag sonst so häufig machen. Nicht alleine und falsch zu sein, sondern unter Gleichgesinnten, an denen man sich in diversen Situationen orientieren kann und die eine*n nicht trotz, sondern wegen der eigenen gesellschaftlich definierten *Andersartigkeit* anerkennen und akzeptieren, muss demnach für LSBT*IQs enorm entlastend und unterstützend sein. Gleichgesinnte bzw. die queere Subkultur fungiert somit als wichtige soziale Ressource.

Entlang des nachfolgenden Interviewausschnitts aus dem Gespräch mit Tristan lässt sich herausarbeiten, wie wertvoll Gleichgesinnte als „Ga(y)tekeeper“ bereits vor dem bzw. für den Eintritt in die queere Subkultur sein können:

„Ich kannte am Anfang ja nicht so viele Leute. Ich hab’ mich dann mit einem angefreundet, der ist mit mir auf die [queere Party] gegangen. Allein über ihn, der hat mich allen vorgestellt, dann hatte ich ganz viele neue Bekannte. Und egal, wenn ich dann einen von denen irgendwo sehe, stellen die mich dann wieder neuen Leuten vor. Und das ist schon eine Community, auf jeden Fall.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Bei den ersten Schritten in die queere Subkultur können queere Ga(y)tekeeper behilflich sein, Zugänge herzustellen und zu erleichtern. Tristan schildert, „am Anfang ja nicht so viele Leute“ gekannt zu haben. Das Kennenlernen erleichtert hat ihm die Freundschaft zu einem bereits in der queeren Subkultur etablierten Gleichgesinnten. In seiner Begleitung besucht Tristan eine queere Party, auf der er dem Bekanntenkreis des Ga(y)tekeepers vorgestellt wird, die ihn „wieder neuen Leuten“ vorstellen. Über dieses Schneeballprinzip entsteht um Tristan herum ein Netz aus neuen Bekannten und Freund*innen, sozusagen aus „queer Peers“, in denen er eine „Community“ sieht, also eine Gemeinschaft, geprägt durch das Gefühl von Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit.

Neben Zugehörigkeit und Partizipation, lässt sich aus den Interviews herausarbeiten, dass Anerkennung ein weiterer zentraler Aspekt ist, den LSBT*IQs in einer heteronormativen Gesellschaft vergebens suchen und häufig erst im Kollektiv Gleichgesinnter finden, worauf auch der Wunsch, den Tristan im Interview äußert, hindeutet:

„Ich wollte nur einen Raum haben, wo ich ich selbst sein kann.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Aufgrund der Alltagserfahrungen von LSBT*IQs (siehe z. B. Kapitel 5.1) ist die Anspruchshaltung an queere Angebote und Räume scheinbar eine vergleichsweise niedrige: So wünscht sich Tristan lediglich einen Raum, „wo ich ich selbst sein kann“, den es für ihn demnach bisher nicht gibt. Weder seine Familie, seine Freund*innen noch die Schule scheinen für Tristan Umfelder zu sein, in denen er sich angenommen und akzeptiert fühlt. So schildert auch Andi ein ähnliches Bedürfnis:

„Ich brauche das Gefühl (...) ich brauche das Gefühl, nicht immer/nicht immer eine Minderheit zu sein. Was, glaube ich, jeder Mensch irgendwo sucht, dieses Gefühl, automatisch, auch in Alltagssituationen.“ (Andi, Abschnitt 62)

Das Gefühl zu brauchen, „nicht immer eine Minderheit zu sein,“ lässt den Rückschluss zu, dass einer Minderheit anzugehören, als Belastung empfunden wird, worauf auch verschiedene Studien verweisen. Diese liefern u. a. Hinweise auf eine erhöhte Gefährdung der Gesundheit von LSBT*IQs (Dennert 2005; Dennert 2006; King et al. 2008). Einen Erklärungsansatz bietet hier das Minderheitenstressmodell nach Meyer (2003), demnach gesellschaftliche Minderheiten spezifischen und besonderen Belastungsfaktoren, dem danach benannten „Minderheitenstress“, ausgesetzt sind. Damit lässt sich auch der Wunsch Tristans und Andis Bedürfnis erklären. Die Zugehörigkeit zu und Partizipation an queerer Subkultur kann LSBT*IQs demnach unterstützen, die erhöhte Belastung zu bewältigen:

„Insbesondere der Zugang zur Community ermöglicht es, dort soziale Unterstützung und Zugehörigkeit zu einer Peergroup zu erfahren sowie von den Umgangsweisen und Coping-Strategien anderer zu lernen und zu profitieren.“ (Göth und Kohn 2014, S. 30)

Wie positiv die Gesellschaft von Menschen, die die eigenen Erfahrungen teilen, wahrgenommen wird, lässt sich aus Michis Schilderung ableiten:

„Das war eine freundliche Atmosphäre. (...) Man konnte sich einfach wohlfühlen und ich war auch einfach/allein schon, dass es noch genügend andere gibt, die genauso das Bedürfnis hatten, sich eben jetzt mit anderen zu treffen und eben in einem Raum zu sein, wo man sich eben auch austauschen kann und ganz so sein kann wie man ist.“ (Michi, Abschnitt 40)

Im Interviewausschnitt beschreibt Michi die Atmosphäre bei einem Treffen mit anderen jungen LSBT*IQs als freundlich, in der er „sich einfach wohlfühlen“ konnte. Die Erkenntnis, dass er nicht allein mit dem Bedürfnis steht, sich mit Gleichgesinnten zu treffen und auszutauschen und noch andere, wie er, einen Raum suchen, wo man „ganz so sein kann wie man ist“, kann ein Wir-Gefühl erzeugen, welches wiederum identitätsstiftend sein kann.

Findet man dann in der neuen Bezugsgruppe (s)einen Platz und etabliert sich, verfestigt sich auch das (anerkennde) queere soziale Umfeld:

„Und, und dann hat sich das halt auch irgendwie so gewandelt, weil man stellt halt fest, dass man dann jetzt als Homosexueller nicht mehr so viel Gemeinsamkeiten mit Heterosexuellen hat. Schon auch, aber dass es halt einfach mit Homosexuellen besser passt. Auch von den Gesprächsthemen und so. Und das ist halt von Anfang an klar, man muss es nicht noch thematisieren so und das war für mich halt auch ein Vorteil, wo ich mir gedacht hab: ‚Das ist eigentlich echt gechillter unter so Leuten.‘ Weil das nicht so zum Thema gemacht wird, sondern du sprichst über ganz alltägliche Sachen, ohne dass du das erstmal erklä/dich da erklären musst. Und deshalb ist es auch so, dass sich das halt dann auch komplett gedreht hat. Diese ganzen Heterofreunde, mit denen hatte man dann keinen Kontakt mehr, und hatte halt auch/eigentlich so, sag ich mal, 95 Prozent der Bekannten und Freunde hat dann halt auch aus Homos bestanden. Und, ja. Da war es dann.“ (Claudia, Abschnitt 19)

Claudia schildert im Interview, wie sich Freundschaftsverhältnisse und -beziehungen allmählich gewandelt haben. Während sie immer mehr Gemeinsamkeiten mit LSBT*IQs wahrnimmt, werden ihr die Unterschiede zu cis-heterosexuellen Freund*innen bewusster. „Dass es halt einfach mit Homosexuellen besser passt,“ macht sie auch daran fest, sich und die eigene sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit gegenüber Gleichgesinnten nicht erklären oder zum Thema machen (lassen) zu müssen. Auch aufgrund dieser Selbstverständlichkeit empfindet Claudia es „eigentlich echt gechillter unter so Leuten,“ die wie sie, nicht in die heteronormative Ordnung passen. In der Folge verfestigen und häufen sich ihre Beziehungen zu LSBT*IQs, während die Kontakte und der Austausch mit cis-heterosexuellen Freund*innen abnehmen bzw. abbrechen, sich also Claudias Freund*innenkreis „komplett gedreht hat,“ bis sie kaum noch „Heterofreunde“ hat und „95 Prozent der Bekannten und Freunde hat dann halt auch aus Homos bestanden.“²⁵⁸ Diesen Vorgang der Entfremdung denjenigen gegenüber, die als *normal* gelten, beschreibt auch Goffman (Goffman 1967). Dieser Prozess, das Streben nach Umgang mit seinesgleichen, diene als Möglichkeit, um die vielschichtigen Belastungen aufgrund des durch die Gesellschaft zugeschriebenen Stigmas – im konkreten Fall als LSBT*IQ – abzubauen. Die Selbstverständlichkeit, mit der queere Menschen mit ihrer eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit und der ihres Gegenübers umgehen, vermittelt LSBT*IQs ein in heteronormativen Kontexten unbekanntes Gefühl von *Normalität*, wie auch Bea ausführt:

„Mir tut es unglaublich gut. So das ist/also, ich liebe ja meine ganzen Hetero-Freunde, wirklich. (...) Jetzt, jetzt muss ich den Satz irgendwie mit einem ‚aber‘ weitermachen, aber ich will das eigentlich nicht. Aber es gibt halt einfach Themen, die ich da mit meinen/also, lustigerweise habe ich jetzt ganz viele schwule Freunde oder einige schwule Freunde, also gar nicht mal Mädels, aber das ist eigentlich auch egal so. Aber, da hab’ ich einfach Themen, die spreche ich an und die sind nicht seltsam, wenn ich sie anspreche. Und die sind/und man wird direkt verstanden oder man hat auch/war auch so eine ganz andere Art/weiß ich nicht. Da ist das halt einfach ganz normal, so zu sein wie wir sind.“ (Bea, Abschnitt 37)

Eingangs beschreibt Bea, wie gut es ihr tut, unter Gleichgesinnten zu sein. Obwohl sie betont, ihre heterosexuellen Freund*innen zu lieben und diese Zuneigung und Wertschätzung nicht schmälern zu wollen, scheint es, als gestehe sie sich im Folgenden selbst ein, über bestimmte Themen lieber mit anderen LSBT*IQs – und dabei unabhängig ob lesbisch oder schwul – zu sprechen. Gegenüber ihren queeren Peers hat Bea nicht das Gefühl, sie und/oder der Gesprächsinhalt wären „seltsam“. Beim Austausch mit ihnen muss sie sich nicht erklären oder rechtfertigen, sondern fühlt sich „direkt verstanden“. Die Interaktionen miteinander wären „eine ganz andere Art“, womit evtl. nicht nur die Selbstverständlichkeit gemeint ist, mit der über queer-spezifische Themen und Erfahrungen gesprochen wird. Die Aussage könnte sich zudem auf einen von

258 Dieser Prozess findet auch in Beckers Karrieremodell abweichenden Verhaltens und in Cass’ Stufenmodell queerer Identitätsentwicklung Erwähnung (siehe Kapitel 2.4.5).

Akzeptanz, Anerkennung und Wertschätzung geprägten Umgang beziehen, den Bea in der Form in anderen Alltagssituationen, z. B. in der Familie, der Schule oder im heterosexuellen Freund*innenkreis, nicht kennt. So reflektiert sie, unter LSBT*IQs, „da ist das halt einfach ganz *normal*, so zu sein wie wir sind.“

Sexuelle Orientierung, Begehren und Geschlechtlichkeit sind zwischen queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen gleichermaßen relevante Themen, wie in Gesprächen mit cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen. Claudia identifiziert dabei dennoch einen Unterschied:

„Es hat sich gut angefühlt. (...) Weil ich da so den Unterschied halt dann auch gemerkt habe: ‚Hey, das ist eine Gruppe, da ist es nicht Thema, dass man so ist.‘ Oder man mu/Es ist schon Thema, aber man muss sich halt nicht so erklären.“ (Claudia, Abschnitt 33)

Auch Claudia beschreibt das Gefühl in Gegenwart von Gleichgesinnten zu sein, als positiv. Den Grund dafür sieht sie, ebenso wie Bea, u. a. darin, dass auch, wenn in queeren Kontexten sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit thematisiert wird/werden, kein Erklär- und Legitimationsdruck besteht, wie er beispielsweise häufig in Interaktionen, konkret z. B. Outing-Gesprächen, gegenüber cis-Heterosexuellen empfunden wird.

Dass queere Jugendliche und (junge) Erwachsene, ihre Biografien und Erfahrungen ebenso vielfältig wie das Farbspektrum sind, ist dabei immer mitzudenken. Dennoch gibt es zentrale Gemeinsamkeiten, was auch im Interview mit Tim deutlich wird:

„Obwohl wir beide schwul waren, waren's trotzdem noch mal zwei verschiedene Arten von schwul. Kann man jetzt auch nicht sagen. (Lacht) Er hat halt 'nen komplett anderen Typ, auf den er steht, wie ich. Nichtsdestotrotz findet man immer irgendwie Gemeinsamkeiten. Man hat da echt wirklich über alles gesprochen und es hat einem auch sehr viel weitergeholfen, weil da ist dann auch wieder die Angst: ‚Ist das jetzt nur bei mir so oder ist das dann auch bei ihm?‘ Und dann konnten wir immer miteinander sprechen und dann wussten wir, gut, das ist/das gehört dazu, das ist normal.“ (Tim, Abschnitt 33)

Tim schildert hier das Verhältnis zwischen ihm und einem engen Freund, der zwar ebenfalls schwul ist, aber auf eine andere Art als Tim, wie er sagt, was er beispielhaft am verschiedenen *Männertyp* festmacht, auf den sie stehen. Trotz dieses als solcher wahrgenommenen Unterschiedes, „findet man immer irgendwie Gemeinsamkeiten,“ zu denen Tim auch die Angst bzw. Unsicherheit zählt: „Ist das jetzt nur bei mir so oder ist das dann auch bei ihm?“ Was sich z. B. auf Entwicklungen, Gefühle oder Bedürfnisse beziehen könnte. Diese latente Ungewissheit, die als Ergebnis fehlender realistischer Rollenmodelle, an denen sich orientiert werden könnte, gedeutet werden kann, wird von Tim als Belastung empfunden. Im permanenten Austausch mit seinem schwulen Freund, der aufgrund seiner sexuellen Orientierung möglicherweise eine ähnliche Entwicklung durchlaufen sowie ähnliche Gefühle und Bedürfnisse hat,

findet sich Tim mit seinen Themen wieder. Seine Fragen und Verunsicherungen formulieren zu können, darin verstanden, vor allem auch bestätigt zu werden und sich gegenseitig zu versichern „das gehört dazu, das ist *normal*,“ wird von den beiden Freunden als unterstützend und entlastend wahrgenommen. Den Aspekt der *Normalität* weiter betonend führt Tim im weiteren Interviewverlauf zudem aus, dass nicht nur dass, sondern auch wie über queer-spezifische Themen gesprochen wird, in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt:

„Einfach noch mal/um nochmal in einem zu stärken, dass das was Normales/um nochmal zu sagen, dass das/was heißt zu sagen? (...) Nicht hinter vorgehaltener Hand zu sprechen, sondern dass wirklich/einfach einen offenen Dialog zu haben und zu merken für sich selbst, dass das was völlig Normales ist.“ (Tim, Abschnitt 41)

Um queere Themen und LSBT*IQs in den Status der *Normalität* zu versetzen, ist es notwendig, sie auch im Sprechen von einer Tabuisierung zu befreien²⁵⁹. So hebt auch Tim hervor, wie wichtig es auch für sein Selbstverständnis war, über queere Themen „nicht hinter vorgehaltener Hand zu sprechen.“ Offen, ohne Tabus und auf Augenhöhe in einen Dialog zu treten, macht etwas mit dem Gesprächsgegenstand. Anstatt versteckt und flüsternd im Geheimen und „hinter vorgehaltener Hand“, als ob es um etwas Verrücktes, Schmutziges, Verbotenes oder Verwerfliches ginge, von und über LSBT*IQs bzw. queere Themen zu sprechen, vermittelt offenes Sprechen und damit auch Hörbarkeit, ebenso wie Sichtbarkeit, ein Selbstverständnis und *Normalität* von LSBT*IQs. Freies unbelastetes Sprechen transportiert implizit die Botschaft, dass eine nicht der heteronormativen Ordnung entsprechende sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit kein Grund ist, zu flüstern, sich zu schämen oder sich zu verstecken²⁶⁰.

Bezüglich der (Nicht-)Normalität queerer Subkultur, ihrer Funktion und Daseinsberechtigung bzw. Notwendigkeit werden in den Interviews immer wieder auch ambivalente Gefühle geäußert:

„Wir sind dann auch immer auf die Gay-Partys gegangen und so und dann bin ich so langsam in diese Szene auch so ein bisschen reingekommen. Weil ich hab eigentlich nicht so Lust drauf, extra irgendwohin zu gehen, um Leute zu treffen, die mich verstehen. Ich wünschte mir halt, das wäre, das wäre einfach so.“ (Bea, Abschnitt 5)

Beas Zugang zu queerer Subkultur, in der sie sich auch sukzessive etabliert, gestaltet sich über den Besuch von „Gay-Partys.“ Ihre Assoziationen zu spezi-

259 Dies würde sich auch darauf beziehen, dass es „erlaubt“, wenn nicht gar erwünscht sein müsste, bei Unwissenheit und aus Interesse, offen Fragen an und über LSBT*IQs zu stellen, die infolgedessen angemessen beantwortet werden müssten und nicht mit einer Antwort à la „Darüber spricht man nicht“ abgetan werden.

260 Darauf, dass diese Grundhaltung jedoch selbst unter LSBT*IQs nicht von allen geteilt wird, weisen z. B. Bi- und Transphobie innerhalb der queeren Subkultur hin, worauf auch in den Interviews an mehreren Stellen hingewiesen wird. Das Thema Diskriminierung unter Diskriminierten stellt ein weiteres Forschungsdesiderat dar.

fischen LSBT*IQ-Räumen und -Veranstaltungen, die sie in der Interviewpassage äußert, sind dabei jedoch nicht nur positiv besetzt. Einerseits sind Gay-Partys ein Ort für sie, an dem sie sich unter Gleichgesinnten bewegt, bezüglich ihrer sexuellen Orientierung authentisch sein kann und sich darin verstanden und anerkannt fühlt. Gleichzeitig lässt sich aus Beas Schilderung eine gewisse Unzufriedenheit und Frustration heraus interpretieren, über die Tatsache, dass es überhaupt einen Bedarf für diese Räume gibt. Obwohl sie „eigentlich nicht so Lust drauf“ hat, gesonderte und explizit für LSBT*IQs gekennzeichnete Räume aufzusuchen, um dort mit Menschen in Kontakt und in einen Austausch zu kommen, von denen sie sich verstanden fühlt, tut sie dies – wenn auch mit Widerwillen – dennoch. Der Grund hierfür, so wie auch für Beas Frustration, erklärt sich in der Divergenz zwischen ihrem Wunsch nach einer *Normalität* im Umgang mit ihr und ihrer sexuellen Orientierung auch im Alltag, unabhängig von der jeweiligen Rahmung, und der heteronormativ geprägten Realität, in der sie als lesbische *Frau* als nicht *normal* gilt und von herrschenden Normen abweicht. Um also zumindest zeitweise die eigene sexuelle Orientierung und die gesellschaftliche Etikettierung als Abwechlerin vergessen bzw. irrelevant zu machen²⁶¹, was sich durch einen selbstverständlichen Umgang unter Gleichgesinnten, denen gegenüber Bea keinen Erklär- oder Rechtfertigungszwang spürt, einstellen kann, ist sie auf queere Räume angewiesen. Hier kommt es gewissermaßen, wenn auch nur kurzzeitig, zu einer Umdeutung von *unnormal* in *normal*.

Ambivalenzen, Frustration und Unzufriedenheit, über die Tatsache, dass queere Räume (u. a. als Frei- und Schutzräume) auch heutzutage noch nötig sind, werden auch von Claudia geäußert:

„Man sagt ja immer: ‚Ja, die/die Homos, die wollen ja toleriert werden, aber irgendwie grenzen sie sich dann selber aus, indem sie halt speziell Angebote für sich nutzen.‘ Also unter speziellen Gruppen. Weil manche, die sagen: ‚Ja, es sollte ja gar kein Thema sein.‘ Man sollte ja auch ganz normal mit Heteros, weil, dass man das überhaupt erwähnen muss, ist ja schon traurig. Denke ich einerseits auch so, andererseits sage ich aber auch, es ist halt nun mal noch in unserer Gesellschaft einfach was anderes und dass es nicht für selbstverständlich gehalten wird noch in sehr, sehr vielen Bereichen, ist einfach auch so. Das ist halt einfach eine Tatsache, vor der man sich ja nicht verschließen kann, und man kann jetzt nicht sagen: ‚Ja, das sollte man gar nicht thematisieren, weil das wird ja akzeptiert.‘“ (Claudia, Abschnitt 43)

Zu Beginn der Interviewpassage rezitiert Claudia ein (auch unter den Mitgliedern queerer Subkultur) verbreitetes Argumentationsschema, in der Diskussion um die Funktionen und Effekte queerer Räume. Einerseits würden LSBT*IQs „toleriert werden“ wollen, jedoch durch die vermeintliche Exklusivität von speziellen Veranstaltungen und Angeboten, die explizit LSBT*IQs als Zielgruppe adressieren, „grenzen sie sich dann selber aus, indem sie halt speziell Angebote für sich nutzen.“ Implizit steckt darin die Aussage, dass

261 Im Sinne eines „undoing gender“ (Hirschauer 2001) bzw. „undoing desire“.

queere Jugendliche und (junge) Erwachsene bereits *normal*, anerkannt und akzeptiert sind bzw. es wären, wenn sie selbst nicht unnötigerweise abschotten und ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit hervorheben und thematisieren würden, z. B. in Form der Gestaltung und Nutzung eigens über diese Merkmale definierten gesonderten Räume. Denn Nicht-Cis-Heterosexualität „sollte ja gar kein Thema sein.“ Wäre dem tatsächlich so, dass LSBT*IQs und cis-Heterosexuelle Individuen gleichwertig wären, wären sowohl der Bedarf an als auch die Funktion von queeren Räumen anders gelagert. Dass Claudia hier jedoch den Konjunktiv verwendet, weist bereits darauf hin, dass Abweichungen von der heteronormativen Ordnung noch immer Thema und queere Jugendliche und (junge) Erwachsene weiterhin nicht *normal* sind. Sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit sind demnach nur so lange selbstverständlich und unwichtig, solange sie in die heteronormative Ordnung passen, während Abweichungen erklärungs- und legitimationsbedürftig sind. Aufgrund dessen greifen die eingangs von Claudia wiedergegebenen Argumentationsmuster zu kurz, wie sie selbst im weiteren Verlauf ausführt. „Es ist halt nun mal noch in unserer Gesellschaft einfach was anderes,“ queer zu sein. Dass LSBT*IQs in vielen Bereichen noch immer „nicht für selbstverständlich gehalten“ werden, sei „eine Tatsache, vor der man sich ja nicht verschließen kann.“ Folglich könne mit einer fiktiven Akzeptanz von LSBT*IQs auch nicht gegen eine Thematisierung, häufig auch Problematisierung und Stigmatisierung von nicht-heteronormativer sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit argumentiert werden. LSBT*IQs zählen auch heute zu einer von Marginalisierung bedrohten gesellschaftlichen Minderheit. Queere Jugendliche und (junge) Erwachsene sind (potenzielle) Opfer von Gewalt und in allen Lebensbereichen einem erhöhten Diskriminierungsrisiko ausgesetzt. Aufgrund dieser Vulnerabilität bedarf es queerer Schutzräume²⁶², die LSBT*IQs eine diskriminierungsfreie inklusive Umgebung, frei von Herrschaftsstrukturen, bieten und in denen sie sich sicher, akzeptiert und wertgeschätzt fühlen können, unabhängig ihrer (gesellschaftlich stigmatisierten) sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit. Einerseits ist dieser Umstand, also die Notwendigkeit queerer Räume bis auch LSBT*IQs Teil gesellschaftlicher *Normalität* sind, „ja schon traurig“, wie Claudia äußert, andererseits eröffnet die Existenz und vor allem auch die Vielfalt queerer Räume dennoch zahlreiche Möglichkeiten für LSBT*IQs, sich an Gleichgesinnten zu orientieren, sich untereinander auszutauschen und auszuprobieren sowie authentisch zu sein und verstanden zu werden.

Queere Subkultur stellt somit eine zentrale Ressource für LSBT*IQs dar, wie auch Andi im Interview immer wieder betont:

262 In der Literatur auch immer wieder „Safe Space“ genannt. Das Konzept „sicherer Räume“ entwickelte und etablierte sich in den 60ern während der zweiten Welle des Feminismus in den USA und ist nicht unumstritten. Mehr zu Spannungsfeldern im Kontext von Schutzräumen siehe z. B. Kokits und Thuswald (2015).

„Und ich brauche diese Szene quasi wie so ein Back-Up. (...) Jetzt mal knallhart gesagt, wenn ich in der einen Welt nicht mehr zurechtkomme, kann ich trotzdem noch in die andere. Das klingt jetzt knallhart, aber es ist eigentlich auch nicht so, aber (...) Das ist so dieser Gedanke des Mittelmaßes, dass ich irgendwie beides irgendwie brauche. (...) Deswegen sage ich, ich brauche das einfach für mein/ja. Das ist einfach meine Realität so. Also das braucht, glaube ich, jeder Mensch. Irgendwo.“ (Andi, Abschnitt 62)

Der Begriff des Back-Ups (lässt sich hier als „Wiederherstellung“ übersetzen), den Andi verwendet, beschreibt die Funktion, die die queere Subkultur für ihre Mitglieder hat, recht anschaulich. So bieten queere Räume LSBT*IQs, kommen diese mit den Effekten und Folgen einer heteronormativen Gesellschaft „in der einen Welt nicht mehr zurecht“, eine Art temporäre Exit-Option. Ein Kollektiv Gleichgesinnter, mit denen Erfahrungen geteilt und Gemeinsamkeiten gefunden werden, stellt bezüglich der Gestaltung und der Bewältigung queeren L(i)ebens in heteronormativer Ordnung eine Ressource für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene dar. Es eröffnen sich queere Möglichkeits-, Schutz- und Freiräume in denen LSBT*IQs partizipieren können und somit wieder in ihrer Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit und Zugehörigkeit ermächtigt werden sowie Unterstützung, Akzeptanz und Anerkennung erfahren. Dabei weisen Göth und Kohn jedoch darauf hin:

„Jede Nicht-Heterosexuelle [kann sich den Zugang zur und die Beteiligung an ihr im Rahmen ihres Coming-outs und Entwicklungsprozesses erarbeiten. Wenn kein Zugang zur Community möglich ist oder dieser nicht gelingt, können diese Ressourcen nicht genutzt werden. Gleichzeitig muss auch die aktuelle Generation Nicht-Heterosexueller die Kultur und die Angebote der Community immer wieder neu entwickeln und anbieten. Zwar kann zunehmend auf die Kultur und die Errungenschaften der vorherigen Generation zurückgegriffen und Traditionen aufgenommen werden, aber auch dieser Zugang und die Erhaltung der Angebote muss selbst geschaffen werden. Wir sprechen daher von einer Identität aus eigener Kraft, die individuell und als Community geschaffen werden kann.“ (Göth und Kohn 2014, S. 34)

Wie eingangs dieses Kapitels bereits aufgezeigt, haben nicht alle LSBT*IQs gleichermaßen die Möglichkeiten, an queeren Angeboten zu partizipieren. Zudem bedürfen queere Angebote, Veranstaltungen und Räume der fortlaufenden Herstellung und Gestaltung durch ihre Mitglieder, was ihr Bestehen permanent gefährdet²⁶³. Aber auch wenn queere Infrastruktur verfügbar ist und LSBT*IQs Zugang dazu haben, existieren queere Subkultur und Räume immer nur als Teil der Lebensrealität bzw. des Alltags von LSBT*IQs, worauf auch Andi Schilderung: „Das ist so dieser Gedanke des Mittelmaßes, dass ich irgendwie beides irgendwie brauche,“ hindeutet. Das Leben in bzw. das Wechseln zwischen

263 Ein Warnsignal hierfür ist das Verschwinden von etablierten LSBT*IQ-Räumen, siehe https://www.siegesaeule.de/no_cache/newscomments/article/2496-die-letzte-ihrer-art-die-serene-bar-schliesst.html; letzter Zugriff am 08.04.2019. <https://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.az-interview-schwule-szene-in-muenchen-verschwindet-immer-mehr.25e5ca5f-50d5-4a56-ad8e-ca7235fb7da1.html>; letzter Zugriff am 08.04.2019.

zwei Welten, von dem Andi, stellvertretend für LSBT*IQs, sagt, es wäre „einfach meine Realität so“, beschreibt auch Eribon wie folgt:

„Die spezifisch schwulen, lesbischen oder queeren Geografien und Temporalitäten [...], gibt es zweifellos: An bestimmten Orten leben Menschen auf bestimmte Weisen jenseits der ‚Norm‘. Genauso sicher ist aber, dass die Menschen, deren Existenz partiell von diesen Räumen und Zeiten bestimmt wird, nicht permanent in diesen Leben können. Ein schwules oder queeres Leben zeichnet sich gerade durch die Fähigkeit – oder Notwendigkeit – aus, andauernd zwischen den Welten, zwischen den Räumen und Zeiten hin- und herzuwechseln. Von der normalen in die nichtnormale Welt und zurück.“ (Eribon 2016, S. 208)

Ein Leben ausschließlich in queerer Subkultur ist demnach nicht möglich, da queere Jugendliche und (junge) Erwachsene als Gesellschaftsmitglieder in diversen institutionellen Kontexten eingebunden sind und bleiben, wie beispielsweise Familie und Schule (siehe Kapitel 5.1) oder Beruf, deren Strukturen und Ordnungen heteronormativ geprägt sind. Umso höher ist der Stellenwert queerer Subkultur als Gegenwelt, in der LSBT*IQs aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit nicht an Grenzen stoßen und Abwertung erfahren, sondern in ihrer *Andersartigkeit* anerkannt und in ihrer L(i)ebensweise empowered werden:

„Neben sozialen Ressourcen wie Freundeskreis und Familie besteht für Nicht-Heterosexuelle die Möglichkeit, an die Ressourcen der Communities anzuknüpfen. [...] Konkrete Unterstützung wird möglich durch ein Zugehörigkeitsgefühl, das Erleben von Räumen ohne Marginalisierung und durch sozialen Rückhalt bei der Bewältigung von Abwertung und Diskriminierung. Die Community stellt dabei auch mögliche Antworten für den Umgang mit den Vorurteilen, Diskriminierungen und der erlebten oder erwarteten Gewalt bereit. Innerpsychisch bietet der Kontakt zur Community die Möglichkeit, sich selbst nicht mehr nur im Vergleich mit Mitgliedern der Mehrheit, sondern im Vergleich mit anderen Nicht-Heterosexuellen neu zu bewerten. Damit besteht die Chance, angemessene Vergleichsmaßstäbe zu entwickeln und die Internalisierte Homonegativität abzubauen. Die genannten Funktionen der Community erklären ihre große Bedeutung für viele Lesben, Schwule und Bisexuelle.“ (Göth und Kohn 2014, S. 34)

5.3.6 *Kulturelle und soziale Möglichkeitsräume – Internet que(e)rt Subkultur*

Sowohl das Internet als auch queere Subkultur können, wie in den vorigen Kapiteln herausgearbeitet worden ist, gleichermaßen zentrale Ressourcen für LSBT*IQs darstellen. Das Internet hat die Möglichkeiten und den Horizont von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen auf verschiedenen Ebenen radikal verändert und erweitert. Ebenso groß ist der Stellenwert, den Gleichgesinnte bzw. queere Subkultur in queeren Biografien haben. Sie bieten (Rück-)Halt, Unterstützung und Sicherheit, vermitteln das Gefühl von Zugehörigkeit, Akzeptanz und Anerkennung, woran es in der alltäglichen Lebens-

realität von LSBT*IQs, als Abweichter*innen heteronormativer Ordnung, oftmals mangelt. So lässt sich konstatieren: Queeres Internet und die Zugehörigkeit zu und Vernetzung in queerer Subkultur beeinflusst, wie es ist, queer zu sein und als LSBT*IQ zu leben. Anstatt die beiden Ressourcen, deren Merkmale und Funktionen, weiter analytisch getrennt voneinander zu untersuchen, werden sie im Folgenden in ihrer Relation zueinander betrachtet. Diese kann, wie sich aus dem Material herausarbeiten lässt, unterschiedliche Formen annehmen, zu denen die gegenseitige Kompensation, die Transformation und/oder die Potenzierung zählen²⁶⁴, was es im Folgende auszuführen gilt.

Beim Zusammenhang zwischen der Nutzung des Internets und der Partizipation an queerer Subkultur können kompensatorische Effekte in beide Richtungen wirken. LSBT*IQs, denen es im Alltag, im familiären, im schulischen oder im beruflichen Umfeld, z. B. an Informationen über und Kontakten zu anderen queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen mangelt, nutzen die Möglichkeiten und Funktionen des Internets, um diesbezügliche Defizite auszugleichen, worauf auch Studien hinweisen:

„More than half (52 %) of LGBT respondents who were not out to peers in person had used the Internet to connect with other LGBT people. [...] Half (or more than half) of LGBT youth who lacked LGBT peers, close LGBT friends, GSAs (Gay-Straight Alliances), or LGBT community groups had used the Internet to connect with other LGBT people, providing evidence of the importance of online resources for LGBT youth who may lack relevant resources elsewhere.“ (Gay, Lesbian & Straight Education Network 2013, S. xi)

Ein konkretes Beispiel findet sich in Tims Erzählungen im Interview:

„Ich hab’ halt immer nur mit Leuten geschrieben, ich hab’ mich nie mit welchen getroffen, weil ich immer/(...) Einerseits kannte man ja nicht mit/also, man hat ja nur mit irgendjemandem geschrieben. Und/Ich weiß nicht, das war ganz komisch. Ich hab’ n/ja. (...) Ich weiß gar nicht, worüber ich mit denen geschrieben hab. Aber ich hab’ einfach mit/bin mit welchen in Kontakt getreten. Und das, glaube ich, hab’ ich dann exzessiv eine Zeit lang. Ich hab’/war einfach nur bei/in dem Chat online und hab halt mit Leuten geschrieben. Das war das so/mein Versuch eigentlich mit der Community mal zusammen zu knüpfen.“ (Tim, Abschnitt 58)

Tim, in dessen persönlichem Umfeld zu der Zeit, die er in der Interviewpassage schildert, keine Gleichgesinnten sichtbar sind, nutzt das Internet intensiv zum Austausch mit anderen LSBT*IQs. Entlang seiner Schilderung geht deutlich hervor, dass das Internet bzw. die Internetnutzung komplett auf die individuellen Bedürfnisse abgestimmt werden kann. In Tims Fall bedeutet dies, dass er zwar den digitalen Austausch mit Gleichgesinnten sucht, also die Funktion des Internets als Kommunikationsmedium nutzt, dies jedoch nicht aus der Intention heraus, sich mit seinen Interaktionspartner*innen zukünftig auch im „Real Life“ zu treffen: „Ich hab mich nie mit welchen getroffen.“ Wichtig war ihm, „mit irgendjemandem geschrieben“ zu haben. Im Rahmen dieses virtuellen

264 Auch hierbei handelt es sich lediglich um eine Trennung für analytische Zwecke.

Schriftverkehrs zwischen Tim und ihm unbekanntem LSBT*IQs ist zu vermuten, dass die für ihn relevante, ausreichende Information und Gemeinsamkeit, die nicht-heterosexuelle Orientierung Basis für den (Wunsch nach) Austausch ist. Ist diese Basis gegeben, scheint das Gesprächsthema für Tim daneben zweitrangig zu sein, weswegen er keine konkreten Erinnerungen mehr daran hat: „Ich weiß gar nicht, worüber ich mit denen geschrieben hab.“ Der hohe Stellenwert des virtuellen queeren Gesprächsraumes für Tim, lässt sich daraus ableiten, dass er diesen „dann exzessiv eine Zeit lang“ genutzt hat, regelmäßig im „Chat online“ war und „mit Leuten geschrieben“ hat. Auch wenn sich der gesamte Austausch virtuell abgespielt hat, schildert Tim retrospektiv sein damaliges Internethandeln als „Versuch, eigentlich mit der Community mal zusammen zu knüpfen.“

Auch Manuel spricht im Interview von einer gesteigerten Internettätigkeit bezüglich der Interaktion mit Gleichgesinnten:

„Allgemein war ‚Gay Romeo‘ für mich voll die Hilfe, weil irgendwie/ich hab‘ [...] hab‘ halt dann auch mit ganz vielen geschrieben. Das war am Anfang auch ein bisschen überwältigend erst mal, weil das war so/man taucht erst mal in eine komische Welt ab. Also, so eine/ ‚Gay Romeo‘ ist schon ziemlich sexualisiert hab ich das Gefühl. Und das hat mich am Anfang ein bisschen überfordert. Aber na ja, hab halt dann mit ein paar rumgeschrieben. Das hat auch schon mal super geholfen, dass man einfach mal Leute hatte, mit denen man auch reden konnte. Mit denen hab‘ ich dann auch öfters über Coming-out geredet. Und die hatten auch/Also, ich hatte, hatte viele Leute dort, mit denen ich geschrieben hab, die auch ähnliche Erfahrungen hatten.“ (Manuel, Abschnitt 17)

Ähnlich wie Tim, scheint Manuel in der interaktiven Nutzung des Portals „Gay Romeo“, die er als „voll die Hilfe“ beschreibt, einen Ersatz bzw. Ausgleich für den Mangel an Menschen im persönlichen Umfeld zu finden, „mit denen man auch reden konnte“. Wie er, nutzt Manuel die Möglichkeit²⁶⁵ des digitalen Austauschs intensiv und schreibt „mit ganz vielen“. Auch wenn er sich erst in der „komische[n] Welt“ von „Gay Romeo“, die für ihn anfangs „ein bisschen überwältigend“ ist, zurecht finden muss, ist der Grund für die Überwältigung und Überforderung, nämlich die thematische Fokussierung auf queere Sexualität und die Möglichkeit sich darüber mit Gleichgesinnten auszutauschen, gleichzeitig auch das, was Manuel mit seinen virtuellen Gesprächspartnern* verbindet und eint. Nicht nur zu wissen, dass es Menschen gibt, die „ähnliche Erfahrungen“ machen, sondern mit diesen, z. B. über das Thema Coming-out, digital zu kommunizieren, was ihm im „realen“ sozialen Umfeld nicht in der Form (anonym und offen) möglich ist, hat Manuel bezüglich der eigenen L(i)ebensgestaltung und -bewältigung „super geholfen“.

Das Internet bietet queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen somit Möglichkeiten, die ihnen in ihrer physischen Realität versagt bleiben, und Räume, zu denen sie im „Real Life“ keinen Zugang haben oder finden. Es ermöglicht LSBT*IQs die gezielte Suche nach und Interaktion mit Menschen,

265 Um diese Möglichkeiten zu nutzen, bedarf es jedoch der Kenntnis darüber.

denen sie sich aufgrund ihrer Abweichung von der heteronormativen Ordnung verbunden fühlen. Gegenüber den virtuellen Gleichgesinnten können sie sich mitteilen, fühlen sich verstanden und müssen keine negativen Reaktionen befürchten, denen sie in ihrer physischen Realität jederzeit (potenziell) ausgesetzt sind. Sie teilen Erfahrungen, fungieren wechselseitig als Rollenmodelle und geben einander damit Orientierung und Unterstützung. Das Internet und seine Funktionen können die queeren Rezipient*innen dabei eigenmächtig ganz nach ihren Bedarfen, Wünschen und Vorstellungen nutzen und steuern. So ermöglicht ihnen die virtuelle Realität auch das Erfahren von Selbstwirksamkeit. Auf diese Weise können LSBT*IQs, durch die Ressource Internet, Bedürfnisse, die auf verschiedenen Ebenen in ihrem physischen Alltag und sozialen Umfeld unbefriedigt bleiben, kompensieren, wobei sich die queeren Internetnutzer*innen anonym und körperlos und damit nur begrenzt vulnerabel in virtuellen queeren Räumen bewegen können.

Die kompensatorische Wirkung zeigt sich im erhobenen Material auch in anderer Richtung, was in folgender Passage aus dem Interview mit Michi hervor geht:

„Ich bin ähm über die Website von dem Typen zu einer WhatsApp-Gruppe gekommen, die dann ähm wirklich nur Jungs hatte aus Deutschland, aus komplett Deutschland, die dann in dieser WhatsApp-Gruppe waren und sich austauschen konnten, so ein bisschen und ja und ich dachte mir dann so, nach dem Chat und so, ja das könnte auch sonst wer sein und ähm, du möchtest lieber persönlich mit anderen Leuten reden und hab ich eben auch daraufhin nach einer Jugendgruppe gesucht. Das war eigentlich noch recht am Anfang als ich auch in diese WhatsApp Gruppe eingetreten bin, zwei drei Wochen später habe ich dann auch im Internet nach einer Jugendgruppe gesucht.“ (Michi, Abschnitt 32)

In diesem Ausschnitt schildert Michi, wie er „über die Website von dem Typen“ Mitglied in einer WhatsApp-Gruppe wird, in der sich exklusiv homosexuelle *männliche* Jugendliche aus ganz Deutschland austauschen. Nach bzw. noch während seinen ersten Chat-Erfahrungen erkennt Michi für sich, dass ihm die virtuellen Interaktionen nicht ausreichen bzw. es ihm dabei an Vertraulichkeit fehlt. Nichts über seine Interaktionspartner* zu wissen und permanent den Eindruck zu haben, „das könnte auch sonst wer sein,“ scheint bei ihm zu einer Verunsicherung geführt zu haben, die es Michi unmöglich macht, den WhatsApp-Gruppenmitgliedern zu vertrauen bzw. sich ihnen anzuvertrauen. Aufgrund dieser Erkenntnis zieht er für sich den Schluss: „Du möchtest lieber persönlich mit anderen Leuten reden.“ Es lässt sich dabei vermuten, dass seine sexuelle Orientierung und damit zusammenhängende Erfahrungen, für ihn ein persönliches Thema sind, über das er nicht mit ihm völlig Unbekannten, unabhängig von deren sexueller Identität, sprechen möchte. Hier zeigt sich, dass allein die virtuelle Anwesenheit von potenziell Gleichgesinnten nicht ausreicht, um Michis Bedürfnisse zu befriedigen. Um u. a. auch handlungsfähig zu bleiben, entwickelt er für sich die Strategie, „im Internet nach einer Jugendgruppe“ zu suchen. Es lässt sich vermuten, dass er sich von den Mitgliedern

einer queeren Jugendgruppe jenen persönlichen Kontakt und die Vertrautheit bzw. das Vertrauen erhofft und erwartet, welche ihm im virtuellen queeren Kommunikationsraum der WhatsApp-Gruppe fehlen. Dabei nutzt Michi für seine Recherche zwar ebenfalls das Internet, jedoch lediglich als Mittel zum Zweck, als Vorstufe des realen, physischen Kennenlernens und Austausches mit anderen queeren Jugendlichen. Die Anonymität und fehlende – oder zumindest begrenzte – Körperlichkeit²⁶⁶ in virtuellen queeren (Kommunikations- und Beziehungs-)Räumen, können demnach individuell und wechselnd, je nach Bedarf und Perspektive als Vor- oder Nachteil bzw. Möglichkeit oder Grenze ausgelegt werden. Wie auch die Richtung des kompensatorischen Effekts zwischen queerer Internetnutzung und queerer Subkultur, die bei Michis Beispiel entgegengesetzt zu der Richtung im vorigen Fall von Manuel liegt. Die jeweiligen Wirkrichtungen sollen in diesem Kontext jedoch nicht im Vordergrund stehen, da der Fokus insbesondere auf den Arten des Zusammenhangs zwischen den beiden Ressourcen Internet und queere Subkultur liegt. Neben der Kompensation lässt sich im Interviewmaterial eine weitere Zusammenhangsart identifizieren.

LSBT*IQs nutzen das Internet bzw. den Kontakt zu Gleichgesinnten nicht lediglich zur Kompensation von anderweitig nicht erfüllten Bedürfnissen, beide Ressourcen können interferieren und sich dabei gegenseitig verstärken und damit queere Identitätsentwicklung bestärken, was an den beiden folgenden Interviewausschnitten deutlich wird:

„Also ich sehe auch häufig sehr junge Menschen, die auch so um die 20 rum sind. Und, äh, ja. Ich denke auch, das hat so seine Gründe, weil, ähm, mittlerweile das Thema halt medial doch präsent ist. Das hat sich in den letzten zehn Jahren ziemlich geändert. Und, äh, es gibt jede Menge Blogs und, und Foren und äh/also man/Wenn man irgendwie auf das Thema kommt, dann findet man dann Anknüpfungspunkte. Und, äh, ich habe das Gefühl, dass die Leute immer jünger werden, die sich selber bewusst werden, was da mit ihnen so ist. Und, ja, das ist großartig so, weil das war halt in den 80ern und 90ern nicht so, als ich noch so jung war. Und, ähm, deswegen haben wir auch so einen Überhang von, von Leuten in meiner Generation, die sich so spät erst bewusst werden da drüber, weil die erstmal so durch/sich durchkämpfen müssen durch das, was sie über sich selbst und die Welt gedacht haben. Und, also es gibt viele, die so in den 40ern, 50ern, äh, irgendwie sich da erst bewusst werden, dann Transitionen machen und es gibt jüngere Leute, die sind viel früher mittlerweile dran. Also die die zu den Ze/äh im Teenageralter sind oder älter, die kommen viel früher auf den Trichter und machen viel früher Transition. So. Hat was mit der Zeit zu tun, in der man geboren ist.“ (Kay, Abschnitt 80)

„Also das ist einer/der der für mich eigentlich eklatanteste Unterschied so ist, dass sie eben vielfach mit 14, 16 einfach schon Zugang/(...) Also die haben Zugang zu Informationen und vielfach können die mit 14 oder 16 oder 17 eben sehr klar formulieren, was mit ihnen los ist.

266 Virtuelle Beziehungen können zwar nicht in gleichem Maße physisch sein, wie es persönliche – dabei vor allem intime – Beziehungen sind, allerdings kann auch in digitalen Welten Körperlichkeit eine Rolle spielen. So können durch die Möglichkeiten des Internets und digitaler Kommunikation, physische Beziehungen ergänzt bzw. transformiert werden (siehe z. B. sexting. Mehr dazu in Tarrant 2016).

Sie haben das Problem, dass sie eben oft keiner ernst nimmt. Dass es so als Phase abgetan wird. Aber das ist schon ein Unterschied. In dem Alter hätte ich das eben einfach nicht formulieren können, weil ich da einfach/(...) Und ich hätte auch, ähm/(...) Und sie haben, wenn sie sich ein bisschen im Internet umgucken, auch, auch, ich sage mal, finden sie auch da eine Community, in der sie sich ganz gut austauschen können, wo man/Es ist schon fast eine Selbsthilfe-Community, würde ich mal sagen. Das ist schon ein Riesen-Unterschied.“ (Julian, Abschnitt 132)

Kay (45) und Julian (48) thematisieren im Interview beide einen Unterschied, den sie zwischen ihrer eigenen Generation und jüngeren Generationen von Trans*personen wahrnehmen. Bei Kay und Julian hat die Bewusstwerdung vergleichsweise spät eingesetzt, wofür Kay den Grund dafür darin sieht, „sich durchkämpfen müssen durch das, was sie über sich selbst und die Welt gedacht haben“ und auch Julian äußert, er hätte früher „das eben einfach nicht formulieren können“. Im Gegensatz zu ihrer Jugend, in der queere Themen weder gesellschaftlich virulent noch medial sichtbar waren, kaum oder keine Informationen über LSBT*IQs zugänglich waren, deshalb auch kein Wortschatz bestand, um das eigene Empfinden zu formulieren und auf diese Weise zu verstehen und einordnen zu können, es keine realistischen Rollenmodelle gab, da kaum Möglichkeiten vorhanden waren, Gleichgesinnte zu finden und sich mit diesen auszutauschen, würden junge Trans*personen heutzutage unter anderen, förderlicheren Umständen und Bedingungen aufwachsen. Zu diesen zählen Kay und Julian vor allem die Möglichkeit, sich „im Internet umgucken“ zu können. „Wenn man irgendwie auf das Thema kommt, dann findet man dann Anknüpfungspunkte“ in „Blogs und, und Foren“ und besonders über das Internet, ist auch der „Zugang zu Informationen“ niederschwellig sowie allorts und jederzeit möglich. Als zweiten wesentlichen Aspekt betonen die beiden eine „Community“, die es in heutiger Form und in dem Ausmaß an Vernetzung, auch über Soziale Medien, in Kays und Julians Jugend nicht gegeben hat. Im Gegensatz zu ihnen können sich queere Jugendliche heutzutage „ganz gut austauschen“, Julian spricht in diesem Kontext auch von einer „Selbsthilfe-Community“. Als Konsequenz der förderlichen Umstände und Bedingungen, hier konkret aufgrund der Möglichkeiten, die die Ressourcen Internet und queere Subkultur auch und vor allem in ihrer Interferenz für junge LSBT*IQs darstellen, „können die mit 14 oder 16 oder 17 eben sehr klar formulieren, was mit ihnen los ist“ und damit auch die „Leute immer jünger werden, die sich selber bewusst werden“ über ihre nicht-heteronormative sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit. So wie sich die Informations- und Kommunikationsfunktionen des Internets, wie LSBT*IQs von ihnen Nutzen machen, nicht mehr isoliert voneinander betrachten lassen, verschwimmt auch die Trennlinie zwischen virtueller und physischer Welt, was sich auch am Interferieren der beiden Ressourcen abzeichnet. Das Ineinander-Übergehen der verschiedenen Funktionen und Welten und wie LSBT*IQs dadurch in ihrer queeren Identitätsentwicklung bestärkt werden, lässt sich entlang des folgenden Ausschnitts aus dem Interview mit Tim verdeutlichen:

„Es ging auch alles los bei den sozialen Netzwerken. Damals war es noch MySpace. Da war mal was. Und da hatte ich dann einfach von hetero auf homo umgeschwitten. Und dadurch hat man dann auch schon mehrere Anfragen bekommen und hatte dann Kontakt mit Leuten, hat mit den Leuten geschrieben, auch wenn die meisten aus den USA waren. Ja, einfach mal geschrieben, wie es denen/Da hat man sich dann wirklich informiert, hat sich da mit den Themen auseinandergesetzt, wie das so ist, was die machen, wo/was gibt's im Internet, wie kann man/was gibt es noch außer MySpace. Und dann kam man relativ schnell auf ‚Gay Romeo‘, da hat man sich da auch gleich ein Profil gemacht. [...] Dann hat man auch mit Leuten schreiben können. Und dann hat man sich auch mal getroffen, zweimal getroffen, und dann ging's auch mal weiter. Und dann auch mal das Intimere, kam dann auch relativ zügig, weil man hat's ja all die Jahre zurückgehalten quasi. Wollte mal testen, ob's wirklich seins ist. Ich meine, man kann sich's vorstellen, aber man muss es auch mal gemacht haben, um wirklich erfahren, ist es seins? Mag man das wirklich oder nicht? Und da war wirklich relativ schnell klar, ja doch, das ist es. Ja.“ (Tim, Abschnitt 23)

Tim schildert hier, wie er durch das Ändern seines MySpace-Status‘ von hetero- auf homosexuell, also durch eine virtuelle Sichtbarmachung seiner sexuellen Orientierung, für Gleichgesinnte wahrnehmbar und infolgedessen von ihnen angeschrieben wird. Zu Beginn hat er mit ihnen „einfach mal geschrieben“, wobei Tim sich in diesem Austausch dann auch „wirklich informiert“ und mit diversen (queeren) „Themen“, sowie – über den Vergleich mit seinen digitalen Interaktionspartnern* – auch mit sich selbst auseinandersetzt. Die bis dato ausschließlich virtuelle Welt, in der sich Tim bewegt, bietet ihm somit gleichermaßen einen Informations- als auch einen Begegnungsraum, in dem digitale Vernetzung stattfindet. Die nächsten Schritte in dieser Welt sind die Registrierung auf „Gay Romeo“ und das Anlegen eines eigenen Profils, das wiederum zur Sichtbarmachung von Tim für Gleichgesinnte auf der Plattform beiträgt. Dadurch „hat man auch mit Leuten schreiben können“, wobei – worauf auch die weiteren Schilderungen Tims hinweisen – vermutet werden kann, dass seine Intention bereits bei der Anmeldung auf „Gay Romeo“ über den virtuellen Kontakt mit seinen Interaktionspartnern* hinaus ging. So hat Tim sich mit anderen Mitgliedern der „Gay Romeo“-Community „auch mal getroffen, zweimal getroffen“, wodurch aus den digitalen Gesprächspartnern* bei „realen“ Treffen persönliche Kontakte werden²⁶⁷. Die Grenzen verschwimmen und virtuelle und physische Welt gehen hier ineinander über „und dann ging's auch mal weiter. Und dann auch mal das Intimere“. Entlang Tims Beispiel, bei dem aus anfangs virtuellen, später physische und z. T. auch intime Kontakte werden, wird deutlich, dass sich (queere) On- und Offline-Lebenswelten kaum noch voneinander trennen lassen. So holt sich Tim auch die Bestärkung und Bestätigung, die er für seine Identitätsentwicklung als schwuler *Mann* braucht, sowohl im und über den digitalen Austausch mit Gleichgesinnten, als auch bei

267 Auch umgekehrt können „reale“ Freundschaften, in denen man sich regelmäßig „live“ getroffen und austauscht hat, beispielsweise bedingt durch Umzug, eine Transformation durchlaufen, in der die Kommunikation ausschließlich über Online-Kontakt verläuft.

physischen und intimen Treffen, die wiederum nur über das Internet so realisierbar werden.

Was sich hierbei ebenfalls abzeichnet, ist, dass und wie die Verbindungen zwischen LSBT*IQ-Subkultur und queerer Internetnutzung zu Transformationen auf unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Dimensionen führen. Die Möglichkeiten, die das Internet und digitale Medien bieten, verändern die Art und Weise der Kommunikation und Information, vor allem auch für LSBT*IQs grundlegend²⁶⁸. Anders, als noch vor 30 bis 40 Jahren, als Kay und Julian aufgewachsen sind, können junge LSBT*IQs, wie Andi, heute auf ein breites gesellschaftlich verfügbares Wissen über queere Themen und damit auch auf einen entsprechenden Wortschatz zurückgreifen. Dieses Vokabular vereinfacht die gezielte Suche nach weiteren Informationen und/oder Austausch mit Gleichgesinnten, vor allem im Internet. Heutzutage muss Andi lediglich ein einschlägiges Wort in eine Suchmaske eingeben, um dann, je nach Bedarf, aus einer Fülle von Web-Sites, Foren und Chatportalen von und für LSBT*IQs auszuwählen:

„Und zum Studium hin habe ich dann halt gegoogelt und habe halt direkt das Schwulenreferat gefunden. Ich bin da halt sofort hin und das war halt direkt toll.“ (Andi, Abschnitt 58)

Darauf, dass dies jedoch nicht immer ein geplanter Vorgang mit gezielter Recherche, wie am Beispiel Andis, sein muss, sondern queere Jugendliche und (junge) Erwachsene auch durch beliebiges Stöbern oder durch „Zufall“ auf queer-spezifischen Websites landen, weist Claudias Schilderung hin:

„Das war eher so durch Zufall, dass ich auf so eine Lesben-Seite kam. Und dann hat man halt mit, mit *Frauen* auch geschrieben, ne? Und, ja, aber das was/das war jetzt nicht so: ‚Ich hol mir Infos,‘ sondern das war wirklich: ‚Oh, wo bin ich denn jetzt hier gelandet?‘ So, also, das war, das war wirklich so reiner Zufall halt gewesen.“ (Claudia, Abschnitt 9)

Ob in diesem Fall tatsächlich von „Zufall“ die Rede sein kann, sei dahingestellt²⁶⁹, was hier allerdings hervorzuheben ist, ist die Verschränkung zwischen dem Besuch von virtuellen queeren Räumen und dem Austausch mit Gleichgesinnten, in den auch Claudia unmittelbar und selbstverständlich getreten zu sein scheint: „Und dann hat man halt mit, mit *Frauen* auch geschrieben, ne?“ Landen LSBT*IQs nach mehr oder weniger gezielter Recherche und Suche auf queeren Internetseiten, beschränkt sich demnach deren Aktivität häufig nicht nur auf die reine Rezeption der Seiteninhalte. Ein Grund hierfür könnte einer-

268 Laut der Studie „out online“ verbringen queere Jugendliche durchschnittlich 45 Minuten mehr Zeit im Internet als heterosexuelle cis-geschlechtliche Gleichaltrige, was auf einen höheren Stellenwert schließen lässt (vgl. Gay, Lesbian & Straight Education Network 2013).

269 Claudias Argumentation, sie habe die „Lesben-Seite“ nur aus Zufall entdeckt, könnte hierbei auch eine Legitimation Dritten und/oder sich selbst gegenüber, aufgrund internalisierter Homonegativität, sein.

seits das Bedürfnis der queeren Individuen sein, in Kontakt mit Gleichgesinnten zu treten, was ihnen im Alltag verwehrt bleibt. Andererseits liefern die Internetseiten die entsprechenden Voraussetzungen und bieten Funktionen an, über die ein digitaler Austausch erst möglich wird. So sind Websites häufig komplett auf Interaktivität angelegt, wie z. B. Facebook oder Twitter, oder binden zumindest Plattformen, wie Foren oder Chatträume, ein, auf denen die Nutzer*innen miteinander kommunizieren können. So beschreibt auch Tristan im Interview:

„Online ist man von alleine durch solche Seiten dann auf andere Leute gestoßen.“ (Tristan, Abschnitt 9)

Die Schritte also, von einem (zu Beginn noch unbestimmten) Interesse über die Informationsrecherche und -gewinnung, bis hin zum digitalen Austausch mit Gleichgesinnten, die sich wie Tristan, außerhalb der heteronormativen Ordnung verorten, gehen fließend ineinander über. Doch nicht nur in dieser Hinsicht verschwimmen Grenzen.

Im Internet sind Informationen zu queeren Themen für alle Nutzer*innen frei und anonym zugänglich und, wie die Suche nach und der Austausch mit Gleichgesinnten dank digitaler Medien, jederzeit und überall möglich. Vernetzung und soziales Miteinander zwischen LSBT*IQs findet nicht mehr nur physisch, sondern auch in eigens geschaffenen und gestalteten virtuellen queeren Räumen statt. Dass sich dabei physische und digitale Räume und Lebenswelten nicht immer klar voneinander abgrenzen lassen²⁷⁰, sich immer wieder berühren oder überschneiden können, zeigt sich entlang Michis Schilderungen über die queere Jugendgruppe, in der er Mitglied ist:

„Wir haben eine WhatsApp Gruppe von uns der Jugendgruppe in [Stadt], zu der ich regelmäßig gehe, wo man auch darüber reden kann/wo beispielsweise auch mal Sachen aufgetan werden und auch über Sachen gesprochen wird, die jetzt vielleicht auch mal gar nichts damit zu tun haben, mit der Geschlechterrolle. Beispielsweise schreibt jemand: ‚Ich bin gerade im Urlaub in [Stadt] und hier ist ein Link zu einem Video, damit ihr auch mal das miterleben könnt.‘ [...] Und da denke ich mir so, ja das ist halt schön, dass das eben auch mal ein Gespräch ist, wo dann beispielsweise jemand reinschickt: ‚Ich habe mir gerade das und das gekocht‘ und dann: ‚Boah, das sieht total lecker aus, wie ist das Rezept? Schick mal‘ oder so, dass eben da auch ein Austausch über mehrere Ebenen stattfindet, dass das eben nicht immer nur dasselbe ist, worüber man sich austauscht, sondern immer wieder was Neues ist. Und das ist in dieser Jugendgruppe eben der Fall.“ (Michi, Abschnitt 104)

In sozialen Zusammenhängen jeglicher Art, ob Schulklasse, Sportmannschaft, Kollegium, Freund*innenkreis oder Familie, verläuft ein beträchtlicher Teil der Kommunikation über soziale Medien oder Messenger-Dienste, wie WhatsApp. So berichtet auch Michi, dass die Mitglieder der queeren Jugendgruppe, die er regelmäßig besucht, neben den physischen Treffen, die nur in

270 Daher greift auch die Definition des Internets lediglich als Freizeitkontext in der Studie von Krell et al. (2018) zu kurz.

bestimmten Abständen stattfinden, auch eine WhatsApp-Gruppe gegründet haben, in der sie sich nach Belieben (auch mehrmals) täglich austauschen können. Da es in der digitalen Gruppe keine Leitung gibt, die z. B. bestimmte Gesprächsthemen anregt, sind die Mitglieder bezüglich der Gesprächsinhalte völlig selbstbestimmt und frei, all das einzubringen, was für sie je relevant ist, wie beispielsweise Urlaubsimpressionen oder das gerade selbst gekochte Gericht. Ein weiteres Merkmal dieser Form von digitalen sozialen Zusammenhängen ist, dass alle WhatsApp-Gruppenmitglieder auch gleichermaßen für das Fortbestehen der digitalen Gruppe verantwortlich sind, die ohne den aktiven und stetigen Austausch, redundant und nach einiger Zeit der Inaktivität vermutlich gelöscht würde. Neben dem unmittelbaren Austausch von Textnachrichten schaffen die variablen Funktionen, wie z. B. das Versenden von Audio-, Video- und Bilddateien, noch zusätzlichen Anreiz, jederzeit und überall die Gruppenmitglieder an den eigenen Gedanken und Erlebnissen teilhaben zu lassen, in digitalen Dialog zu treten. So lässt sich die Aussage von Michi über den (digitalen) Austausch innerhalb der Jugendgruppe: „dass eben da auch ein Austausch über mehrere Ebenen stattfindet, dass das eben nicht immer nur dasselbe ist, worüber man sich austauscht, sondern immer wieder was Neues ist,“ nicht nur auf die Gesprächsinhalte, sondern auch auf die Kommunikationsform beziehen. Über den virtuellen Raum der WhatsApp-Gruppe, in der die Gruppenmitglieder die Inhalte selbst steuern, transformiert bzw. intensiviert sich nicht nur der Austausch, sondern dieser hat auch das Potenzial, die bestehenden sozialen Bindungen innerhalb der queeren Jugendgruppe noch zu verfestigen.

Ein weiteres Beispiel für Schnittstellen und fließende Übergänge zwischen physischen und digitalen Lebenswelten findet sich im Interview mit Bea:

„Genau, und dann (...) hatte ich vor, (...) vielleicht so vor drei Jahren ungefähr, meine damalige Freundin kennengelernt. Also, zu/also, ich hatte überhaupt keinen Kontakt zu Homosexuellen. Ich hatte nur heterosexuelle Freunde zu dem Zeitpunkt. Und dann hab' ich mich bei ‚Lesarion‘ angemeldet, das ist ja dieses Internetportal. Und hab dann tatsächlich auch einfach keine Beziehung gesucht, sondern auch einfach andere Freundschaften. Und dann hab' ich sie kennengelernt und sie war auch vergeben zu dem Zeitpunkt, stand gar nicht zur Debatte, dass wir zusammenkommen. Und sie hat ein Kind und so, das war für mich/Ich war 22, ich dachte so: ‚Um Gottes Willen! Ein dreijähriges Kind, niemals.‘ Ja. (Lachen) Es kommt dann doch immer anders als man denkt und so. Dann waren wir zusammen eben und ich hatte plötzlich ein Kind.“ (Bea, Abschnitt 5)

Bea, die in der Zeit, von der sie erzählt, „nur heterosexuelle Freunde“ hat und „überhaupt keinen Kontakt zu Homosexuellen“, schildert, wie sie auf der digitalen Suche nach Gleichgesinnten ihre spätere Partnerin kennenlernt. Aus der Betonung der sexuellen Orientierung ihrer Freund*innen bzw. des Gegensatzes zwischen hetero- und homosexuell lässt sich schließen, dass dies für Bea ein relevanter Aspekt ist, da ihr im direkten Vergleich mit ihnen bzw. ihrer Heterosexualität die eigene Abweichung von der heteronormativen Ordnung

bewusst und sexuelle Orientierung zum Differenzmerkmal wird. In dem Bewusstsein und mit der Hoffnung, dort in Kontakt mit Gleichgesinnten zu kommen, meldet sie sich auf einer Online-Plattform für nicht-heterosexuelle *Frauen** an, wo sie „andere Freundschaften“ zu queeren *Frauen** sucht. So entsteht über das Internetportal auch der Kontakt zwischen ihr und der Mutter einer dreijährigen Tochter, mit der sie, wenn auch nicht vorsätzlich, wie Bea betont, nach einer gewissen Zeit eine Beziehung eingeht. Entlang dieser Schilderung finden sich auf mehreren Ebenen Überschneidungen zwischen Beas physischen und digitalen Lebenswelten. Zum einen sucht Bea einen Ausgleich für den realen Mangel an Gleichgesinnten im Freund*innenkreis über die Online-Plattform „Lesarion“, wo sie auch fündig wird und queere *Frauen** kennenlernt. Zum anderen wird aus anfänglich ausschließlich digitalem Austausch eine physische (erst Freundschafts- dann Liebes-)Beziehung. Analog dazu ziehen auch Krell und Oldemeier keine Grenze zwischen persönlicher und virtueller Vernetzung:

„Durch persönliche und virtuelle Vernetzung werden Freundschaften etabliert, Rollenmodelle erlebt, Beziehungen angebahnt, erste sexuelle Erfahrungen gesammelt oder Informationen ausgetauscht.“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 133)

Hieran zeigt sich, wie einerseits Beziehungen im und über das Internet ent- und bestehen können und wie andererseits queere Subkultur digitale Räume zur Vernetzung nutzt. Dabei ist insbesondere das Bestehen dieser digitalen queeren Räume womöglich eine der weitreichendsten Transformationen, nämlich hinsichtlich der Präsenz und Sichtbarkeit von LSBT*IQs. Durch die Erschaffung von Internetseiten mit LSBT*IQ-spezifischen Inhalten, von virtuellen queeren Erlebens- und Handlungsräumen, durch ihre Mitgestaltung und Nutzung, ergänzt und verändert queere Subkultur das Internet, was wiederum zu einer Transformation der Sichtbarkeit queerer Subkultur führt. Nicht nur queere Jugendliche und (junge) Erwachsene haben so die Möglichkeit zu sehen, dass

„eine große Bandbreite von nicht-heterosexuellen Lebensweisen, die sich mitunter außerhalb des binären Systems bewegen und von ‚exzentrischen‘ bis ‚konservativen‘ Biografien reicht [existiert]. Dabei wird die gesellschaftliche Vorannahme der heteronormativen Matrix, dass Menschen entweder *weiblich* oder *männlich* sind und sich in Partnerschaften und Beziehungen wechselseitig aufeinander beziehen, sichtbar gemacht und in Frage gestellt.“ (Krell und Oldemeier 2015, S. 126)

Aufgrund der fortschreitenden Mediatisierung und der Omnipräsenz des Internets und digitaler Medien, die in den vergangenen Jahren zunehmend zu relevanten Sozialisationsinstanzen avancierten, die auch andere Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule und Peers) durchdringen bzw. in Wechselbeziehungen zu diesen treten, besteht die Chance, dass die digitale Sichtbarkeit von LSBT*IQs und queeren Lebenswelten auch in „analoge“ Lebensbereiche ausstrahlt und wirkt. So wird das Internet durch die Nutzung queerer Subkultur in

mehrfacher Hinsicht zu einer möglichen Spielweise zur Dekonstruktion von Heteronormativität.²⁷¹

„Online communities provide more than just an opportunity to find a date or a friend, but also a possibility to find something essential as the vocabulary and stories we use to understand and share our world. [...] Like-minded queers seeking to communicate with one another around the world have been doing a spectacular job of creating our own valuable online spaces. Using our own technology, photography, writers – and often our own funds – we have created online spaces for each other. We built them from the ground up. Sometimes we shared this with our community away from the computer, and sometimes we remained closed. Perhaps we didn't feel safe being open about our gender and sexuality depending on how class, race, age, or gender dynamics impact our own life. But we have been able to find others in similar circumstances and share and learn in meaningful and revolutionary ways. [...] For the queer community, as with other, cultural knowledge is created through sharing our experiences. These stories may be shared through personal blogs, Tumblrs, Twitter accounts, Facebook groups, or other social media outlets with a broad reach and diverse audience. Through reading and writing our shared stories some of us learned how to come out. Some of us learned how to have sex! Some of us learned how to love. And some of us learned how to experience the pain of loss that comes along with this love, especially as part of an ostracized community. [...] This sense of affirmation is incredibly important for those who may, for the first time, be openly identifying as the person they truly are. This is revolutionary when so many people still seem to have trouble understanding our community and continue to make us feel invisible or 'abnormal' rather than something whole and all our own.” (Hagen 2016, S. 141ff.)

Weder das Internet²⁷² noch queere Subkultur sind dabei frei von Normativität, jedoch bieten sie LSBT*IQs je für sich und in ihrer Relation die Unterstützung, an der es in analogen Lebensbereichen mangelt. Internet und queere Subkultur bieten LSBT*IQs gleichermaßen die Möglichkeit der Teilhabe und aktiven Mitgestaltung, vermitteln Zugehörigkeit und dienen als Freiräume, die von und für jene geschaffen wurden, die sich außerhalb der Heteronorm verorten, bzw. dort verortet werden, was sie zu zentralen Ressourcen für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene macht. Dabei beginnt Empowerment durch Internet und queere Subkultur nicht erst durch die Nutzung und Partizipation, sondern bereits mit der fortlaufenden Herstellung und Gestaltung queerer Angebote, Veranstaltungen und Räume durch LSBT*IQs. Da sie als Ressourcen jedoch

271 Dabei gilt es zu bedenken, dass auch das Internet nicht frei von Normativität, Hierarchien, Machtverhältnissen und Gewalt ist. In virtuellen Welten werden über Blogs, Kommentarspalten, Artikel usw. ebenso wie in analogen Lebenswelten heteronormative Werte, Meinungen, Ideale und Normalitätsvorstellung transportiert, die in Normalitätsanforderungen resultieren und Menschen ausschließen, die diesen nicht entsprechen. Zudem gibt das Internet, dadurch, dass jede*r über diverse Foren z. T. anonym seine Meinung äußern kann, auch jenen eine Plattform, die dort enthemmt ihre Menschenfeindlichkeit entladen. Mehr zu Online-Hate-Speech siehe Kaspar et al. (2017).

272 Anders als in der Studie von Krell et al. (2018) ließen sich im Interviewmaterial vorliegender Arbeit zu negativen Aspekten der Internetnutzung, Risiken oder Gefahren keine Hinweise finden.

nicht einfach vorhanden sind und ohne die queeren Nutzer*innen und Mitglieder nicht bestehen würden, muss

„die aktuelle Generation Nicht-Heterosexueller die Kultur und die Angebote der Community immer wieder neu entwickeln und anbieten. Zwar kann zunehmend auf die Kultur und die Errungenschaften der vorherigen Generation zurückgegriffen und Traditionen aufgenommen werden, aber auch dieser Zugang und die Erhaltung der Angebote muss selbst geschaffen werden. Wir sprechen daher von einer Identität aus eigener Kraft, die individuell und als Community geschaffen werden kann.“ (Göth und Kohn 2014, S. 34)

6 Bilanz und Ausblick: Queere Räume, Ressourcen und Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen

Das Ziel der vorliegenden Arbeit war die Beantwortung der Frage, wie sich queere Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen, aus der subjektiven Sicht der interviewten LSBT*IQs, dar- und herstellen. Zu diesem Zweck wurden nach Logik der GT problemzentrierte Interviews mit LSBT*IQs geführt und analysiert. Im Laufe des Forschungsprozesses zeichnete sich eine Fokussierung darauf ab, wie sich *Normalität* und Abweichung, die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität betreffend, erst über die gesellschaftliche Konstruktion von Normen und damit auch von Normabweichung konstituiert. Daneben lag das Erkenntnisinteresse vor allem auch darin, herauszufinden, welche Strategien und Potenziale LSBT*IQs im Umgang mit den, die Gesellschaft durchdringenden, heteronormativen Strukturen nutzen, sich erschließen oder entwickeln und wie sich die Aneignung und Gestaltung queerer Räume und Ressourcen vollzieht. Im Bewusstsein, dass „ein Manuskript nie vollendet ist“ (Strauss und Corbin 1999, S. 203) und es im erhobenen Interviewmaterial noch vieles mehr herauszuarbeiten und „auszubeuten“ (Glaser und Strauss 1998, S. 229) gäbe, wird der Analyse an dieser Stelle dennoch ein vorläufiger Schlusspunkt gesetzt. So werden in diesem Kapitel abschließend noch einmal die zentralen Ergebnisse und die daraus gewonnenen Erkenntnisse der empirischen Analysen zusammengetragen und die abgeleiteten Handlungsbedarfe formuliert. Daran anschließend werden die im Rahmen des Projekts identifizierten Forschungslücken benannt und ein Ausblick auf weitere mögliche Forschungsfelder gegeben. Ein Fazit beschließt die Arbeit.

6.1 Queeres Aufwachsen und L(i)eben in den heteronormativen Kontexten von Familie und Schule

Sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit sind während der Sozialisation und Erziehung in Familie und Bildungsinstitutionen noch immer dann ein Tabu, wenn sie nicht der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit entsprechen. Auch heute noch, trotz z. B. der Einführung diverser Aktionspläne für Vielfalt und Akzeptanz in fast allen Bundesländern, beschränkt sich Sexualerziehung in pädagogischen Kontexten zumeist auf die Reproduktionsfunktion bzw. die Verhütung bei gegengeschlechtlichem Sex, sowie auf die Prävention von sexuell übertragbaren Krankheiten. Auch in Familien findet bei der Sexualaufklärung häufig eine Reduktion von Sexualität

und Geschlechtlichkeit auf diese Fokusse statt. Grund hierfür kann dabei u. a. sein, dass in elterlichen Lebenswelten und Erfahrungsschatz, Themen wie z. B. Homosexualität oder Trans*identität nicht vorkommen. Aufgrund des mangelnden oder fehlenden Bewusstseins über die Relevanz der Thematik, bleibt die Vermittlung (der potenziellen Bedeutung) queerer Themen an ihre Kinder dementsprechend aus. Das Nicht-Thematisieren alternativer Begehrensformen, Sexualitäten und/oder Geschlechtlichkeiten vermittelt Kindern dabei die Annahme einer Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit von Cis-Heterosexualität.²⁷³ Dieses Bild bestärkend kommt hinzu, dass LSBT*IQs häufig weder in der eigenen Familie, noch in der Schule, noch in den Medien anderen queere Jugendlichen oder (jungen) Erwachsenen begegnen. Dieser Mangel an sichtbaren (positiven und realistischen) Rollenvorbildern innerhalb und außerhalb der Sozialisationsinstanzen, an denen sie sich orientieren oder von denen sie Unterstützung erhalten könnten, reproduziert und verfestigt den Anschein einer *Normalität* von Cis-Heterosexualität und damit die heteronormative Ordnung. So liegt dadurch, auch für unter diesen Bedingungen aufwachsende queere Kinder und Jugendliche, eine *andere* sexuelle Identität als eine Cis-Heterosexuelle zunächst außerhalb ihres Vorstellungshorizontes. Setzt dann (wodurch auch immer ausgelöst) die Bewusstwerdung einer von den Heteronormen abweichenden sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit ein, kann dies vor allem während der Zeit des Aufwachsens bei den Betroffenen, neben Unsicherheiten und Verwirrungen, zu einer internalisierten Homo-, Bi-, Trans*, etc. -negativität und damit zu Identitätskrisen führen.

Aus dem Material ließen sich unterschiedliche Strategien von (jungen) LSBT*IQs herausarbeiten, mit dieser Situation umzugehen, darunter z. B. der Versuch des aktiven Ignorierens der eigenen Nicht-Heterosexualität oder Nicht-Cis-Geschlechtlichkeit als Abwehrmechanismus, wodurch unerfüllte gesellschaftliche Zuschreibungen und enttäuschte normative Erwartungen, die im Laufe der heteronormativen Sozialisation inkorporiert werden, bewältigt werden sollten. Auch die Legitimation des eigenen Empfindens, als Phase des Ausprobierens, sich selbst und anderen gegenüber, erfüllt für die Interviewten eine ähnliche Funktion. Daraus lässt sich schließen, dass LSBT*IQ-Jugendliche und (junge) Erwachsene, die in heteronormativen Verhältnissen aufwachsen und leben und sich ihrer Abweichung von herrschenden Normen, Werten und Moralvorstellungen bewusst sind, unter enormen Druck stehen, den es individuell zu bewältigen gilt. Dies zeigte sich auch entlang der Schilderungen der Interviewten, die immer wieder äußerten, ein schlechtes Gewissen und Schuld- und Schamgefühle bezüglich ihrer sexuellen Identität zu haben. Wird jedoch infolgedessen die Geschlechtsidentität und/oder sexuelle Orientierung

273 Auch die Nicht-Thematisierung von Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit, da scheinbar selbstverständlich und natürlich, lässt sich als Ausdruck herrschender heteronormativer Ordnung deuten, die dadurch unausgesprochen und unhinterfragt innerfamiliär und transgenerational weiter reproduziert und stabilisiert wird.

nicht ausgelebt, sondern unterdrückt, kann dies weitreichende negative Folgen und Problemen für die Gesundheit und die soziale Integration von jungen LSBT*IQs haben.²⁷⁴ Unterstützung von Seiten der Eltern, so wichtig sie auch wäre, bleibt dabei häufig aus verschiedenen Gründen aus.

Aus den Interviews ging hervor, dass in Familien, in denen sich ein Kind als LSBT*IQ outet, immer ein gewisses Konfliktpotenzial²⁷⁵ besteht, mit dem sich alle Familienmitglieder auseinandersetzen müssen. Vor allem Eltern müssen lernen, mit der neuen Situation umzugehen, dass ihr Kind nicht (ihren) heteronormativen Erwartungen entspricht.²⁷⁶ Eltern, die selbst in einer heterosexuellen Beziehung leben, setzen gegenüber ihren Kindern (unbewusst) Cis-Heterosexualität voraus und knüpfen entsprechende Erwartungen an sie, z. B. dass diese eines Tages ebenfalls eine gegengeschlechtliche Partner*innenschaft eingehen und Kinder bekommen. Dieses heteronormative Familienbild, bestehend aus heterosexueller *Frau* und heterosexuellem *Mann*, die zusammen ein oder mehrere Kinder zeugen, haben – wie sich aus dem Material herausarbeiten ließ – nicht nur Eltern von LSBT*IQs internalisiert, die mit ihren Reaktionen immer wieder einen Zusammenhang zwischen LSBT*IQ und Kinderlosigkeit konstruieren, sondern auch die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen selbst. So schließen einzelne Interviewpartner*innen die Möglichkeit für sich aus, (trotz Einführung der Ehe für alle, wodurch die bürokratischen Hürden, z. B. für gleichgeschlechtliche Partner*innen, gesunken sind) als LSBT*IQ Mutter oder Vater eines Kindes zu werden.²⁷⁷ So kann auch die vermeintliche Diskrepanz zwischen der eigenen Zukunfts- und Familienplanung und der sexuellen Identität bei queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen eine Krisensituation hervorrufen. Verschärft, zum Teil auch erst verursacht werden, kann diese durch eine negative Reaktion der Eltern auf das Coming-out ihres Kindes.

Aus dem erhobenen Material ließ sich ein breites Spektrum elterlicher Reaktionen auf das Coming-out ihres Kindes als LSBT*IQ herausarbeiten. Neben Verständnis und Akzeptanz waren die Interviewten immer wieder auch mit Ablehnung, Ignoranz oder gar Diskriminierungen konfrontiert, was ihre Situ-

274 Neben Angst- und Schuldgefühlen werden in Studien Depressionen, Angstzustände, Alkohol- und Drogenmissbrauch, Ess- und Schlafstörungen, Konzentrations- und Verhaltensstörungen, diverse psychosomatische Probleme, Isolation, mangelnde Selbstakzeptanz, das Vermeiden sozialer Situationen und Suizidversuche angeführt.

275 Darin besteht jedoch nicht nur Konflikt-, sondern auch kreatives, emanzipatorisches bzw. subversives Potenzial, wenn beispielsweise durch transgenerationale Interaktion die Beteiligten beginnen, das herrschende heteronormative Weltbild zu hinterfragen.

276 Dabei können Klischees und stereotype Geschlechterrollen diesen Prozess noch erschweren.

277 Dennoch haben es queere Menschen im Vergleich zu heterosexuellen cis-Menschen auch heutzutage noch schwerer eine Familie zu gründen, wobei jenes „klassische Bild“ von Familie sich als sowohl sozialisiertes als auch sozialisierendes Wissen verstehen lässt.

ation noch verschärft und die Lebensführung der Betroffenen weitreichend beeinträchtigt hat. Das Ignorieren, Übergehen, oder Abtun der Bedürfnisse des Kindes haben sich dabei sowohl negativ auf das Eltern-Kind-Verhältnis sowie auf das gesamte familiäre Miteinander als auch auf die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung und das Selbstbild des Kindes ausgewirkt²⁷⁸. Auch, dass sich das Kind, aufgrund emotionaler und finanzieller Abhängigkeit, der Situation und dem Lebensbereich Familie – im Falle einer negativen elterlichen Reaktion auf das eigene Coming-out – nur schwer entziehen kann, erhöht den Druck zusätzlich und macht die Entwicklung von Bewältigungsstrategien nötig. Im Material ließen sich sowohl „aktive“, wie z. B. die Provokation einer Konfrontation, als auch passive Strategien, wie z. B. Vermeidung, Rückzug und Isolation, identifizieren.²⁷⁹ Folgt man diesen Ausführungen, verwundert es nicht, dass gerade das Coming-out gegenüber den eigenen Eltern, aufgrund des inhärenten Diskriminierungspotenzials, für junge LSBT*IQs eine emotionale Herausforderung darstellt, mit der Befürchtungen und Ängste einhergehen.²⁸⁰ Gerade junge LSBT*IQs, in ihrer queeren Identität noch nicht gefestigt, sind in dieser Situation besonders vulnerabel. Verläuft das Coming-out entgegen ihrer Hoffnungen nicht positiv und bleiben Rückhalt, Unterstützung und positive Bestärkung aus; wird ihnen mit Unwissenheit, Unbeholfenheit und Überforderung begegnet, oder sogar Ignoranz und offene Ablehnung entgegengebracht, kann dies weitreichende negative Auswirkungen²⁸¹ auf ihre Persönlichkeitsentwicklung haben.

Dabei lassen sich negative Reaktionen von Seiten der Eltern unterschiedlich erklären. Selbst wenig bis nichts über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt wissend können negative elterliche Reaktionen als Zeichen der Unsicherheit gedeutet werden, wenn durch das Outing des Kindes ihr eigenes heteronormatives Weltbild und das Selbstverständnis als gutes Elternteil²⁸² ins Wanken gerät. Eltern (von LSBT*IQs) mangelt es dabei häufig an Informationen, auch da es für sie bis dato keinen Grund gab, sich mit queeren Themen auseinanderzusetzen. Dies kann Ängste hervorrufen, die ihren Ausdruck in Form (ungewollter) negativer Reaktionen auf das Coming-out des Kindes als LSBT*IQ finden. Zudem können die Reaktionen der Eltern, auch wenn deren Empfänger*innen

278 Keinen Einfluss auf die negativen Reaktionen zu haben, kann sich dabei zudem negativ auf die Selbstwirksamkeitserwartung auswirken.

279 Sowohl aktive als auch passive Strategien sind dabei an mehr oder weniger (un)günstige Bedingungen geknüpft, die den Handlungsrahmen der queeren Jugendlichen bilden (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

280 Ein Coming-out, dabei vor allem das erste und/oder eines gegenüber nahestehenden Menschen, ist damit immer voraussetzungsvoll, weil potenziell folgenschwer. Dies zeigt sich auch in den Zahlen: Sieben von zehn jungen LSBT*IQs haben Angst vor Ablehnung durch Familienmitglieder nach ihrem Coming-out (69 %) (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

281 Vgl. Europäische Union (2014).

282 Im Sinne der Frage: „Was habe ich falsch gemacht, dass mein Kind so geworden ist?“

sie als negativ werten, als Zeichen der (Für-)Sorge gegenüber dem eigenen Kind interpretiert werden. In der Befürchtung, dieses könne es, aufgrund der Abweichung von der Heteronorm, im Leben einmal schwer haben, wünschen sie sich für ihr Kind eine unbeschwerte und in ihren Augen *normale* Zukunft. Aus dem Interviewmaterial deutlich hervor ging, dass das Coming-out eines Kindes als LSBT*IQ Eltern bzw. die ganze Familie vor die Herausforderung stellt, mit der neuen Situation umzugehen. Bis alle Familienmitglieder sich darauf eingestellt haben, um sich im nächsten Schritt auch darauf einzulassen, bedarf es der aktiven Auseinandersetzung, Informationen und in vielen Fällen vor allem Zeit.

Neben der Familie lag der Forschungsfokus unter anderem auch auf queeren Lebensrealitäten im Kontext Schule. Vor allem dann, wenn junge LSBT*IQs, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit, Schwierigkeiten und Probleme in einem oder mehreren wichtigen Lebensbereichen (Familie, Peergroup) haben und ihnen dabei Unterstützung verwehrt bleibt, wäre es für queere Jugendliche umso wichtiger, hierfür in pädagogischen Kontexten Entlastung und einen Ausgleich zu finden. Allerdings beschreiben die Interviewten jungen LSBT*IQs, bezüglich eines potenziellen Coming-outs und dessen Folgen, neben der Familie, gerade den schulischen Kontext als prekär und sprechen in diesem Zusammenhang immer wieder von Diskriminierungsängsten. Dies ist insofern besonders bedenklich, da (queere) Kinder und Jugendliche zum einen den Großteil ihrer Zeit in der Schule verbringen, dadurch Schule eine wichtige Sozialisationsinstanz ist, und sie sich zum anderen aufgrund der Schulpflicht dem schulischen Kontext, auch bei erhöhter Belastung, ebenso wenig bzw. nur schwer entziehen können, wie dem Lebensbereich Familie. Zudem ließ sich aus dem Material herausarbeiten, dass gerade auch dieser Lebensraum, ebenso wie andere gesellschaftliche Bereiche und Institutionen, durch heteronormative Strukturen geprägt ist, die sich negativ auf die Entwicklung junger LSBT*IQs auswirken können. Dennoch werden sie u. a. (bewusst und unbewusst) durch Lehrkräfte und Schüler*innen, aber auch durch bürokratische Vorgaben oder räumliche Gegebenheiten und Materialitäten immer wieder bestätigt und reproduziert. Am konkreten Beispiel eines jungen Trans*mannes konnte z. B. herausgearbeitet werden, wie sich als non-binär oder queer definierende und identifizierende Schüler*innen durch (innen)architektonische Grenzziehungen zwischen *Jungen* und *Mädchen*, im Fall von Toiletten und Umkleidekabinen, zur für sie unpassenden geschlechtlichen (Selbst-)Zuordnung gezwungen sind.

Als weitere Strategie von Schulseite, für den Fall, dass sich Schüler*innen nicht das binäre System *Mann* oder *Frau* einordnen lassen, konnte das Umgehen des Problems ausgemacht werden. Anstatt sich aktiv mit der Situation „es gibt ausschließlich Toiletten und Umkleidekabinen für cis-geschlechtliche Schüler*innen“ auseinanderzusetzen und als Lösung anzustreben, dass es Toi-

letten und Umkleidekabinen für alle Schüler*innen geben sollte, wird das eigentliche Problem insofern umgangen, als das z. B. trans*idente Schüler*innen die Lehrer*innentoiletten nutzen müssen oder vom Sport- und Schwimmunterricht befreit werden. So bleibt die Grundproblematik jedoch unangetastet. Zudem zeigte sich, dass Schulen erst im Falle einer konkreten „Krisensituation“ reagieren. Anstatt in den Bildungsinstitutionen entsprechende Bedingungen zu schaffen, um Diskriminierungen von LSBT*IQs grundsätzlich zu vermeiden, wird erst dann reagiert, wenn bei den schulischen Akteur*innen ein für sie wahrnehmbarer Handlungsdruck besteht, der in der Regel erst von bestehendem Leidensdruck Betroffener LSBT*IQs ausgelöst wird. Damit werden problematische Strukturen nicht als solche, sondern als akutes Problem von einzelnen LSBT*IQ-Schüler*innen individualisiert und nur oberflächlich, provisorisch und kurzzeitig korrigiert. Dabei kommt es zu keiner kritischen Auseinandersetzung und Hinterfragung bestehender heteronormativer Strukturen, die damit weiter stabilisiert werden und bestehen bleiben.

Obwohl – laut Bildungsauftrag – neben konkreten Fähigkeiten und Wissen in Schulen auch Akzeptanz gegenüber gesellschaftlichen Minderheiten vermittelt werden soll²⁸³, zeigen die Erfahrungen der Interviewten, dass diese Vorgaben im konkreten Schulalltag von LSBT*IQs nicht umgesetzt werden²⁸⁴. Als Grund hierfür lässt sich u. a. die mangelnde Verbindlichkeit der Aufklärungsumsetzung und die damit einhergehende bzw. daraus auch resultierende Unsichtbarkeit von und Unwissenheit über queere Themen im Schulalltag anführen. Ausbleibende Aufklärung und Informationsvermittlung zu queeren Themen in der Schule kann dabei u. a. zu gravierenden Problemen bei der Identitätsentwicklung junger LSBT*IQs beitragen. Trotz der Aufträge von Bundes- und Landesregierungen zur Verbesserung der nachweislich prekären Situation von queeren Schüler*innen (Krell und Oldemeier 2015; Klocke und Peschel 2017; Küpper et al. 2017) und obwohl zahlreiche Möglichkeiten bestünden, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als Themen in den Lehrplan und den konkreten Unterricht einzubinden, zeigt sich bei der Analyse des Materials, dass auch heutzutage queere Themen im Schulkontext fehlen. Dies einerseits und mangelnde Informationen und Kompetenzen aufgrund unzureichender Ausbildung von Lehrkräften andererseits, die wenn überhaupt nur über wenig einschlägiges Wissen über LSBT*IQs verfügen (vgl. Kleyböcker 2007), stellen ein erhöhtes Diskriminierungsrisiko für queere Jugendliche (und auch für queere Lehrkräfte²⁸⁵) dar, dem sich die Betroffenen aufgrund der Schulpflicht kaum entziehen können.

283 Siehe bspw. diverse Aktionspläne zur Förderung von Akzeptanz gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt, siehe z. B. Hessisches Kultusministerium (2016).

284 Diese Eindrücke decken sich auch mit aktuellen Studienergebnissen Klocke und Küppers (2017).

285 Vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017).

Diskriminierungen im Schulalltag können auf unterschiedlichen Ebenen (strukturell oder auch im persönlichen Umgang mit Mitschüler*innen und/oder Lehrkräften²⁸⁶) stattfinden und dabei verschiedene, mehr oder weniger offene oder verdeckte bzw. indirekte oder direkte Formen annehmen. In einem Fall wurde z. B. ein junger Trans*mann von Seiten der Lehrkräfte insofern fortwährend misgegendert, als dass er auf Klassenlisten mit dem für ihn unpassenden weiblichen Geburtsnamen geführt wurde, mit dem er auch auf Klassenarbeiten unterschreiben sollte. In einem anderen Interview wurde geschildert, dass sich eine Lehrkraft im Rahmen eines persönlichen Gesprächs direkt und offen abwertend gegenüber der sexuellen Orientierung des Interviewten geäußert hat. Als weniger dramatisch, jedoch nicht minder bedeutsam, erscheint dabei der geäußerte Tenor der Interviewten, dass die Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in Schulen noch immer eine Ausnahmerecheinung ist. Die Unsichtbarkeit von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Kontext Schule kann sich dabei ebenso negativ auf Bildungsbiografien queerer Jugendlicher auswirken, wie die mangelnde Sensibilität und Kompetenz oder gar Diskriminierung durch pädagogische Akteur*innen.

Doch nicht nur aufgrund von Schulstrukturen oder durch Lehrkräfte, auch bzw. vor allem durch ihre Mitschüler*innen sind queere Jugendliche im Schulalltag immer wieder Diskriminierungen ausgesetzt (vgl. Krell und Oldemeier 2017). So schildert einer der Interviewten bspw., von seinen Mitschüler*innen aufgrund seiner sexuellen Orientierung als „Gaylord“ beschimpft worden zu sein und Morddrohungen erhalten zu haben. In einem anderen Fall erzählt ein Interviewter aus Angst, aufgrund seiner Homosexualität beleidigt, beschimpft oder körperlich angegangen zu werden, seine sexuelle Orientierung in der Schule geheim gehalten zu haben. Dies als Form von Viktimisierungsangst interpretiert sowie eine gesteigerte Aufmerksamkeit, im Sinne von Sichtbarkeit aufgrund der „abweichenden“ sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit, geht mit potenzieller Verletzlichkeit einher. Als LSBT*IQ in der Schule sichtbar zu sein, bedeutet damit, den Mitschüler*innen eine potenzielle Angriffsfläche für Diskriminierungen zu liefern. So bleiben sich offen zu ihrer nicht-Heterosexualität und/oder nicht Cis-Geschlechtlichkeit bekennende Schüler*innen an Schulen eine Seltenheit (vgl. Krell und Oldemeier 2017). Auch, dass es sich aufgrund der Schulpflicht beim Klassenverband um einen Zwangszusammenschluss handelt, der im Falle von Problemen oder Konflikten nicht ohne weiteres verlassen oder gewechselt werden kann, ist mit ein Grund dafür, dass die Mehrheit²⁸⁷ der queeren Jugendlichen im Schulkontext

286 Auch wenn in einem Fall geschildert wurde, dass sich Lehrkräfte im Kontext von LSBT*IQ-Themen bestehenden Problemen als unterstützend erwiesen haben, so weisen Studienergebnisse (Küpper et al. 2017) darauf hin, dass es sich dabei eher um die Ausnahme handelt.

287 Laut EU LGBT Survey verheimlichen 68 % der Befragten LSBT*IQs ihre sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität (Europäische Union 2014).

von einem Coming-out absieht. So bleiben im schulischen Kontext (sowohl auf Lehrer*innenebene²⁸⁸ als auch) auf Schüler*innenebene, (andere) LSBT*IQs – auch als potenzielle realistische Rollenvorbilder – unsichtbar.

Ebenfalls entlang des Materials konnte dargestellt werden, dass, als Folge der Viktimisierungssängste oder tatsächlich eintretender Diskriminierungen, der Fall eintreten kann, dass sich queere Schüler*innen zurückziehen, den Kontakt zu Mitschüler*innen, aber auch Lehrkräften und Eltern gegenüber reduzieren und sich zunehmend isolieren. So leiden LSBT*IQs gerade während der Adoleszenz besonders häufig unter Einsamkeit.²⁸⁹ Gerade auch deswegen, wäre für junge LSBT*IQs, deren Heranwachsen ebenso, wie das anderer Jugendlicher und junger Erwachsener, von zahlreichen Veränderungen, Ablösungen und (Neu-)Entwicklungen – damit auch von Unsicherheiten und potenzieller Vulnerabilität – geprägt ist ein unterstützendes Umfeld, pädagogische Interventionen und eine Positionierung für Akzeptanz gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im schulischen Kontext umso wichtiger.

Die Ergebnisse, wie oben bereits dargestellt, legen nahe, dass queere Schüler*innen mit ihren Themen und Problemen bzgl. ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit von Schulseite auch heutzutage noch häufig allein gelassen werden. Dabei resultiert ihre schwierige Situation in vielen Fällen erst aus der heteronormativ strukturierten schulischen Organisations- bzw. Systemlogik, unnötigem Beharren auf Bürokratie von Schulseite, Unwissen und Uninformiertheit der Lehrkräfte oder sogar offenen Diskriminierungen durch Lehrer*innen und/oder Mitschüler*innen. Wie auch die Familie, gilt Schule als wichtige und zentrale Sozialisationsinstanz. Dabei durchdringen heteronormative Strukturen den gesamten Lebensraum Schule, sowohl auf struktureller als auch auf individueller Ebene, wodurch LSBT*IQ-Schüler*innen direkte oder indirekte Benachteiligung erfahren. Dies kann sich langfristig negativ auf ihre Bildungsbiografien auswirken und sie damit in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe einschränken. Dabei wären mehr Informationen und Aufklärung über LSBT*IQs nicht nur für queere Kinder und Jugendliche, sondern für alle Kinder und Jugendlichen und deren Angehörige wichtig, um damit ein gesellschaftliches Klima der Akzeptanz gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zu fördern, in dem Diskriminierungen kein Raum gegeben wird.²⁹⁰

288 Vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017).

289 Vgl. Sielert und Timmermanns (2011).

290 Diesbezügliche Handlungsbedarfe zeigen sich auch außerhalb des formalen Bildungswesens in nichtschulisch organisierten Lernorten, wie beispielsweise im Rahmen der Jugendarbeit.

6.2 Heteronormative Strukturen und wie sie LSBT*IQs zu Abweichenden machen

Entlang des Interviewmaterials ließ sich deutlich herausarbeiten, wie LSBT*IQs – nur da sie nicht cis-heterosexuell l(i)eben – in Interaktionen und den daraus hervorgehenden Institutionen und Strukturen nicht nur als *andere*, sondern als abweichende Individuen konstruiert werden. Zugleich wird, über das Otherring von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zur *Normalität* erhoben. Dies zeigt sich in Situationen, in denen es zu Irritationen bzw. Abweichungen von der heteronormativen Ordnung kommt, zu denen sich die an den Interaktionen Beteiligten verhalten müssen, besonders anschaulich. Als Effekt von bzw. Indikator für Heteronormativität und deren Wirkmächtigkeit ließ sich aus dem Interviewmaterial bspw. die Pathologisierung und Kriminalisierung von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen identifizieren. Vor allem Inter- und Trans*geschlechtlichkeit werden auch heute noch als (psychische) Geschlechts- bzw. Gesundheitsstörungen behandelt und somit pathologisiert. Trotz „offizieller“ Entkriminalisierung und Entpathologisierung von Homosexualität im Laufe des 20. Jahrhunderts, fanden sich im Material jedoch auch immer wieder Konstruktionen einer Verbindung zwischen nicht-heterosexuellen Orientierungen und Krankheiten oder Kriminalität. Ein weiteres Phänomen, welches als Effekt der Heteronormativen Ordnung gedeutet werden kann, ist die Annahme von Nicht-Cis-Heterosexualität als Lebensstil bzw. Phase. Den Individuen wird dabei zugeschrieben (im Material wurde ersichtlich, dass LSBT*IQs diese Zuschreibung z. T. auch selbst internalisiert haben), sich aus freien Stücken und eigenem Wunsch für oder gegen eine bestimmte nicht-heteronormative L(i)ebensweise zu entscheiden. Auch die Annahme, eine nicht heterosexuelle Orientierung und/oder Nicht-Cis-Geschlechtlichkeit sei nur eine Phase, die nach einer bestimmten „Laufzeit“ des Experimentierens oder Ausprobierens endet, findet sich im Material sowohl als Argumentationsmuster der Befragten (auch zur Legitimation anderen und sich selbst gegenüber) als auch ihres sozialen Umfelds immer wieder. Verbunden mit diesen Vorurteilen ist die Auffassung, LSBT*IQs könnten und würden eine aktive und bewusste Entscheidung für oder gegen ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit treffen. Auch wenn das Verständnis von Queerness als Phase und als Lebensstil, für den sich Individuen frei und bewusst entscheiden können, lediglich ein Vorurteil ist, ändert dies nichts an der Wirkmächtigkeit bzw. den damit für die Betroffenen einhergehenden Folgen dieses Vorbehaltes. So bringt der Trugschluss von Selbstbestimmtheit und Eigenverantwortlichkeit queere Jugendliche und (junge) Erwachsene in den Legitimations- und Rechtfertigungsdruck (sich selbst und anderen gegenüber), zu begründen, warum sie sich nicht für die gesellschaftlich als legitim geltende Heterosexualität bzw.

Cis-Geschlechtlichkeit „entscheiden“. Eine nicht-heterosexuelle Orientierung und/oder eine nicht eindeutig binäre Geschlechtlichkeit werden vom „Schicksal“ zur selbst gewählten – aus heteronormativer gesellschaftlicher Perspektive falschen – Entscheidung. Auch wenn die Pluralisierung von Lebens- und Lebensstilen und der Zuwachs an Autonomie und Einzigartigkeit der Einzelnen in der Gesellschaft LSBT*IQs in ihren Möglichkeiten (sich aus-)zu l(i)eben gewissermaßen zu Gute kommt, liefern die vermeintliche Entscheidungsfreiheit und der damit einhergehende Entscheidungsdruck im Kontext der sexuellen Identitätsentwicklung den Nährboden für individualisierte Schuldzuweisungen. Die Schuld- und Schamgefühle für die vermeintlich falsch getroffene Entscheidung einerseits und die Hilflosigkeit andererseits, das eigene Empfinden nicht beeinflussen zu können, können dabei zur Beeinträchtigung der psychischen und physischen Gesundheit queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener führen. So stehen entsprechend auch die Bedarfe und die Unterstützung der betroffenen LSBT*IQs im Fokus zahlreicher Beratungs- und Interventionsprogramme. Aus der in dieser Arbeit vertretenen Perspektive greift dies allerdings zu kurz. Wenn LSBT*IQs erst durch die heteronormative Gesellschaft und deren Mitglieder als Abweichende und *Unnormale* konstruiert werden, müsste der Fokus nicht (nur) auf die individuellen Folgen für die queeren Betroffenen gerichtet werden, sondern auf diejenigen, die in ihrem alltäglichen Handeln und Interagieren eine Hierarchie entlang sexueller Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit herstellen, an deren Spitze die Cis-Heterosexualität steht. Anders formuliert: nicht LSBT*IQs sind das Problem, sondern die gesellschaftliche Einstellung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. So beschreibt auch Çetin Homophobie wie folgt:

„Homophobie ist als Folge der Heteronormativität zu verstehen. Heteronormativität basiert auf Naturalisierung, Selbstverständlichkeit, der dichotomen Zwangsgeschlechterordnung und der Unhinterfragbarkeit der Heterosexualität. Sie setzt die dichotome Geschlechterordnung voraus, normiert, konstruiert, konstituiert und schließt die nicht heterosexuellen Lebensweisen aus. Hierdurch erzeugt sie feindliche diskriminierende Haltungen, die als Homophobie verstanden werden können. Vor diesem Hintergrund lässt sich Homophobie wie folgt definieren: Sie ist eine negative sozio-kulturell geprägte, ausschließende stigmatisierende Haltung gegenüber den Personen, die durch hegemoniale Heteronormativität als deviant, pervers, abnormal, anders eingeordnet werden.“ (Çetin 2014, S. 72)

Insofern ist Homophobie bzw. allgemein eine negative und diskriminierende Haltung gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt nicht nur individuelles Diskriminierungsverhalten, sondern viel mehr ein gesellschaftliches Phänomen. Die in den Interviews geschilderten Situationen und (negativen) Reaktionen des sozialen Umfelds von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen veranschaulichen, wie notwendig es ist, auch und vor allem diejenigen in Konzepte einzubeziehen, zu informieren und zu unterstützen, die bisher außerhalb des Fokus standen. Eine Grundvoraussetzung, um Diskriminierungen jeglicher Art, sozialer Ausgrenzung und Abwertung entgegenzuwirken, um

hartnäckige Vorurteile und Klischees abzubauen, für ein gesellschaftliches Klima der Akzeptanz gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten, wäre in erster Linie, den herrschenden Mangel an Informationen und Wissen über LSBT*IQ in der Gesellschaft und all ihren Institutionen zu beseitigen. Eben dieser Mangel an Informationen und Wissen lässt sich dabei als weiterer Indikator bzw. weiteres Produkt heteronormativer Gesellschaft deuten. Aus den Interviews konnte herausgearbeitet werden, dass zum einen queere Jugendliche und (junge) Erwachsene selbst, ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit betreffend, Wissenslücken haben. Um Einschränkungen in der (sexuellen) Identitätsentwicklung und Beschränkungen ihrer Handlungsfähigkeit vorzubeugen bzw. zu bewältigen, bedarf es der Recherche und der aktiven Auseinandersetzung mit sich und mit queeren Themen. Wissensdefizite zeigen sich auch in der mangelnden Aufklärung über LSBT*IQ in den Familien und den Reaktionen der Angehörigen auf bspw. ein Coming-out. Fehlt das Wissen, bleibt auch eine Auseinandersetzung, die zu einer Sensibilisierung bezüglich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt führen kann, aus, was sich in unbedachten und unüberlegten Aussagen oder Fragen äußert. Aus den Erzählungen der Interviewten lässt sich schließen, dass auch in pädagogischen Kontexten bzw. konkret im Kontext Schule, seitens pädagogischer Fach- und Lehrkräfte, weitestgehend Unwissenheit über und Unbeholfenheit im Umgang mit LSBT*IQ herrschen.²⁹¹ Unwissenheit und Unbeholfenheit ließen sich zum einen durch das Informieren der Gesellschaft abbauen, zum anderen bzw. in Synergie wäre eine gesteigerte Sichtbarkeit und Präsenz von LSBT*IQs, mit denen man in Kontakt treten und damit Vorurteilen die Basis entziehen kann, ein Anstoß, die eigenen Einstellungen und Normalitätsannahmen zu hinterfragen. So ließ sich auch die mangelnde Sichtbarkeit von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen in Familien, Schulen, in der Öffentlichkeit und in den Medien als Indikator und Effekt heteronormativer Gesellschaftsordnung aus dem Interviewmaterial herausarbeiten. LSBT*IQs sind dabei in dreierlei Hinsicht unsichtbar: Zum einen, wenn sie ihre sexuelle Identität bewusst und gewollt, z. B. aus Angst vor Diskriminierungen, vor anderen verbergen, zweitens lässt sich allein aufgrund der äußeren Erscheinung nicht die sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität erkennen, drittens ordnen wir in Interaktionen unsere Gegenüber, aufgrund heteronormativer Denkschemata, Vorannahmen und Erwartungen selbstverständlich und unbewusst ein – entweder *weibliches* oder *männliches* – Geschlecht und heterosexuelles Begehren zu. So werden

291 Diverse Aktionspläne für Akzeptanz und Vielfalt, die in die Lehrpläne mitaufgenommen werden (sollen), lassen sich als Reaktion bzw. Intervention auf die vorherrschende Situation in Schulen deuten welche allerdings ohne pädagogische Fach- und Lehrkräfte bereits in ihrer Berufsausbildung mit jenem Wissen in Berührung zu bringen, welches sie in der späteren Ausübung ihres Berufes selbst Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen vermitteln sollen, wirkungslos bleiben.

aufgrund unhinterfragter Grundannahmen von Cis-Geschlechtlichkeit und Heterosexualität als *Normalität*, auch LSBT*IQs im Alltag als cis-heterosexuell gelesen und damit unsichtbar (gemacht). Gerade aber für queere Jugendliche und deren (sexuelle) Identitätsentwicklung wäre es von großer Bedeutung, sich an anderen (sichtbaren und damit für sie erst existenten) LSBT*IQs orientieren zu können.²⁹² Dabei können realistische lebensweltnahe Rollenvorbilder zu einer „Entdramatisierung“ (Krell und Oldemeier 2015) der Situation beitragen und jungen LSBT*IQs zu einem positiven Selbstbild verhelfen. So sind vor allem queere Sichtbarkeit und die Verbreitung von Informationen über LSBT*IQs in der Gesellschaft und all ihren Institutionen ein wichtiger und notwendiger Schritt für eine „Sensibilisierung auf allen gesellschaftlichen Ebenen“ (Krell und Oldemeier 2017), die nicht nur direkt queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen zu Gute käme, sondern allgemein zu einem gesellschaftlichen Klima der Offenheit, Anerkennung und Akzeptanz gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt beitragen würde. Aktuell sehen sich queere Jugendliche und (junge) Erwachsene jedoch weiterhin mit alltäglicher und omnipräsenter Heteronormativität und deren Effekten konfrontiert und sind damit einem allgegenwärtigen Diskriminierungs- und Ausgrenzungsrisko ausgesetzt. In Auseinandersetzung mit ihrer Situation entwickeln LSBT*IQs verschiedene Strategien und nutzen bzw. eignen sich unterschiedliche Ressourcen der Selbstermächtigung und zur Herstellung und Sicherung von Handlungsfähigkeit an, auf denen ein weiterer Fokus der empirischen Analyse lag.

6.3 Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur

Queere Jugendliche und (junge) Erwachsene sehen sich alltäglich in verschiedenen Kontexten und auf unterschiedlichen Ebenen immer wieder direkter und indirekter sowie offener und verdeckter struktureller, institutioneller und individueller Diskriminierung ausgesetzt. Im Umgang mit dieser Situation, bedienen sie sich verschiedener Strategien und Ressourcen. Sowohl das Internet als auch queere Subkultur blieben als zentrale Ressourcen in diesem Kontext in zahlreichen Studien bisher jedoch unbeachtet. Dabei ließ sich aus dem Interviewmaterial herausarbeiten, dass LSBT*IQs sowohl das Internet als auch

292 Während der Bewusstwerdung der eigenen sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität, in der sich aus einem unbestimmten Gefühl des *Andersseins* die Selbstidentifikation als LSBT*IQ herausbildet, sowie im Verlauf der ersten äußeren Outings kann die Sichtbarkeit von und der Kontakt zu anderen nicht-heterosexuellen und/oder cis-geschlechtlichen Menschen die soziale Sicherheit stärken und (das Gefühl von) Isolation vermeiden.

queere Subkultur auf multiple Art und Weise als Ressourcen nutzen, um die Beschränkungen innerhalb heteronormativer Verhältnisse zu bewältigen.

So ließ sich zeigen, wie queere User*innen das Internet, je nach individuellem Bedarf, in seiner Funktion als Informationsmedium, als Konsummedium und/oder als Kommunikationsmedium nutzen. Unabhängig, ob bei der aktiven gezielten Informationsrecherche, zufälligem „Stöbern und Schmöckern“ zu queeren Themen (z. B. auf diversen Blogs und Foren), bei der unmittelbaren Befriedigung von (sexuellen oder Konsum-) Bedürfnissen oder dem interaktiven Austausch in Chats, Foren und Messengerdiensten, sind vor allem zwei Charakteristika queerer Internetnutzung von besonderer Relevanz: Zum einen tragen sowohl die leichte und beinahe überall verfügbare Zugänglichkeit als auch die Anonymität der Nutzer*innen dazu bei, potenzielle Hemmschwellen zu senken, Tabus zu umgehen und körperliche Vulnerabilität zu vermeiden. Auch der Aspekt der Interaktivität, die es jeder*jedem erlaubt, Inhalte ins Netz zu stellen, kennzeichnet das Internet als DAS (nicht unumstrittene) Informations-²⁹³ und Kommunikationsmedium der Neuzeit.

Gerade für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene spielt das Internet vor allem als Informationsquelle eine zentrale Rolle, da Informationen, wie sie über heterosexuelles Begehren und Fortpflanzung bereits in der frühkindlichen Erziehung in Familien und Bildungsinstitutionen vermittelt werden und in Büchern, Zeitschriften, Filmen usw. allgegenwärtig sind, über alternative Sexualitäten und Geschlechtlichkeiten nicht in gleichem Maße zugänglich sind.²⁹⁴ So müssen junge LSBT*IQs sich als Kinder heterosexueller und/oder cis-geschlechtlicher Eltern meist selbst aktiv um ihre Aufklärung und um die Beschaffung verlässlicher Informationen zu queeren Themen bemühen. Dabei bietet das Internet ihnen die Möglichkeit, sich diesen unverbindlich und anonym, ohne jegliche Folgen und somit potenziell reversibel anzunähern. Die Interviewten – vor allem diejenigen, die entweder kein unterstützendes soziales Umfeld und/oder keinen sonstigen Zugriff auf verlässliche Informationen haben – beschrieben es als enorm empowernd, wenn sie nach langer, z. T. auch vergeblicher Suche nach Antworten, auf Informationen stoßen und bei der Recherche feststellen, dass sie mit ihren Fragen und Problemen nicht allein sind. Festzustellen, dass es Menschen gibt, die sich mit ähnlichen Themen auseinandersetzen, sich in ähnlichen Situationen befinden und zu lesen, wie und mit welchen Strategien und Maßnahmen diese produktiv gestaltet und bewältigt werden können, eröffnet für die Interviewten eine Perspektive und einen Weg aus der Macht- und Einflusslosigkeit. Dementsprechend kann, an relevantes

293 Das Spektrum an Informationen, auf die zugegriffen werden kann, ist beinahe grenzenlos und auch zu marginalisierten und tabuisierten Themen finden sich objektive und wertfreie Auskünfte, die die Suchenden nicht beschämen oder stigmatisieren.

294 Falls in heteronormativen Kontexten doch über nicht-heterosexuelle Orientierung und/oder Nicht-Cis-Geschlechtlichkeit gesprochen wird, dann meist stereotyp, klischeehaft und negativ konnotiert.

queeres Wissen zu gelangen, als Prozess der Selbstermächtigung und Selbstbestimmung interpretiert werden.

Dabei gibt das Internet den Nutzer*innen die Möglichkeit, nicht nur auf allgemeine Informationen für und über LSBT*IQs zuzugreifen, sondern den eigenen, ganz individuellen Interessen nachzugehen, wie in konkreten Beispielen das Thema Transition im Alter oder eine Anleitung zum Brust-Abbinden. Mit queerem Wissen, wie u. a. auch diesem, als Ressource, können die Interviewten sich selbst und die eigene Situation, im Sinne einer positiven Identitätsarbeit, besser verstehen und damit ihren Möglichkeits- und Gestaltungsspielraum erweitern.

Ebenfalls aus dem Material herausarbeiten ließ sich, dass das Internet als queeres Informationsmedium eine katalysierende Wirkung auf die Bewusstwerdung als LSBT*IQ haben kann. Um den Prozess der Bewusstwerdung anzustoßen und zu befördern, bedarf es u. a. eines entsprechenden Vokabulars bzw. einer adäquaten Sprache und passender Begriffe, das eigene Empfinden in Worte zu fassen. Diese finden LSBT*IQs im Internet und können damit Bedürfnisse und Fragen formulieren, sich selbst bezeichnen, kategorisieren und damit auch identifizieren.

Zudem kann das Vorhandensein digitaler queerer Räume und die dortige Sichtbarkeit von anderen LSBT*IQs, mit denen man sich potenziell austauschen kann und die als (virtuelle) Rollenvorbilder Orientierung bieten können, eine intensive und konstruktive Auseinandersetzung mit sich und der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit begünstigen, was das Internet zu einer zentralen Instanz der queeren Identitätsarbeit macht. Gerade auch im Kontext des Coming-out²⁹⁵ wurde das Internet von den Interviewten immer wieder als wichtiges Informationsmedium bezeichnet. So schilderte einer der Interviewpartner, dass ihm die Ergebnisse seiner Internetrecherche zum Thema Coming-out bzw. dabei konkret zu sehen, wie andere dabei vorgegangen sind, wie sie sich vorbereitet haben und wie die Reaktionen auf ein Outing ausfallen können, geholfen haben, seine eigenen Ängste zu überwinden und sich seinen Freund*innen und der Familie gegenüber zu outen.

Wie sich in den Gesprächen zeigte, erfreuen sich dabei vor allem audiovisuelle Formate bei jungen LSBT*IQs besonderer Beliebtheit. Da grundsätzlich jede*r Internetnutzer*in etwas ins Netz einstellen kann, gibt es die Möglichkeit des Selbstaudrucks und des Teilens von Erfahrungen oder Meinungen via Video auch für LSBT*IQs. Auf diese Weise entstehen, z. B. konkret auf der Plattform YouTube, queere bzw. nicht-heteronormative Räume. Auch wenn digitale queere Räume im Verhältnis zum heteronormativen Mainstream noch immer marginal sind, bietet das Internet den LSBT*IQ-Nutzer*innen

295 Und auch bei der gezielten Suche nach diversen Angeboten für LSBT*IQs, ist das Internet der erste Weg, über den junge Menschen am häufigsten auf queere Orte, Veranstaltungen etc. stoßen.

Möglichkeiten, an Informationen zu „ihren“ Themen zu gelangen, nicht-heteronormative Räume zu entdecken und/oder diese selbst zu gestalten, weswegen das Internet in dieser Hinsicht nicht nur als Informationsmedium, sondern auch als Möglichkeitsraum mit subversivem und emanzipatorischem Potenzial gedeutet werden kann.

Entlang des Interviewmaterials zeichnete sich eine weitere Funktion des Internets für LSBT*IQs ab. Am Beispiel eines digitalen queeren Einkaufsummels und des Konsums von nicht-cis-heterosexueller Internetpornografie, konnte das Internet als queeres Konsummedium als Alternative und zur Bewältigung bzw. Umgehung heteronormativer Strukturen im Alltag herausgearbeitet werden. Noch bedeutsamer scheint jedoch die Funktion als Kommunikationsmedium und digitaler Begegnungsraum, gerade auch für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene.

Im (analogen) Alltag²⁹⁶ sind LSBT*IQs aus den bereits weiter oben angeführten Gründen meist unsichtbar, was die Kontaktaufnahme zu potenziellen Gleichgesinnten für (junge) LSBT*IQs erschwert. Auch, da eine reale Begegnung immer ein potenzielles Sicherheitsrisiko in sich birgt, stellt das Internet eine (sichere weil anonyme) Alternative dar.²⁹⁷ So bietet es LSBT*IQs den Raum und die Möglichkeit, deutschland- oder sogar weltweit Kontakte zu anderen queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen zu knüpfen und sich zu vernetzen.²⁹⁸ Dabei ist das Internet häufig der Ort, an dem queere Jugendliche erstmals in Kontakt mit Menschen treten, die die eigenen Erfahrungen teilen, wobei das Suchen und Entdecken von Gemeinsamkeiten der zentrale Aspekt zu sein scheint, in dem sich LSBT*IQs von ihrem cis-/heterosexuellen Umfeld unterscheiden: Wo cis-heterosexuelle Jugendliche und (junge) Erwachsene ihren Wunsch nach Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit im direkten sozialen Umfeld der Peergroup erfüllen können, suchen (junge) LSBT*IQs online nach diesbezüglicher Bedürfnisbefriedigung. Ebenso verhält es sich bei der Suche nach potenziellen Partner*innen. LSBT*IQs steht allgemein deutlich weniger Infrastruktur²⁹⁹ zur Verfügung, in der sie Gleichgesinnte treffen, die für ein Date und evtl. mehr infrage kommen. So liefert

296 Eine Differenzlinie zwischen echtem Leben und Realität im Gegensatz zur virtuellen Welt zu ziehen, bleibt dabei eine künstliche Konstruktion.

297 Voraussetzung für die Kontaktaufnahme mit potenziellen Gleichgesinnten ist das Bewusstsein der eigenen nicht-cis-heterosexuellen Identität, sowie die Bereitschaft, diese dem (virtuellen) Gegenüber explizit zu machen.

298 Die Hemmschwelle, sich an einer digitalen Unterhaltung zu beteiligen, ist dabei zudem deutlich niedriger, als eine Person, z. B. auf offener Straße, direkt anzusprechen. Dass es sich bei den digitalen Interaktionspartner*innen um Fremde handelt, denen man möglicherweise offline nie begegnen wird, senkt dabei zusätzlich Schwellen oder Hemmnisse, potenzielle Tabus zu thematisieren, noch weiter.

299 Selbst in mittelgroßen und Großstädten gibt es verhältnismäßig wenige queere Bars und Kneipen oder regelmäßig stattfindende Partyreihen für (junge) LSBT*IQs.

auch hier das Internet die Möglichkeiten, die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen sonst verwehrt blieben. Unterschiedliche Plattformen und Portale, bei denen die Suchfunktionen eine auf Gleichgesinnte eingegrenzte Suche ermöglichen, oder explizit queere Formate, bieten LSBT*IQs die Chance, potenzielle (Sex-)Partner*innen kennenzulernen. Dabei können vor allem junge LSBT*IQs sich selbst relativ folgenlos – weil anonym, virtuell und damit in gewissem Maße reversibel – testen und ausprobieren. Die sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit ohne unmittelbare Konsequenzen mit Gleichgesinnten zu thematisieren und durchzuspielen, ist in dieser Form nur im virtuellen Raum des Internets möglich. So ist das Internet in vielerlei Hinsicht Möglichkeitsraum und auch Schutzraum für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene.

Als ebenso zentrale Ressource für (junge) LSBT*IQs herausgearbeitet werden konnte, neben dem Internet, die queere Subkultur, deren Mitglieder vor allem ihre Abweichung von der heteronormativen Ordnung (ver-)eint. Das, wie sich entlang des Interviewmaterials darstellen ließ, ansonsten sehr heterogene³⁰⁰ Kollektiv an Gleichgesinnten (z. B. unterschiedliche Möglichkeiten des Zugangs³⁰¹ zu queerer Subkultur, vielfältige Motivationen und Arten der Partizipation sowie verschiedene Formen der Vernetzung) nimmt für die Interviewten, gerade aufgrund dieser Gemeinsamkeit, nämlich der Abweichung von den gesellschaftlichen *Normalitäten* von Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit, einen zentralen Stellenwert ein. Dabei war ein verbindendes Thema z. B. die Ambivalenz des Coming-outs, als jener Bekenntniszwang und Druck, die eigene nicht-cis-heterosexuelle Identität offenbaren und kundtun zu müssen, um nicht falsch eingeordnet zu werden, sich damit jedoch zur *Andersartigkeit* zu bekennen und als potenzielles Opfer für Diskriminierungen sichtbar zu werden. Bezüglich der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit die gleichen Themen, eine ähnliche Lebenssituation und geteilte Erfahrungen zu haben, ließ sich als – wenngleich nicht notwendige, jedoch hinreichende – Bedingung identifizieren, um das/die Gegenüber als Bezugspersonen bzw. -gruppe anzuerkennen. So äußerten die Interviewten auch mehrfach, dass gerade Ereignisse und Erlebnisse³⁰², die queere Jugendliche und (junge) Erwachsene im Verlauf ihrer Biografie, aufgrund ihres Status als gesellschaftliche Abweichler*innen, machen, sie prägen und zu ähnlichen Sichtweisen auf bestimmte Themen und einem Gemeinschaftsgefühl führen. Dabei ist das „Wir-

300 Je nachdem, ob LSBT*I oder Q, wie und wo man lebt und herkommt, wie alt man ist, welchen Bildungshintergrund man hat usw., kann sich Angebotsstruktur, Partizipationsmöglichkeit und die Zugänglichkeit zu queerer Subkultur unterscheiden. Auch innerhalb LSBT*IQs werden Differenzlinien erzeugt und soziale Ausschlüsse vollzogen.

301 Dabei ist auch die Rolle von Gleichgesinnten als „Ga(y)tekeeper“ hervorzuheben, die den Eintritt in queere Subkultur erleichtern können.

302 Nina führte den Anschlag auf den queeren Nachtclub „Pulse“ im US-amerikanischen Orlando, Florida als Beispiel an.

Gefühl“ bzw. die Gruppenkohäsion umso intensiver, je mehr Gemeinsamkeiten die Gruppenmitglieder miteinander haben.³⁰³ Mit Einsetzen der Bewusstwerdung sind es eben jene Gemeinsamkeiten, die LSBT*IQs in ihrem cis-heterosexuellen Umfeld vermissen, weswegen sich (junge) LSBT*IQs mit Themen und Problemen bezüglich der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit in ihrem cis-heterosexuellen sozialen Umfeld häufig unverstanden, wie sich am Material ableiten lässt.³⁰⁴ Der Unterschied zu ihren cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen tritt queeren Jugendlichen gerade auch während des Heranwachsens besonders ins Bewusstsein, wenn Themen um Körperlichkeit, (gegengeschlechtliches) Begehren und (Hetero-)Sexualität die Interaktionen innerhalb der Peergroup bestimmen. Zugleich wachsen – anders als ihre cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen³⁰⁵ – (junge) LSBT*IQs, mit Einsetzen der Bewusstwerdung und als Ergebnis heteronormativer Sozialisation, im Wissen darüber auf, von der gesellschaftlichen Heteronorm abzuweichen und deswegen einem erhöhten Diskriminierungsrisiko ausgesetzt zu sein. Auch diese Erfahrung, aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit einer marginalisierten Gruppe anzugehören, unterscheidet queere Jugendliche und (junge) Erwachsene von ihrem cis-heterosexuellen sozialen Umfeld, wobei sie sich durch eben jenes Umfeld in ihrem (heteronormativ geprägten) Alltag fortwährend mit ihrer vermeintlichen *Andersartigkeit* konfrontiert sehen.

Zu den Folgen, wahrzunehmen und widerspiegelt zu bekommen, aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit *anders* zu sein, kann bei den Betroffenen verschiedene Reaktionen hervorrufen, wie z. B. Verdrängung, Vermeidung, Verzicht oder sozialer Rückzug (vgl. Krell und Olde-meier 2017) und auch die Angst vor Etikettierung, Stigmatisierung und Diskriminierung wird zum ständigen Begleiter. Wie sich im Material zeigte, kann eine Strategie, die die Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit in einer solchen Situation aufrechterhält, die Suche nach einer Bezugsgruppe sein, deren Mitglieder vor ähnlichen Herausforderungen stehen und Erfahrungen sowie auch Bedürfnisse teilen. Gleichgesinnte zu finden und Gemeinsamkeiten festzustellen, ist ein Prozess mit Bindungswirkung, so ermöglichen erst diese Gemeinsamkeiten ein gegenseitiges Verstehen. Dabei kann die Selbstverständlichkeit, mit der LSBT*IQs mit ihrer eigenen sexuellen Orientierung und/oder

303 Dieser Prozess kann durch das „Othering“, also die Herabsetzung von cis-Heterosexuellen und, damit einhergehend, die Aufwertung der eigenen queeren Gruppe noch verstärkt werden.

304 Aus Angst vor negativen Reaktionen bezüglich ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit meiden LSBT*IQs häufig queere Themen gegenüber ihrem cis-Heterosexuellen Umfeld.

305 Heterosexuelle stellen ihre für sie als selbstverständlich, *normal* und natürlich erscheinende heterosexuelle Orientierung ebenso wenig in Frage, wie cis-Frauen und -Männer ihre Cis-Geschlechtlichkeit.

Geschlechtlichkeit sowie der ihres Gegenübers umgehen und darüber sprechen, queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen ein in heteronormativen Kontexten unbekanntes Gefühl von *Normalität* vermitteln. Aus dem Material ging zudem hervor, dass auch wenn in queeren Kontexten sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit thematisiert wird, kein Erklär- und Legitimationsdruck besteht, wie er in Interaktionen, konkret z. B. Outing-Gesprächen, gegenüber cis-Heterosexuellen empfunden wird. Dementsprechend schildern die Interviewten, dass mit cis-heterosexuellen Gleichaltrigen oftmals Anknüpfungspunkte fehlen und es Themen gibt, über die nicht gesprochen werden kann. Erklärungen und Rechtfertigungen werden unter Gleichgesinnten überflüssig, wenn die an der Interaktion Beteiligten auf denselben Erfahrungsschatz und geteiltes Wissen zugreifen können. Aber auch eine gemeinsame Sprache bzw. Art des Sprechens über queere Themen bzw. LSBT*IQs innerhalb der Subkultur stellte sich als relevanter Aspekt dar. Konkret entlang der Ausführungen von Tim ließ sich aufzeigen, dass es um queere Themen und LSBT*IQs in den Status der *Normalität* zu versetzen, bereits im Sprechen einer Enttabuisierung queerer Themen bedarf, denn offen, ohne Tabus und auf Augenhöhe in einen Dialog zu treten, wirkt auch auf den Gesprächsgegenstand. Anstatt flüsternd und hinter vorgehaltener Hand von und über LSBT*IQs bzw. queere Themen zu sprechen, gilt es, dies in selbstverständlicher Offenheit und damit auch Hörbarkeit zu tun, die ebenso wie Sichtbarkeit, zu einem positiven Selbstverständnis und der *Normalität* von LSBT*IQs beitragen kann.

Sich innerhalb der Subkultur mit anderen selbstverständlich über (wenn auch nicht ausschließlich) queere Themen austauschen zu können, kann vor allem in belastenden, ambivalenten und unsicheren Phasen, gerade auch für queere Heranwachsende, unterstützend sein. Für junge LSBT*IQs ebenfalls als förderlich, konnte das Vorhandensein sicht- und erlebbarer realistischer³⁰⁶ und positiver Rollenmodelle für nicht-heteronormative L(i)ebensweisen in queerer Subkultur herausgestellt werden. Diese können eine Identifikationsfolie bieten und – wenn vorhanden – bereits im Prozess des inneren Coming-outs die Selbstakzeptanz fördern und damit die queere Identitätsarbeit und -entwicklung unterstützen. Gerade über den Austausch mit anderen LSBT*IQs, besteht die Möglichkeit sich dabei entweder abzugrenzen oder aber zu identifizieren und queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen dabei helfen, sich und die eigene Identität zu verorten und eine Bezugsgruppe zu finden. Zu sehen, dass es noch andere gibt, die sind wie man selbst, kann demnach in der durch Unsicherheiten, Ambivalenzen und auch Ängste geprägten Zeit des inneren und äußeren Outings für LSBT*IQs sehr bedeutsam und unterstützend sein. weswegen Krell und Oldemeier in diesem Kontext auch von der Funktion

306 Da die queere Subkultur so heterogen ist, können ihre Mitglieder als realistische Rollenmodelle fungieren, da sie vermitteln, dass LSBT*IQs auch unter Gleichgesinnten individuell und authentisch sein dürfen.

der „Entdramatisierung“ (Krell und Oldemeier 2017, S. 58) queerer L(i)ebensweisen sprechen. Neben Orientierung und Zugehörigkeit ließ sich aus den Interviews zudem herausarbeiten, dass Anerkennung ein weiterer zentraler Aspekt ist, den LSBT*IQs in einer heteronormativen Gesellschaft vergebens suchen und häufig erst im Kollektiv Gleichgesinnter finden. Nicht allein und „falsch“ zu sein, sondern unter Gleichgesinnten, die eine*n nicht trotz, sondern wegen der eigenen gesellschaftlich definierten „Abweichung“ anerkennen und akzeptieren, wurde von den interviewten LSBT*IQs als enorm entlastend und unterstützend empfunden.

Gerade auch aufgrund der häufig negativen Alltagserfahrungen von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, sind die Ansprüche an queere Angebote und Räume relativ niedrig, so wünscht sich einer der Interviewten einfach einen Ort, „wo ich selbst sein kann“ und ein anderer möchte das Gefühl haben, „nicht immer eine Minderheit zu sein“. Einer Minderheit anzugehören, wird dabei von den (jungen) LSBT*IQs immer wieder als belastend beschrieben, was sich nachweislich negativ auf deren Gesundheit auswirken kann (Dennert 2005; Dennert 2006; King et al. 2008). Die Zugehörigkeit zu und Partizipation an queerer Subkultur kann demnach LSBT*IQs unterstützen, diese erhöhte Belastung zu bewältigen.

Dabei äußerten die Interviewten jedoch auch gewisse Ambivalenzen in Bezug auf die Notwendigkeit queerer Subkultur. Als Grund hierfür konnte die Divergenz zwischen dem Wunsch nach einer *Normalität* im Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und der heteronormativ geprägten Realität, in der LSBT*IQs auch heutzutage noch als *unnormale* gelten, identifiziert werden.

Denn Nicht-Cis-Heterosexualität sollte, wie eine der Interviewten sagt, „gar kein Thema sein.“ Wäre dem tatsächlich so, dass LSBT*IQs und cis-Heterosexuelle in unserer Gesellschaft gleichwertig wären, wäre sowohl der Bedarf als auch die Funktion queerer Räume bzw. Subkultur ein(e) andere(r). Gesellschaftliche Realität ist jedoch, dass queere Jugendliche und (junge) Erwachsene in allen Lebensbereichen wegen ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit einem erhöhten Diskriminierungsrisiko ausgesetzt sind. Aufgrund dieser Vulnerabilität bedarf es queerer Räume, die LSBT*IQs eine diskriminierungsfreie, inklusive Umgebung, frei von heteronormativ(-patriarchalen) Herrschaftsstrukturen, bieten. Unter Gleichgesinnten können sie sich sicher, akzeptiert und wertgeschätzt fühlen, unabhängig ihrer (gesellschaftlich stigmatisierten) sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit. Auch um zumindest zeitweise ihre nicht-heterosexuelle Orientierung und/oder Nicht-Cis-Geschlechtlichkeit und die entsprechende gesellschaftliche Etikettierung als Abweichler*in vergessen bzw. irrelevant zu machen, sind LSBT*IQs auf queere Räume angewiesen, in denen sie sich unter Gleichgesinnten, ohne Erklär- oder Rechtfertigungszwang, frei ausl(i)eben können. Denn nur dort kommt es gewissermaßen, wenn auch nur kurzzeitig und in einem bestimmten

Rahmen, zu einer Umdeutung von *unnormale* in *normal*. Einerseits ist diese Notwendigkeit queerer Räume, wie eine der Interviewten äußert, „schon traurig“, da sich daran zeigt, dass LSBT*IQs noch immer nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Andererseits eröffnen die Existenz und vor allem auch die Vielfalt queerer Räume und Subkultur zahlreiche Möglichkeiten für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene. In queerer Subkultur können (junge) LSBT*IQs unter Gleichgesinnten Erfahrungen teilen und Gemeinsamkeiten finden, erleben Verständnis, Zugehörigkeit, Orientierung, Sicherheit bzw. (Rück-)Halt, Unterstützung und Geborgenheit sowie Akzeptanz und Anerkennung, die ihnen in heteronormativen Kontexten oftmals verwehrt bleiben. Auch dadurch rückt das Gefühl falsch oder *unnormale* zu sein, für eine gewisse Zeit in den Hintergrund. Es ent- bzw. bestehen Möglichkeits-, Schutz- und Freiräume, in denen (junge) LSBT*IQs partizipieren können und somit wieder in ihrer Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit ermächtigt werden. Aus diesen Gründen bilden Gleichgesinnte bzw. bildet die queere Subkultur, bezüglich der Gestaltung und der Bewältigung queeren L(i)ebens in heteronormativen Verhältnissen, eine wichtige soziale Ressource für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene. Gerade auch, da ein Leben ausschließlich in queerer Subkultur nicht möglich ist, da LSBT*IQs als Gesellschaftsmitglieder in diversen (institutionellen und gesellschaftlichen) Kontexten eingebunden sind und bleiben (wie Familie, Schule, Beruf, aber z. B. auch das Gesundheitssystem), deren Strukturen und Ordnungen heteronormativ geprägt sind, ist der Stellenwert queerer Subkultur als Gegenwelt, in der LSBT*IQs in ihrer *Andersartigkeit* anerkannt und in ihrer L(i)ebensweise unterstützt und bestärkt werden, umso höher.

Wie entlang des Interviewmaterials herausgearbeitet wurde, können für (junge) LSBT*IQs sowohl das Internet als auch queere Subkultur zentrale Ressourcen darstellen. Sie verändern und erweitern den Möglichkeitshorizont auf verschiedenen Ebenen radikal. Sie bieten u. a. eine Plattform, sich Informationen anzueignen, zum (Informations-)Austausch mit Gleichgesinnten, eine (virtuelle) Rückzugsmöglichkeit, (Rück-)Halt, Unterstützung und Sicherheit, vermitteln das Gefühl von Zugehörigkeit, Akzeptanz und Anerkennung, an welcher es LSBT*IQs in ihrem Alltag als Abweichter*innen heteronormativer Ordnung häufig mangelt, und nehmen einen entsprechend hohen Stellenwert in queeren Biografien ein.³⁰⁷ In einem ersten Schritt wurden beide Ressourcen getrennt voneinander analysiert, was deutlich werden ließ, dass queere Internetnutzung und die Zugehörigkeit zu und Vernetzung in queerer Subkultur einen großen Einfluss darauf hat, wie es ist, als LSBT*IQ zu l(i)eben. Diese Trennung muss dabei als eine Trennung zu analytischen Zwecken verstanden werden, da es, den Schilderungen der Interviewten zufolge, zahlreiche Berührungen, Überschneidungen und Relationen zwischen queerem Internet und

307 Wobei sich die queeren Internetnutzer*innen anonym und körperlos und damit nur begrenzt vulnerabel in virtuellen queeren Räumen bewegen können.

Subkultur gibt. Weiter ließ sich aus dem Material herausarbeiten, dass die beiden Ressourcen in kompensatorischem, transformatorischem und/oder potenzierendem Zusammenhang stehen können.

Kompensatorische Effekte wurden in beide Richtungen identifiziert. So können queere Jugendliche und (junge) Erwachsene z. B. die Möglichkeiten und Funktionen des Internets nutzen, um Defizite im heteronormativ geprägten Alltag auszugleichen (z. B. einen Mangel an Informationen oder fehlenden Austausch mit Gleichgesinnten). Queere Räume, zu denen LSBT*IQs in „analoge Lebensbereichen“ keinen Zugang haben, können durch das Internet erschlossen und mitgestaltet werden (z. B. in Form des Besuches queerer Online-Plattformen und Chaträume, des Konsums queerer Blogs oder der Gestaltung eigener queerer Web-Inhalte, wie YouTube-Videos oder Foreinträge). Durch gezielte Suche nach und Interaktion mit anderen LSBT*IQs im Internet, die erst durch/trotz der Anonymität im Netz sichtbar³⁰⁸ werden, finden queere Jugendliche und (junge) Erwachsene Gleichgesinnte, mit denen sie (aufgrund ihrer Abweichung von der heteronormativen Ordnung) Gemeinsamkeiten finden, sich mitteilen, verstanden und sich ihnen verbunden fühlen können, ohne Folgen negativer Reaktionen in ihrer physischen Realität befürchten zu müssen. Im Internet können LSBT*IQs ihre Erfahrungen mit anderen teilen und wechselseitig als Rollenmodelle, die Orientierung und Unterstützung bieten, fungieren. Zudem können die queeren Rezipient*innen das Internet und seine Funktionen eigenmächtig, ganz nach Bedarfen, Wünschen und Vorstellungen nutzen und steuern, wodurch die virtuelle Realität auch das Erfahren von Selbstwirksamkeit ermöglicht. So können queere Jugendliche und (junge) Erwachsene durch die Ressource Internet, Bedürfnisse, die in ihrem physischen Alltag und im sozialen Umfeld auf verschiedenen Ebenen unbefriedigt bleiben, kompensieren.

Die entgegengesetzte Wirkrichtung des kompensatorischen Effekts zeigt sich am Beispiel eines Interviewten, dem die Kommunikation via Internet zu anonym und „körperlos“ ist und der diese daher nur als Vorstufe des realen, physischen Kennenlernens und Austausches mit anderen LSBT*IQs nutzt. Anonymität und begrenzte bis fehlende Körperlichkeit in virtuellen queeren (Kommunikations- und Beziehungs-)Räumen, kann demnach durch Austausch und Kontakt in der physischen Realität kompensiert werden. Hieran ebenfalls deutlich wird, dass individuell und je nach Bedarf und Perspektive wechselnd, Eigenschaften der jeweiligen (virtuellen und realen) Welten, als Vor- oder Nachteile bzw. Möglichkeiten oder Grenzen ausgelegt werden können.

308 Die queeren User*innen setzen dabei voraus, dass sich auf einschlägigen queeren Plattformen und Portalen auch die anderen registrierten Benutzer*innen, so wie sie selbst, als LSBT*IQ identifizieren. Ein Coming-out unter einem Pseudonym ist dabei deutlich weniger voraussetzungsvoll als im analogen Alltag.

Neben dem kompensatorischen Effekt (ungeachtet der Wirkrichtung) zwischen queerer Internetnutzung und queerer Subkultur, ließ sich aus dem Interviewmaterial herausarbeiten, dass die beiden Ressourcen miteinander interferieren, sich dabei gegenseitig verstärken und damit queere Identitätsentwicklung bestärken können. Dies zeigt sich u. a. entlang des Beispiels eines Interviewten, der sich die Bestärkung und Bestätigung für eine positive Identitätsentwicklung als schwuler *Mann* sowohl über den digitalen Austausch mit Gleichgesinnten als auch bei physischen und intimen Treffen mit anderen androphilen *Männern* holt, die in dieser Form jedoch wiederum nur über das Internet realisierbar werden. Am interferieren der beiden Ressourcen zeichnet sich zudem ab, dass sich die queeren Informations- und Kommunikationsfunktionen des Internets ebenso wenig isoliert voneinander betrachten lassen, wie sich eine scharfe Trennlinie zwischen virtueller und physischer Welt ziehen lässt.

Was sich ebenfalls am Material nachweisen ließ, ist, dass und wie die beiden Ressourcen in ihrer Relation zu Transformationen auf unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Dimensionen führen können. Zum einen verändern Internet und digitale Medien die Art und Weise der Kommunikation und Information, vor allem auch für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene, grundlegend. Anders als zwei der Interviewten, die noch in der Zeit vor digitaler Vollversorgung in allen Häusern und Wohnungen aufgewachsen sind, können (junge) LSBT*IQs heutzutage auf ein deutlich breiteres gesellschaftlich verfügbares Wissen über queere Themen und dadurch auf einen entsprechenden Wortschatz zugreifen, während dieses Vokabular wiederum die gezielte Suche nach weiterführenden Informationen³⁰⁹ und/oder Austausch mit Gleichgesinnten (vor allem im Internet) vereinfacht.

Die Möglichkeiten queerer Internetnutzung und digitaler Subkulturpräsenz befördern zudem gewissermaßen eine Transformation von Passivität in (Inter-)Aktivität. Dies zeigte sich entlang des Interviewmaterials, z. B. in der Form des fließenden Übergangs zwischen der Rezeption queerer Inhalte und dem aktiven Austausch mit Gleichgesinnten. Als wesentlicher Grund hierfür wurden die entsprechenden Voraussetzungen und Funktionen identifiziert, die Internetseiten den Nutzer*innen bieten und über die ein digitaler Austausch erst möglich wird. So sind Internetseiten häufig komplett auf Interaktivität angelegt (z. B. Facebook, Twitter) oder binden zumindest bestimmte Elemente (Foren, Chaträume) ein, über die die Nutzer*innen miteinander kommunizieren können. Die Schritte, von einem anfangs evtl. noch unbestimmten queeren Interesse über die Informationsrecherche und -gewinnung zum digitalen Austausch mit Gleichgesinnten, die sich außerhalb der heteronormativen Ordnung verorten, gehen ineinander über.

309 Heute genügt es ein LSBT*IQ-einschlägiges Wort in eine Suchmaske einzugeben, um dann, je nach Bedarf, aus einer Fülle von Webseiten, Foren und Chatportalen von und für LSBT*IQs auszuwählen.

Auch in anderer Hinsicht verschwimmen Grenzen. Die Vernetzung und das soziale Miteinander zwischen queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen findet nicht mehr nur physisch, sondern auch in eigens geschaffenen und gestalteten virtuellen queeren Räumen statt. Dabei berühren oder überschneiden sich physische und digitale Räume und Lebenswelten immer wieder und lassen sich somit nicht mehr klar voneinander abgegrenzt denken. Am Beispiel eines Interviewten, der von seiner queeren Jugendgruppe berichtet, mit deren Mitgliedern er über eine WhatsApp-Gruppe kommuniziert, ließ sich aufzeigen, dass sich nicht nur der Austausch transformiert bzw. intensiviert, sondern sich auch die bestehenden sozialen Bindungen innerhalb der queeren Jugendgruppe verfestigen.

Entlang dieses und anderer Beispiele ließ sich einerseits herausarbeiten, dass und wie Beziehungen und Kontakte zwischen LSBT*IQs im und über das Internet ent- und bestehen können und wie andererseits queere Subkultur digitale Räume zur Vernetzung nutzt und diese gestaltet, wobei sich das Bestehen digitaler queerer Räume, hinsichtlich der Präsenz und Sichtbarkeit von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, als womöglich weitreichendste Transformation abzeichnete. Durch das Erstellen von Internetseiten mit LSBT*IQ-spezifischen Inhalten, als virtuelle queere Erlebens- und Handlungs(spiel)räume, durch ihre Mitgestaltung und Nutzung ergänzt und verändert queere Subkultur das Internet, was wiederum zu einer Transformation der Sichtbarkeit queerer Subkultur führt. Die fortschreitende Mediatisierung und die Omnipräsenz des Internets und digitaler Medien, die in den vergangenen Jahren zu relevanten Sozialisationsinstanzen³¹⁰ avancierten, bergen die Möglichkeit, dass die digitale Sichtbarkeit von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, ihrer Themen und Lebenswelten, in „analoge“ Lebensbereiche ausstrahlt und wirkt. Dementsprechend wurde das Internet in der Nutzung durch queere Subkultur in mehrfacher Hinsicht als mögliche Spielwiese zur Dekonstruktion von Heteronormativität identifiziert. Auch wenn weder das Internet noch queere Subkultur dabei frei von (Hetero-)Normativitäten sind, bieten sie queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, je für sich und in ihrer Verbindung, Unterstützung in vielerlei Hinsicht. Durch sie haben (junge) LSBT*IQs die Möglichkeit der Teilhabe und aktiven Mitgestaltung, erlangen Sichtbarkeit und erleben Zugehörigkeit und Anerkennung, die in analogen Lebensbereichen häufig fehlen.³¹¹ Damit schaffen sie Handlungs- und Freiräume für jene außerhalb der Heteronorm, was sie zu zentralen Ressourcen für (und von) LSBT*IQs macht. So betont auch Jamie Hagen:

310 Auch andere Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule und Peers) sind davon durchdrungen bzw. treten in Wechselbeziehungen zu diesen.

311 Dabei beginnt der Prozess des Empowerments durch Internet und queere Subkultur nicht erst durch die Nutzung und Partizipation, sondern bereits mit der fortlaufenden Herstellung und Gestaltung queerer Angebote, Veranstaltungen und Räume durch LSBT*IQs, da sie als Ressourcen ohne ihre Herstellung durch queere Nutzer*innen und Mitglieder nicht bestehen würden.

„These online spaces offer a new capacity among queer communities for connection in deep, meaningful, and radical ways. Online communities are more accessible, intersectional spaces than those available to queer and trans people in the past. With online communities there is a greater ability to be inclusive regarding age, race, and class – though this requires a constant commitment and attention to criticism from both inside and outside the community. By moving our communities out of closets and bars, and online and into the open where a myriad of voices can be heard, we create a broader more authentic spectrum of the experiences our queer community shares.” (Hagen 2016, S. 144)

6.4 Leben und Lieben in heteronormativen Strukturen – Handlungsbedarfe, Forschungslücken und theoretische Desiderate

Am Ende dieser Studie wird sichtbar, dass sich queeres Leben und Lieben gegenwärtig noch immer in heteronormativen Strukturen abspielt und damit nicht nur vielfältige Herausforderungen für LSBT*IQs, sondern auch und vor allem für das gesellschaftliche und das pädagogische Feld beinhaltet. Auf diese sowie die Grenzen vorliegender Studie soll nachfolgend in Form von Handlungsbedarfen, Forschungslücken und theoretischen Desideraten noch einmal hingewiesen werden.

Handlungsbedarfe

Aus der Analyse der Erfahrungen und Erzählungen der interviewten queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, lassen sich Handlungsbedarfe auf verschiedenen Ebenen ableiten und formulieren. Einer der grundlegendsten Schritte wäre dabei die rechtliche Gleichstellung von LSBT*IQs auf allen Ebenen. Hierfür wären u. a. eine Anpassung des Grundgesetzes (Artikel 3) sowie Änderungen des Adoptionsrechtes, des Personenstands- und Namensgesetzes und damit verknüpft eine Depathologisierung von Inter- und Trans*geschlechtlichkeit nötig.

Gesellschaftlich bedarf es dazu einer Förderung eines Klimas von Offenheit, Akzeptanz und Anerkennung gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt vor allem der breiten Information und Aufklärung aller Gesellschaftsmitglieder. Dabei wäre die realistische, lebensnahe Darstellung pluraler queerer Lebensrealitäten in audio-visuellen und print-Medien ein erster Schritt in die richtige Richtung. Mehr Sichtbarkeit positiver queerer Rollenmodelle in Büchern, Zeitschriften, Filmen und Serien sowie die mediale Präsenz queerer Personen des öffentlichen Lebens, wie Musiker*innen, Schauspieler*innen, und auch Sportler*innen³¹², könnten zum einen förderlich für die Identitätsentwicklung junger LSBT*IQs sein. Andererseits könnte die mediale Sichtbarkeit

312 Gerade im (Leistungs-)Sport sind Trans*, Inter- und Homophobie noch weit verbreitet.

queerer (prominenter) Menschen zu einer positive(re)n Einstellung der Gesellschaft gegenüber LSBT*IQs beitragen.

Auch Erwachsene, allen voran Eltern, müssten ebenso flächendeckend, durch z. B. Informationsveranstaltungen (mit Expert*innen zum Thema LSBT*IQ) oder Projekte (in Kitas, Kindergärten und Schulen, aber auch in Betrieben, Vereinen oder über Institutionen wie das Arbeitsamt) mit einbezogen und über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt informiert und aufgeklärt werden, ebenso wie auch Kinder und Jugendliche. Für Familien mit queeren Kindern müssten zudem niederschwellige, das gesamte Familiensystem berücksichtigende Unterstützungsangebote an unterschiedlichen Stellen implementiert werden. Nicht nur in Großstädten, auch in ländlichen Regionen gilt es, bundesweit und flächendeckend (Beratungs- und Freizeit-)Angebote für LSBT*IQs auszubauen und zugleich eine Diversifikation der Angebotsstrukturen und -inhalte anzustreben, um möglichst viele LSBT*IQs mit ihren individuellen Bedürfnissen zu erreichen. Parallel und ergänzend wäre es wichtig, dass alle Kinder und Jugendliche adressierende Angebote und Einrichtungen, z. B. der Kinder- und Jugendarbeit, sich gegenüber queeren L(i)ebensweisen öffnen und dies auch publik bzw. sichtbar zu machen³¹³. Hierfür bedarf es Weiterbildungen und Sensibilisierungen des (pädagogischen) (Fach-)Personals, damit dieses entsprechende Kompetenzen ausbildet und, im Rahmen der Angebote und Einrichtungen, auf die Umsetzung von Akzeptanz achten und in konkreten Situationen Diskriminierungen, falls sie doch vorkommen, entgegenwirken kann. Zudem ist erstrebenswert, dass nicht nur Akzeptanz und Offenheit, sondern auch Vielfalt von (pädagogischen) Fachkräften vorgelebt wird. So könnten Begegnungsorte, an denen Menschen aller sexueller Orientierungen und Geschlechtlichkeiten miteinander in Kontakt kommen, dazu beitragen, dass Fremdheit, Unsicherheiten, Vorurteile und Ängste abnehmen und gegenseitige Akzeptanz wächst.

Auch hinsichtlich der Schulentwicklung gibt es auf unterschiedlichen Ebenen (strukturell, institutionell und individuell) zahlreiche Möglichkeiten, queere Schüler*innen (und deren Familien) besser zu unterstützen. Ein wichtiger Schritt wäre dabei die Umsetzung der Aktionspläne für Vielfalt und Akzeptanz auf Länder- und Bundesebene. Hierzu gehört es auch, institutionellen Genderismus abzubauen (z. B. Sitzordnungen oder Gruppeneinteilungen nach binären Geschlechtern), Gender- bzw. Queer-Mainstreaming Maßnahmen zu implementieren (z. B. Sprachleitfäden) und strukturelle und bauliche Maßnahmen umzusetzen (z. B. Toiletten und Umkleiden für queere und nicht-binäre

313 Eine positive Haltung gegenüber Vielfalt und gegen Diskriminierung könnte z. B. in Form eines Leitbildes oder eines „Qualitätslabels“ sichtbar in den Einrichtungen angebracht werden. Siehe z. B.: „Offen für alle“ in München. Mehr Informationen unter: https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Koordinierungsstelle-fuer-gleichgeschlechtliche-Lebensweisen/Jugendliche-Lesben-und-Schwule/Jugendstudie/Offen_fuer_alle.html; letzter Zugriff 28.05.2019.

Schüler*innen). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sollte dabei als Quer- und auch Längsschnittthema in die Lehrpläne und den konkreten Unterricht eingebaut werden. Hierfür müssten sowohl Curricula (Integration des Themas Vielfalt, Raum für Austausch schaffen) als auch Lehr- und Arbeitsmaterialien (z. B. Inhalte von Schulbüchern) verändert und angepasst werden. Bezüge zu LSBT*IQ können entweder in unterschiedlichen Schulfächern hergestellt werden (z. B. im Geschichtsunterricht Homosexualität während des NS-Regimes oder im Musikunterricht die Homosexualität Peter Tschaikowskys thematisieren) und/oder in Form punktueller Projekte (zum Thema Vielfalt allgemein und speziell bezüglich LSBT*IQ) bearbeitet und/oder z. B. im Rahmen eines separaten Schulfachs (z. B. mit Thema „gesellschaftliche Grundwerte“) einbezogen werden. Dabei wäre wichtig, dass (pädagogische) Fachkräfte ihr Handeln nicht nur an Lebensrealitäten und Bedarfen cis-heterosexueller Kinder und Jugendlicher orientieren, sondern auch junge LSBT*IQs immer mitdenken und miteinbeziehen. Schulische Akteur*innen, allen voran Lehrkräfte, benötigen (verbindliche ggf. auch verpflichtende) Fort- und Weiterbildungen (zur Information, Anregung von Selbstreflexion und zum Erwerb didaktischer Methoden zur Vermittlung queerer Themen) und auch die unterschiedlichen Fachkräfte-Ausbildungen und Studien-Inhalte müssten angepasst und erweitert werden. Auch in Schulen wäre das Ziel, dass Lehrkräfte ihren Schüler*innen möglichst authentisch gesellschaftliche Diversität, gegenseitige Akzeptanz und Respekt vorleben. Bei der Aufklärung über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt wäre wichtig, dass Lehrkräfte (entsprechend ausgebildet und sensibilisiert), wenn möglich auch spielerisch, regelmäßig die Ausgangslage und den Wissensstand in ihren Klassen zum Thema LSBT*IQ erheben (Gibt es konkrete Erfahrungen oder Vorurteile? Was wissen die Kinder/Jugendlichen über das Thema?), um eine gemeinsame Basis zu schaffen und alle mitzunehmen. Bestehende Stereotype und Klischees gilt es im Klassenverbund immer wieder zu hinterfragen und aufzubrechen (hierfür könnten z. B. auch LSBT*IQs als Expert*innen in den Unterricht eingeladen werden)³¹⁴. Gemeinsam mit den Schüler*innen können Grenzen festgelegt und z. B. ein gemeinsamer „Ehrenkodex“ entwickelt werden, der rassistische und sexistische Äußerungen ebenso verurteilt, wie Homo-, Bi- und Trans*phobie. Kommt es im Unterricht dennoch zu Regelverstößen, in Form von diskriminierenden Bemerkungen, bedarf es direkter, der Situation angemessener Intervention. Das gemeinsam im Klassenverbund formulierte Ziel sollte ein respektvoller Umgang miteinander und ein Klima der gegenseitigen Wertschätzung, unabhängig der sexuellen Identität, aber auch der Herkunft oder des Aussehens, sein. Dabei müssten auch die Eltern und Erziehungsberechtigten der Schüler*innen regelmäßig, z. B. bei Elternabenden oder Tagen der offenen Tür, informiert und für

314 Dabei wichtig wäre es auch, hier zu versuchen, reale Rollenvorbilder abzubilden und die Vielfalt aufzuzeigen: LGBT*IQ verschiedener Herkunft & verschiedenen Alters usw., damit keine neuen Stereotype die alten ablösen.

das Thema sensibilisiert werden. Da Lehrkräfte bei den an sie gestellten Anforderungen und Erwartungen in schwierigen Situationen an (Kompetenz-)Grenzen stoßen können, ist die flächendeckende Implementation bzw. der Ausbau konkreter Betreuungs- und Unterstützungsangebote für LSBT*IQs an Schulen vor Ort (in Form von Anlaufstellen für queere Schüler*innen & Lehrkräfte, z. B. Schulpädagog*innen, Schulpsycholog*innen, Schulsozialarbeiter*innen, usw.) ein weiterer wichtiger Aspekt. Auf Lehrkräteebene könnten Angebote für Einzel- oder Gruppen-Supervisionen Lehrpersonen entlasten. Anzustreben wäre zudem eine (Intensivierung oder gar Institutionalisierung der) Vernetzung mit außerschulischen Akteur*innen (z. B. Kinder- und Jugendarbeit, externen Stellen der Bildungs- und Antidiskriminierungsarbeit, wie z. B. „SCHLAU³¹⁵“, LSBT*IQ-Einrichtungen & Beratungsstellen und subkulturellen Akteur*innen, die als Expert*innen fungieren könnten). Beim Ziel, ein offenes und von Akzeptanz geprägtes Schulklima zu schaffen, das dazu beitragen kann, queeren (Lehrkräften und) Schüler*innen ein sicheres Umfeld zu bieten, sind alle Akteur*innen (Lehrkräfte, Schüler*innen, Eltern, Schulleitung) adressiert, sich gerade im schulischen Kontext kritisch mit Heteronormativität auseinanderzusetzen – für mehr (Sichtbarkeit von) Vielfalt.

Als eines der zentralen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit konnten sowohl queere Internetnutzung als auch LSBT*IQ-Subkultur als produktive Ressourcen von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen bestimmt werden. In weiteren Forschungen und Praxisprojekten gilt es nun zu erforschen und zu erproben, wie diese in die Konzeption diverser (Aufklärungs- und Unterstützungs-) Projekte und Programme miteinbezogen und genutzt werden können. Auch wenn queere Subkultur vor allem für (junge) LSBT*IQs selbst in deren Identitätsentwicklung in vielfacher Hinsicht eine relevante Ressource sein kann, wäre es z. B. durchaus denkbar, Zugänge zu queerer Subkultur³¹⁶ zur institutionellen Förderung und Unterstützung von (jungen) LSBT*IQs zu nutzen. Dies könnte unterschiedliche Formen annehmen, wie z. B. Peer-to-peer-Ansätze; das Einbeziehen und Ausbilden von subkulturellen Akteur*innen als Multiplikator*innen; die Implementierung der Vernetzung zwischen Akteur*innen der Bildungsinstitutionen, der Kinder- und Jugendhilfe und Mitgliedern queerer Subkultur, um Begegnungsräume zu ermöglichen, in denen sich Menschen aller sexuellen Orientierungen und/oder Geschlechtlichkeiten in einem sicheren Rahmen (evtl. durch Begleitung von Fachkräften) austauschen können. Auch hier könnten so gegenseitige Stereotype und Vorurteile abgebaut werden und durch Respekt und Anerkennung für andere Lebenswürfe ersetzt werden. Überdies bietet das Internet z. B. die Möglichkeit des

315 Z. B. SCHLAU Hessen, siehe: <http://www.schlau-hessen.de/>

316 Soziale Ungleichheit ist auch in queerer Subkultur wirksam, weswegen die Vielfalt, Komplexität, Heterogenität und Individualität ihrer Mitglieder auch in diesem Kontext mitgedacht und berücksichtigt werden muss.

Ausbau einer neuen, zentralen, regelmäßig überprüften und aktualisierten Informationsplattform. Auf dieser könnte ein sich stetig erweiternder Überblick über alle für LSBT*IQs relevanten Themen gegeben werden, wie u. a. Informationen zu rechtlichen und gesundheitlichen Aspekten und ein Überblick über die jeweilige (über-)regionale queere Angebotsstruktur. Ebenso wie ein Veranstaltungskalender, eine Seite für Angehörige, mit Informationen und einer Auflistung von möglichen Unterstützungsangeboten, Informationen zu aktuellen Forschungen, auch eine Rubrik, unter der über die Risiken des Internets aufgeklärt wird (z. B. in Form eines Guides für sicheres Chatten usw.) und weiterführende Links zu anderen (auf deren Sicherheit und Qualität geprüfte) LSBT*IQ-Internetseiten wären mögliche Inhalte. Dabei sollten queere Jugendliche und (junge) Erwachsene sowohl auf allgemeine als auch auf spezielle Informationen zu individuellen Bedarfen zugreifen können, je nach sexueller Orientierung, Geschlechtlichkeit, Alter, Herkunft³¹⁷ usw. Auch die Möglichkeit miteinander, ggf. auch von geschulten Pädagog*innen moderiert, in Kontakt zu treten, Fragen in Foren oder an ein Betreuungsteam zu senden, könnten, wie auch konkrete Online-Beratungsangebote³¹⁸, Formate sein, die auf solch einer Seite eingebunden werden. Daneben wäre es wichtig, die bei jungen und älteren Menschen (unabhängig ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit) gleichermaßen beliebten Plattformen, wie Facebook, YouTube, Twitter oder Instagram, die jedoch vor allem auch die Lebenswelt queerer Jugendlicher und junger Erwachsener prägen, zum Zwecke der Information und Aufklärung der Gesellschaft zu nutzen (z. B. in Form eines speziellen Channels).

Letzten Endes bedarf es in der (Erziehungs- und Sozial-)Wissenschaft einerseits mehr und differenzierterer inklusiver und partizipativer Forschung³¹⁹ über die vielfältigen Lebenslagen und Lebensrealitäten queerer Kinder, Jugendlicher und (junger) Erwachsener, wozu vorliegende Arbeit einen Beitrag leisten will. Auch zukünftig gilt es, Forschungslücken zu identifizieren und neue Erkenntnisse zu generieren, um diese kontinuierlich zu schließen. Weiter untersucht werden müsste bspw. wie Vorurteile und (individuelle, strukturelle und institutionelle) Diskriminierungen von LSBT*IQs wirksam abgebaut werden können. Dabei ist es wesentlich, vor allem in (erziehungs- und sozial-)wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung, Heteronormativität permanent mitzudenken, zu hinterfragen und zu reflektieren, um damit potenziellen sozialen Ausschlüssen aufgrund sexueller Orientierung und/oder Geschlechtlich-

317 Hierzu wäre es nötig, die Interseiten in mehrere Sprachen zu übersetzen und auch in leichter Sprache anzubieten.

318 Gerade aufgrund der Niederschwelligkeit und Anonymität (und vor allem auch, wenn es keine Beratungseinrichtungen in Wohnortnähe gibt) könnte dieses Format für (junge) LSBT*IQs von Nutzen sein.

319 Bei partizipativer Forschung werden die, um deren soziale Welt und Handeln es bei der Forschung geht, aktiv miteinbezogen.

keit marginalisierter Individuen entgegenzuwirken. Zudem wäre ein Perspektivwechsel in der Forschung mit und über LSBT*IQs nötig. Anstatt der tradierten individuell-defizitären Perspektive auf queere Jugendliche und (junge) Erwachsene (in deren Folge LSBT*IQs erst zu Abweichler*innen gemacht werden bzw. deren Status als Abweichler*innen sich durch diese Perspektive reproduziert)³²⁰, bedarf es einer Sensibilisierung des gesellschaftlichen Feldes. Auch indem LSBT*IQ als Forschungssubjekte einbezogen und mit einem ressourcen- und kompetenzorientierten Blickwinkel in den Blick genommen werden, können Ressourcen, Strategien und Kompetenzen erst als solche identifiziert und anerkannt werden. Würden diese weiter in den Fokus (erziehungs- und sozial-)wissenschaftlicher Forschung gerückt, würde das Otherring von LSBT*IQs vermieden und die Chance bestünde, dass in der Folge auch die Fremd- und Selbstwahrnehmung queerer Jugendlicher und (junger) Erwachsener weniger negativ besetzt wäre. Dies wiederum könnte zur gesellschaftlichen Entstigmatisierung von queeren Kindern, Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen beitragen, damit sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als *Normalität* in absehbarer Zeit auch gesellschaftlich vollständig legitim, akzeptiert und damit anerkannt wird. An dieser Stelle sei auf Carolin Emcke verwiesen:

„Es ist ein Kategorienfehler, Sexualität überhaupt in moralischen Begriffen zu verhandeln. Es ist nicht ‚gut‘ oder ‚schlecht‘, homosexuell zu sein, es *ist* [Hervorhebung im Original]. So wie es auch kein moralisches Vergehen ist, heterosexuell, transsexuell oder bisexuell zu sein, sondern es *ist*. Es ist *eine* Form des Liebens, angeboren oder erworben, angenommen oder gewählt, wechselnd oder beständig, das spielt überhaupt keine Rolle, weil die vielfältigen Arten des Begehrens für normative Fragen keine Rolle spielen. Es macht mich nicht unsicher oder sicher, nicht schamhaft oder stolz, die Tatsache selbst ist eine Tatsache, sonst nichts.“ (Emcke 2013, S. 171f.)

Forschungsdiesiderate

Vor dem Hintergrund des leitenden Erkenntnisinteresses sowie dem methodischen Vorgehen geschuldet sind die generierten Erkenntnisse immer nur auf einen bestimmten Gegenstandsbereich bzw. Ausschnitt sozialer Wirklichkeit begrenzt und unterliegen daher gewissen Einschränkungen. So stellten sich während des Forschungsprozesses und der Analyse des entstandenen Interviewmaterials auch einige Fragen, die in vorliegender Arbeit nur am Rande behandelt werden konnten oder unbeantwortet bleiben mussten. Zudem wurden Forschungslücken identifiziert, deren Bearbeitung über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, die jedoch lohnender Gegenstand weiterführender Forschungen wären.

Ein Beispiel hierfür ist der Gegenstandsbereich der Diskriminierung unter Diskriminierten, konkret in Bezug auf LSBT*IQs und queere Subkultur. Bei der Materialanalyse zeigte sich, dass es sich dabei um ein durchaus virulentes, jedoch bisher in Form wissenschaftlicher Studien kaum bearbeitetes Thema

320 Siehe Ausführungen zum Labeling Approach.

handelt, das demzufolge weiterer empirischer Untersuchungen bedarf. Bisher nur Vermutungen angestellt werden konnten z. B. darüber, weswegen zum einen in dem dieser Arbeit zugrunde liegenden Sample, jedoch scheinbar auch allgemein innerhalb queerer Subkultur und im Rahmen konkreter Angebote für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene, sowohl LSBT*IQs mit einem niedrigen Bildungshintergrund als auch mit Migrationsgeschichte in der Familie unterrepräsentiert sind.³²¹ Um allerdings weiterführende Aussagen über mögliche Zusammenhänge zwischen der Partizipation an queerer Subkultur und dem Bildungs- und Migrationshintergrund³²² von LSBT*IQs bzw. Ursachen für potenzielle Ausschlüsse ausmachen zu können, bedarf es weiterer Untersuchungen. Fragen, die in der vorliegenden Studie ebenfalls nicht geklärt werden konnte, beziehen sich auf die Lebensrealitäten von LSBT*IQs hinsichtlich der Variablen Alter und Generation. Auch wenn es im deutschsprachigen Raum bereits erste Schritte³²³ gibt, diese Forschungslücke zu schließen, sind die Anforderungen an bzw. Herausforderungen für ältere LSBT*IQs und deren Bedarfe sowie auch spezielle Angebote für ältere queere Menschen kaum erforscht. So wäre es interessant und auch wünschenswert zu untersuchen, ob und wie sich z. B. die vorhandene Angebotsstruktur für LSBT*IQs nicht nur regional, sondern auch je nach Altersstruktur und sozialer und kultureller Herkunft der jeweiligen Zielgruppen unterscheidet und wie bestehende Angebote entsprechend ausgebaut und ggf. verändert werden können, um möglichst viele queere Jugendliche, (junge) Erwachsene und Ältere zu erreichen. Auch, ob in diesem Kontext z. B. von Rassismen oder einem Generationenkonflikt innerhalb queerer Subkultur gesprochen werden kann, müsste in weiteren gezielten Untersuchungen analysiert werden. Bei der Analyse des Interviewmaterials gab es zudem Hinweise darauf, dass geistige (möglicherweise auch körperliche) Behinderung auch unter LSBT*IQs ein Risikofaktor für sozialen Ausschluss sein kann. Während der Zusammenhang zwischen sozialer Exklusion und Behinderung ein bereits intensiv beforschtes Phänomen ist, gibt es dennoch kaum Erkenntnisse über die Lebenslagen queerer Menschen mit Behinderung, deren Erlangung ebenfalls Aufgabe weiterer Forschung wäre. Offene Fragen, die weiterer empirischer Untersuchungen bedürfen, lassen sich dem Themenkomplex „Familie und Angehörige von LSBT*IQs“ zuordnen. So konnte durch die Analyse der Interviews in dieser Studie die Perspektive der Angehörigen von LSBT*IQs, dabei vor allem die der Erziehungsberechtigten

321 Auch in der groß angelegten Studie des DJI verfügten drei Viertel der Studienteilnehmer*innen über einen hohen Bildungsabschluss und nur 16 % gaben an, einen Migrationshintergrund zu haben (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

322 Damit z. T. verbunden auch das Thema Religiosität.

323 Bezogen auf Homosexualität und Alter(n) siehe Krell (2014) und Lottmann et al. (2016).

bzw. Eltern³²⁴, mit ihren subjektiven Sichtweisen und (Unterstützungs-)Bedarfen, als weiteres Forschungsdesiderat identifiziert werden. Forschung müsste ermitteln, was Eltern und Angehörige von LSBT*IQs ganz konkret brauchen. Weitestgehend unerforscht sind dabei z. B. der Einfluss und die Folgen eines Coming-outs des Kindes als LSBT*IQ auf das elterliche Selbstverständnis. Auch wäre es wünschenswert zu untersuchen, in welcher Form ein queeres Kind in der Familie eine Ressource sein kann. Sowohl für die Betroffenen als auch für die Wissenschaft wäre es lohnend, diese Forschungslücken zu schließen und die gängige defizitäre Perspektive auf LSBT*IQs durch eine kompetenzorientierte Perspektive zu ersetzen. Auch wenn familiäre Zusammenhänge mit Fokus auf sogenannte „Regenbogenfamilien“ von der (sozial- und erziehungs-)wissenschaftlichen Forschung in den vergangenen Jahren allmählich entdeckt wurden, besteht auch in diesem Kontext noch deutliches Potenzial, neben der Pluralisierung von L(i)ebensweisen auch die Pluralisierung der Familienformen weiter in den Forschungsfokus zu rücken. Zu fragen wäre bspw. ob und inwiefern sich in sogenannten Regenbogenfamilien“ ebenfalls an cis-Heteronormen (nicht) orientiert wird. Was sich in den letzten Jahren, in denen zahlreiche Studien über LSBT*IQs entstanden sind, kaum geändert hat, ist die Unterrepräsentation von Trans* und vor allem Interpersonen. So gelang es beispielsweise auch für diese Arbeit nicht, eine Inter-Person als Interviewpartner*in zu gewinnen. Zukünftige Studien, die weitere und vor allem differenzierte Erkenntnisse über die Situation von LSBT*IQs in unserer Gesellschaft liefern und dabei selbst keine Ausschlüsse produzieren möchten, müssten daher partizipativ und aus einer inklusiven³²⁵ Perspektive heraus angelegt und konzipiert sein. Mit Blick auf die vorliegende Untersuchung wäre es zudem wünschenswert, die Erkenntnisse über Kompetenzen und Ressourcen von LSBT*IQs noch weiter auszubauen. Daneben müsste Forschung – um nicht weiter in der bisherigen thematischen Engführung und der beschränkten und defizitären Perspektive mit Fokus lediglich auf die queeren Individuen und deren Probleme und Bedarfe verhaftet zu bleiben – noch mehr das soziale Umfeld von queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, die Gesellschaft (und deren Einstellungen zu LSBT*IQs) und Institutionen (wie z. B. die Schule) mit einbeziehen. Dabei gilt es, in Untersuchungen vor allem auch ihre Rolle bei der Konstruktion von queer L(i)ebenden als Abweichler*innen sichtbar und damit kritisierbar zu machen, um perspektivisch Einstellungs- und Verhaltensänderungen gegenüber LSBT*IQs auf breiter gesellschaftlicher Ebene anzustoßen und voranzubringen.

324 Ein konkreter Gegenstand wäre dabei z. B. der (unerfüllte) Wunsch nach Enkelkindern und dessen Rolle in der Eltern-Kind-Beziehung von LSBT*IQs, welches interdisziplinär (soziologisch, pädagogisch, psychologisch) bearbeitet werden könnte.

325 Intersektionales Verständnis von Inklusion. Mehr zur Verhältnisbestimmung zwischen queer und Intersektionalität siehe Vortrag von Jutta Hartmann (2008), online verfügbar unter: <http://webdoc.urz.uni-halle.de/dl/726/pub/juttahartmann.mp3>; letzter Zugriff 28.05.2019.

Theoretische Desiderate

Nicht zuletzt liefert diese Arbeit Anstöße, auch auf der Ebene der Theorieentwicklung, was sich z. B. daraus ableiten lässt, dass die hier zugrunde gelegten Theoriebezüge – der Labeling Approach nach Howard S. Becker, das Phasenmodell einer queeren Identitätsentwicklung nach Vivianne Cass, sowie die Subkulturtheorie in Tradition der Chicagoer School – mit Blick auf die empirischen Ergebnisse an ihre Grenzen stoßen. So zeigte sich letztlich, dass alle drei herangezogenen Ansätze für vorliegende Studie weniger als Theorien im engen Sinne, sondern eher als „sensitizing concepts“ nach Blumer (1954) verstanden werden müssen, die den Blick darauf eröffnen, welche Potenziale sich in (erziehungswissenschaftlicher) Theorieentwicklung ergeben und welche Erkenntnisprozesse sich neu eröffnen. Bevor hierauf weiter eingegangen wird, gilt es zunächst sich kritisch mit der z. T. problematischen Wortwahl der Bezugstheorien auseinanderzusetzen. Zum einen Howard S. Becker, der zwar abweichendes Verhalten als Zuschreibung definiert, jedoch wiederholt von „den Abweichler*innen“ und „Außenseiter*innen“ schreibt. Ähnlich problematisch können auch Subkulturtheorien – trotz ihrer ursprünglich gesellschaftskritischen Intention – gedeutet werden, da ihnen bereits durch die Vorsilbe „sub“ eine Bewertung der beforschten Gruppierung – als einer dominanten Kultur untergeordnete – immanent ist:

„Je komplexer eine Gesellschaft ist, desto mehr bestehen entsprechende Unklarheiten, da von einer großen Heterogenität von Gruppenzugehörigkeiten und -orientierungen auszugehen ist. Der Begriff ‚Subkultur‘ ist deshalb nicht unproblematisch, da er normativ vorbelastet ist. Er bringt normative Diskrepanzen aus Sicht einer dominierenden Kultur zum Ausdruck und impliziert eine Diskreditierung der bezeichneten Kultur.“ (Dollinger und Raithel 2006, S. 24)

Und letztlich Vivienne Cass, die in ihrem Modell v.a. den Phasen-Begriff verhältnismäßig unkritisch verwendet, der jedoch suggeriert, dass die beschriebenen Entwicklungsprozesse lediglich und ausschließlich vorübergehende Phänomene seien, obwohl die dargestellten Entwicklungs-„phasen“ durchaus für einige Menschen eine dauerhafte Lebensweise darstellen können (vgl. Wolf 2016, S. 4). Zudem kann, auch wenn so nicht intendiert, der von ihr verwendete Begriff der „Identitätstoleranz“³²⁶ ohne seine Kontextualisierung abwertend erscheinen und „auch die modellhafte Vorstellung, dass homosexuelle Entwicklungsprozesse mit der ‚Identitätssynthese‘ abgeschlossen sind, wird der Lebensrealität vieler Lesben und Schwulen, die sich in jeder neuen sozialen Situation wieder für oder gegen eine Veröffentlichung ihrer Identität entscheiden, nicht gerecht“ (Wolf 2016, S. 4). Wengleich nicht intendiert, besteht bei unkritischer und nicht reflektierter Verwendung dieser Termini die Gefahr der Reifizierung von (Hetero-)Normativität. Dabei spiegeln sich in der Wortwahl,

326 Wörtliche Übersetzung von tolerieren: lat. tolerare – ertragen. Von Cass allerdings eher als Duldsamkeit oder gewähren lassen verwendet.

gerade beim Labeling Approach und der Subkulturtheorie, deren jeweilige Ursprünge wider, nämlich die Beforschung von *männlichen* Drogenkonsumenten, Gangs und kriminellen (Jugend-)Banden. Da beide Ansätze bzw. Theorien im Zusammenhang mit der Beforschung delinquenten Individuen und/oder Kollektive entwickelt wurden, führt dies in deren Übertragung auf das der Arbeit zugrunde liegende Sample, zu konzeptuellen Unstimmigkeiten. Wenngleich beispielsweise das Konzept der Subkultur, v. a. neben denen von Lebensstilen oder Szenen, LSBT*IQs als Kollektiv am ehesten zu fassen vermag³²⁷, müsste – entsprechend eines zunehmend weiten und reflexiven Verständnisses von Kultur nach Schmidt (2002)³²⁸ – das Verständnis von Subkulturen ein weiteres und wertfreies sein. Eines, das berücksichtigt, dass die Gegenüberstellung einer dominanten Gesellschaft/Ordnung, gegenüber einer marginalisierten, dieser untergeordneten Teilgesellschaft, ein zu einfaches und unterkomplexes Bild zeichnet (vgl. Dollinger und Raithel 2006, S. 25). Folglich bedarf es einer differenzierteren Konzeption, die u. a. auch interne Hierarchisierungen³²⁹, also Machtdifferenzen und Herrschaftsstrukturen innerhalb subkultureller Gruppierungen, für die es im empirischen Material zahlreiche Hinweise gibt, sichtbar und so der Untersuchung zugänglich macht.

Ein weiterer Aspekt, der in der Tradition der Ansätze wurzelt und den es zu bedenken gilt, ist der, dass sowohl Theorien abweichenden Verhaltens, wie der Labeling Approach, als auch Subkulturtheorien, häufig implizite Interventionsstrategien transportieren: „Jede Theorie transportiert Mitteilungen über mögliche oder (nicht) sinnhafte Eingriffe, um Normabweichungen zu verhindern oder zu bearbeiten“ (Dollinger und Raithel 2006, S. 10). Das Verhalten von LSBT*IQs jedoch, die durch die cis-heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft lediglich aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder ihrer Geschlechtlichkeit als *anders* gelabelt werden, gilt es eben gerade nicht zu vermeiden oder zu verändern. Überträgt man also diese Theorien und Ansätze auf queere Jugendliche und (junge) Erwachsene, die, im Gegensatz zu Kriminellen, nicht (mehr)

327 Siehe Kapitel 2.5.

328 Kultur als Programm, im Sinne gruppenspezifisch geprägter, gleichwohl individuell ausgelegter Interpretationen geteilter Wirklichkeitsmodelle (vgl. Schmidt 2002). Kultur und Subkultur wären dann keine referenziellen Bezugsgrößen, sondern mehr oder weniger verbindliche und veränderbare Ansammlungen von auf jeweils gültige Wirklichkeitsmodelle Bezug nehmende Vor- und Darstellungen. So könnte auch die Problematik sichtbar gemacht werden, die entsteht, wenn konstitutive bzw. hegemoniale Kulturprogramme verabsolutiert und zur Aufrechterhaltung von Vorherrschaft und Macht vereinbart werden (vgl. Schmidt 2002).

329 Hier lässt sich auch eine Parallele zu subkulturellem Kapital nach Brill, analog zu Bourdieu ziehen: „Dieses definiert sich – neben einer nicht zwangsläufig linearen Beziehung zu den klassischen Achsen sozialer Differenz *age, class* und *gender* – vor allem über typisch subkulturelle Werte wie Transgression, Subversion und ‘Hipness’. Subkulturelles Kapital bestimmt den Status einer Person innerhalb ihres subkulturellen Umfelds und ist somit keinesfalls machtnneutral, sondern schafft und legitimiert über ungleich verteilte Distinktionsgewinne szenespezifische Hierarchien“ (Brill 2009, S. 113).

als soziales Problem angesehen werden, wären demnach – wenn in diesem Kontext überhaupt von Intervention und Prävention gesprochen werden kann – v. a. Maßnahmen, die auf die Aufklärung der Gesellschaft über und Förderung von Akzeptanz gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt abzielen, sinnhaft.³³⁰

Weitere Grenzen der Übertragbarkeit der Theorien werden beim Versuch der Anwendung von Beckers Karrieremodell abweichenden Verhaltens auf queere Biografien deutlich. Obgleich der Labeling Approach den Blick darauf schärft, wie/in welchem Verhältnis Selbst- und Fremdzuschreibungen im Zusammenhang mit der Konstruktion von *Andersartigkeit* stehen bzw. wie ein*e Abweichter*in erst durch die Etikettierung des sozialen Umfelds als solche*r konstruiert wird, lässt sich – wie die Auswertung des Materials zeigt – eine sogenannte Abweichter*innen-Karriere nicht ohne gewisse Anpassungen und Adaptionen auf queere Biografien und Prozesse queerer Identitätsentwicklung übertragen (siehe Kap. 2.4.5). Gleiches gilt für Cass' Modell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung: Obwohl das durch sie vor mehr als 30 Jahren entwickelte Phasenmodell heute nur wenig an Aktualität eingebüßt hat – auch in der heutigen Zeit aufwachsende junge Menschen haben ähnliche Herausforderungen zu bewältigen, wenn sie in ihrer sexuellen Identität nicht der Norm entsprechen (siehe Kap. 5.1 und 5.2)³³¹ – bedarf es Erweiterungen, um die Varianz der vielschichtigen und komplexen, v. a. auch individuellen Entwicklungsprozesse von LSBT*IQs angemessen zu erfassen. Anpassungen müssten dabei auf verschiedenen Ebenen vorgenommen werden. Zum einen gilt für Cass' Modell, was für viele gängige Konzepte und Theorien zutrifft: sie gelten lediglich für die westlichen Kulturen Ende des 20. Jahrhunderts. Ferner wurde das Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung vor allem für weiße, sich selbst als lesbisch oder schwul³³² identifizierende Individuen entwickelt, weswegen es sich nicht ohne weiteres auf Menschen mit einem anderen Hintergrund übertragen lässt. Folglich lässt sich konstatieren, dass die Prämisse des Modells eine binäre ist, sowohl bzgl. der Geschlechter als auch der sexuellen Orientierungen. Sozialisationsbedingte Unterschiede in der sexuellen Identitätsentwicklung der Geschlechter, auf die Studien hinweisen (vgl. Weinberg et al. 1994; Rosario et al. 2009), sowie die Fluidität der sexuellen Identitäten nicht mitgedacht. Somit bleiben, obwohl Cass' Phasenmodell den Anschein einer vermeintlichen Universalität, Ortlosigkeit und Allgemeingültigkeit erweckt, spezifische Erfahrungen und Lebensrealitäten (z. B. bzgl. der kulturellen und ethnischen Identität) von LSBT*IQs, die sich mit der sexuellen

330 Im Sinne einer Übergangsperspektive wäre dieser Prozess auch als Übergang der Gesellschaft von einem Zustand der Zuschreibung hin zu einem, in dem Vielfalt als Reichtum einer Gesellschaft gilt, interpretierbar.

331 Wobei die Bedingungen in bestimmten Bereichen besser als noch vor 30 Jahren sind, u.a. auch durch die Möglichkeiten des Internets siehe Kap. 5.3.

332 Modelle, Konzepte und Theorien gingen dabei häufig vom weißen Mittelklasse-Schwulen aus (vgl. Kenneady & Oswalt 2014), selten auch von weißen Mittelklasse-Lesben.

Identitätsentwicklung überschneiden und damit durchaus relevant für die Individuen sein können, ausgeblendet. Dass diese jedoch die Betroffenen vor besondere Herausforderungen stellen können, zeigt sich sowohl im erhobenen Material als auch in einschlägigen Studien (siehe Kapitel 3 und 5).

„Modellhafte Darstellungen von Coming-out-Prozessen berücksichtigen in der Regel kaum die Interaktionen mit anderen Entwicklungsaufgaben und speziellen sozialen Kontexten, obwohl diese erheblichen Einfluss auf die Gestaltung von Coming-out-Prozessen haben können.“ (Wolf 2016, S. 4)

So macht es, die sexuelle Identitätsentwicklung betreffend, durchaus einen Unterschied, in welcher Region, Klasse, Kultur usw. ich lesbisch, schwul, bi, pan, trans*, inter und/oder queer bin, ob ich weiß bin oder nicht, Behinderungserfahrung habe und/oder wie alt ich bin. Durch eine Erweiterung des Modells um eine entsprechend intersektionale Perspektive könnten diese sozialen Kontexte Berücksichtigung finden. Weitere Limitierung erfährt Cass' Modell aufgrund der vermeintlichen Linearität und impliziter Normativität. Da der dynamische intra- und interpersonale Prozess der sexuellen Identitätsentwicklung in seiner Komplexität und Vielschichtigkeit nicht in einem linearen Phasenmodell abzubilden ist, bleibt die Aussagekraft immer beschränkt.

„Schematisierte Darstellungen von Coming-out-Prozessen sind gelegentlich irreführend, da die Lebenswirklichkeiten von Lesben und Schwulen natürlich vielschichtiger sind, als in einem Modell dargestellt werden kann. So verläuft der Coming-out-Prozess längst nicht so geradlinig, wie es die verschiedenen psychologischen Modelle suggerieren.“ (Wolf 2016, S. 3f.)

So können, worauf auch Stellen im empirischen Material hindeuten, queere Jugendliche und (junge) Erwachsene Stufen z.B. überspringen oder wiederholen, „Phasen“ können sich ausdehnen und als Dauerzustand eintreten usw. Eine „richtige Reihenfolge“, wie sie Cass' Modell impliziert, in der alle Schritte stringent in einer Richtung durchlaufen werden und an deren vermeintlichem Ende als definierter Endpunkt das Coming-out steht (das es zu erreichen gilt, um queere Identitätsentwicklung „erfolgreich“ abzuschließen), wird der Varianz sozialer queerer Wirklichkeiten nicht gerecht. In diesem Kontext ebenfalls problematisch, ist das gezeichnete Bild des Coming-outs, als selbstverständliches und notwendiges Element für ein gelungenes Durchlaufen der Entwicklung, hin zu einer „gesunden“ queeren Identität. Dabei lässt sich weder Identitätsentwicklung als abzuschließender Prozess denken, der je nach Verlauf unterschiedlich zu „bewerten“ ist, noch lässt sich die „Qualität“ queerer Identitätsentwicklung an einem (nicht-)erfolgten Coming-out bemessen. Eher ist von einem Entwicklungsverlauf auszugehen, der von Person zu Person individuell verschieden sein kann und unterschiedlich erlebt und empfunden wird. Dies gilt es in einem Modell, das den Anspruch erhebt, queere Identitätsentwicklung abzubilden, zu berücksichtigen. Denn auch, wenn Cass durchaus Spielräume einräumt und darauf verweist, dass queere Identitätsentwicklung abhängig von

den jeweiligen Kontextbedingungen unterschiedlich verlaufen kann, suggeriert ihr Modell etwas anderes. Und dennoch haben Phasenmodelle, neben all der berechtigten Kritik, auch ihre Daseinsberechtigung und ihren Nutzen, nämlich dann, wenn Kontextbedingungen und andere Entwicklungsaufgaben mitbedacht werden und sie sinnvolle Hinweise geben, um Entwicklungen in Coming-out-Prozessen zu antizipieren und auch zu unterstützen (vgl. Wolf 2016, S. 4). Trotz aller Einschränkungen bieten sie jenen „Betroffenen“, die die jeweiligen Entwicklungsprozesse durchlaufen, ein Gefühl von *Normalität*³³³ und liefern eine Beratungsgrundlage für pädagogische und psychologische Fachkräfte. Durch sie lässt sich die Entwicklung bzw. der Prozess, den LSBT*IQs durchlaufen, besser verstehen und nachvollziehen, um – wenn nötig – zu fördern und zu unterstützen. Hierfür – um den vielen queeren L(i)ebensrealitäten möglichst nah zu kommen – müssten Modelle, wie das von Cass, flexibilisiert und/oder individualisiert werden. Dabei wäre es allerdings Wunschenken, dass sich eine Theorie bzw. ein Modell formulieren lässt, das gleichermaßen die Entwicklungsprozesse von Lesben, Schwulen, Bi- und Pansexuellen, sowie Inter- und Trans*personen abbildet. So gilt es einerseits bestehende Theorien um eine queere und intersektionale Perspektive zu erweitern und anzupassen und sich dabei dennoch auf Dissonanzen zwischen Theorie und Empirie einzulassen und diese auszuhalten. Aufgrund der Vielfalt und Uneindeutigkeit sexueller Identitäten würde eine umfassende, alle nicht-cis-heterosexuell L(i)ebenden einschließende Theorie unweigerlich zu einer falschen Vereinheitlichung führen. So führen auch Hartmann et al., in Bezug auf die Herausforderungen, die sich daraus für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung ergeben, aus:

„Über die Zusammenhänge von Geschlechterpolitik und pädagogischer Praxis hinaus fordert die queertheoretische Zurückweisung von Eindeutigkeit auch erziehungswissenschaftliche Theoriebildung heraus. Die Infragestellung binär codierter geschlechtlicher und sexueller Identitäten gibt Anlass, Prozesse von Bildung, Erziehung und Sozialisation als Prozesse im Spannungsfeld von Normalisierung und Widerständigkeit gegenüber heteronormativen Identifizierungen zu denken. Perspektiven von Veruneindeutigung gilt es daher auch systematisch bildungs-, erziehungs- und sozialisationstheoretisch einzuholen. Darüber hinaus sind mit einer intersektionalen Perspektive Wechselwirkungen mit weiteren sozialen Ungleichheitskategorien zu bedenken und antirassistische, (post)koloniale, disability- und/oder milieu- bzw. schichtbezogene Perspektiven aufzugreifen.“ (Hartmann et al. 2017, S. 10)

Gleichzeitig müssten populationsübergreifende Studien, durch eine differenziertere Berücksichtigung unterschiedlicher L(i)ebensformen, weiterhin wichtige Einsichten in L(i)ebensrealitäten von und Herausforderungen für LSBT*IQs generieren, die für alle relevant sein könnten. So bedarf es letztlich grundsätzlich weiterer Forschung und Theoriebildung, wie und unter welchen

333 Theorien vermitteln das Gefühl, dass andere diesen Weg schon einmal gegangen sind und ihn bewältigt haben, und dass andere das eigene Erleben teilen.

Bedingungen individuelle, auch nicht-lineare Entwicklungen von LSBT*IQs verlaufen.

Dabei ist ein zentraler Aspekt, das Verständnis von sexueller Identitätsentwicklung, als auf der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft verlaufend, eben jene Schnittstelle, die auch der Labeling Approach nach Becker fokussiert:

„Wir müssen abweichendes Verhalten und Außenseiter, welche die abstrakte Konzeption verkörpern, als Konsequenz eines Interaktionsprozesses zwischen Menschen ansehen.“ (Becker 1981, S. 157)

Aus dieser Perspektive liefert auch der Labeling Approach wichtige Denkanstöße für eine queer-sensible erziehungswissenschaftliche Forschung und Theorieentwicklung, immer dann, wenn es um die theoretische Auseinandersetzung mit Differenzen und Verschiedenheiten, die Einflüsse sozialer Kontrolle und hegemonialer Moralvorstellungen geht. Die Sichtbarkeit von LSBT*IQs, gerade in der Wissenschaft, könnte Innovationsfunktion, im Sinne einer Flexibilisierung des gesellschaftlichen Normensystems, haben und sexuelle und geschlechtliche Vielfalt so in den Status einer neuen *Normalität* versetzen. Dabei gilt es jedoch, stets um eine (selbst-)reflexive Haltung bemüht zu sein, gerade weil „bei geschlechts- und differenzsensiblen Ansätzen die Gefahr (besteht), im Eingehen auf Unterschiede diese nicht nur zu reproduzieren, sondern sie zugleich identitär festzuschreiben“ (Hartmann et al. 2017, S. 15). So folgern Hartmann et al., bezüglich der Gefahr der Reifizierung von Differenzen, Kategorien und Normen durch pädagogische Forschung:

„Greift der pädagogische Geschlechterdiskurs lediglich Geschlechterdifferenzen von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen auf, bringt er dieselben hervor, anstatt deren Konstruktionsprozesse zu reflektieren. Über eine Unsichtbarmachung von geschlechtlichen/sexuellen Grenzgängern hat er darüber hinaus Teil an der kulturellen Produktion von Normalität und Abweichung. [...] Pädagogik ist an der Konstruktion und Dekonstruktion von Differenzen beteiligt und hat sich (selbst)kritisch (eigenen) Mechanismen rigider wie subtiler Heteronormativität zuzuwenden.“ (Hartmann et al. 2017, S. 21)

In diesem Kontext stellt auch Howard S. Becker die Frage: „Whose side are we on?“ (Becker 1967), die hier weniger moralisch, als erkenntnistheoretisch zu verstehen ist. Hierbei geht es ihm darum, „alle Seiten einer Situation und ihre Beziehungen zueinander zu untersuchen“ (Becker 1981, S. 187), also u. a. um die Frage, wie bzw. welches Bild sozialer Wirklichkeit durch Forschung und Wissenschaftler*innen konstruiert wird. Die Herausforderung, die sich uns dabei fortlaufend stellt, ist Normen, *Normalitäten* und (Hetero-)Normativität zu rekonstruieren, ohne diese selbst zu reifizieren. Gleichwohl trägt auch diese Arbeit einen Teil zur Reproduktion der heteronormativen Ordnung und gesellschaftlicher Machtverhältnisse bei, die LSBT*IQs als „*Unnormale*“ hervorbringt, denn: Beschreibung ist immer schon Zuschreibung. Volker Woltersdorff, der Bezug nimmt auf Judith Roof (1996), spricht in diesem Kontext von

der „strukturelle[n] Unmöglichkeit, einen nicht-heteronormativen Plot zu erzählen“ (Woltersdorff 2003, S. 29), als Heteronarrativität. Da Sprache und Denksysteme gleichermaßen aus der heteronormativen Ordnung hervorgehen, werden demnach genau die Differenzen reifiziert, deren Verunwichtigung angestrebt wird. Das bedeutet, dass auch durch diverse Beschreibungen in der vorliegenden Studie, durch die Benennung von Lesben, Schwulen, Bi- und Pansexuellen, Inter-, Trans*personen und Queers als solche, durch die Verwendung von Wörtern, wie z. B. Coming-out, also allein durch die gewählten Termini Heteronorm und Normabweichung weiter festgeschrieben werden (können). Gleichzeitig jedoch, ist das Nicht-Benennen einer Differenzlinie, an der sozialer Ein- und Ausschluss ausgehandelt wird, ebenfalls keine Option. Auch wenn das eigentliche Ziel die sexuelle und geschlechtliche Indifferenz und Irrelevanz ist, birgt eine Dethematisierung die Gefahr, dass Machtverhältnisse, strukturelle Ungleichheiten und Diskriminierungen von LSBT*IQs, die sichtbar und auf die aufmerksam gemacht werden soll, unentdeckt bleiben. Wenngleich sie sozial konstruiert ist, ist die Unterscheidung zwischen cis-heterosexuell und nicht-cis-heterosexuell wirkmächtig und folgenreich, was die Ergebnisse der vorliegenden und auch anderer Studien deutlich zeigen. So präsentiert sich hier das bekannte Dilemma, dass, um Differenzmarkierungen zu bearbeiten, diese benannt werden müssen und die Gefahr besteht, diese zu bestätigen und damit zu reproduzieren, statt sie zu rekonstruieren. Dieses Dilemma lässt sich nicht umgehen, das Bewusstsein darum jedoch, kann Forschende sensibilisieren, möglichst selbstkritisch und selbstreflexiv zu sein, was auch bei der Durchführung vorliegender Studie stets ein Leitgedanke war (siehe auch Kap. 4). Daneben ist die Konzeption der Arbeit zentral, die den Fokus von den vermeintlichen *Abweichler*innen* auf die Gesellschaft, ihre Institutionen und Mitglieder verschiebt, die damit in die Verantwortung genommen werden können, etwas an den herrschenden Ungleichheitsverhältnissen zu verändern. Um dabei dennoch die Wirkmächtigkeit der heteronormativen Ordnung anzuerkennen, innerhalb derer LSBT*IQs tatsächlich *anders* l(i)eben, bilden vor allem die queeren L(i)ebensrealitäten der Interviewten den Kern dieser Studie. Anstatt aus einem defizitorientierten Blickwinkel heraus, wurden diese unter einer ressourcenorientierten Perspektive analysiert, um die Potenziale und Ressourcen der Befragten in den Mittelpunkt zu rücken. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Weiterführung und der Ausbau von Forschung mit dieser Herangehensweise durchaus ertragreich wären. Über einen Perspektivwechsel und eine Fokusverschiebung hinaus, gilt es dennoch, langfristig eine *Normalisierung* von LSBT*IQs anzustreben. Dabei ist und bleibt es weiterhin die Aufgabe erziehungswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung Sexualität und Geschlecht als soziale Konstruktionen sichtbar zu machen und deren Selbstverständlichkeit zu hinterfragen. Dazu möchte diese Studie einen Beitrag leisten und andere zur Schließung der Forschungslücken ebenso ermutigen,

wie zu veränderten gesellschaftlichen und individuellen Praxen. Kritik stößt Denken und Handeln an und trägt so zur Veränderung der Verhältnisse bei.

6.5 Fazit

Abschließend kann konstatiert werden, dass die eingangs gestellte Frage: „L(i)eben LSBT*IQs *anders* oder nicht?“ differenziert beantwortet werden muss. Einerseits muss sie mit „Ja!“ beantwortet werden. Auch wenn sie Jugendliche und (junge) Erwachsene sind, wie alle anderen um sie herum auch, befinden sich queere Jugendliche und (junge) Erwachsene dennoch in einer besonderen Lebenssituation, in der es gilt, mit einem zugeschriebenen, wie auch selbst als solches erlebten und empfundenen *Anderssein* zurechtzukommen. Vermeintlicher Grund hierfür ist, dass LSBT*IQs nicht (ausschließlich) heterosexuell begehren und/oder sich nicht (eindeutig) in ein binäres System von Geschlecht einordnen lassen. Demzufolge l(i)eben LSBT*IQs *anders*. Doch diese Antwort greift zu kurz: Erst die Gesellschaft, ihre Institutionen und Mitglieder sind es, die sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit zu relevanten Differenzlinien – zu Kriterien bzw. „Praktiken der Humandifferenzierung“ (Hirschauer 2017) – werden lassen, entlang derer soziale Inklusion oder Exklusion ausgehandelt wird.³³⁴ Erst die Gesellschaft, ihre Institutionen und Mitglieder sind es, die (cis-heterosexuelle) Norm- und Normalitätsvorstellungen und -erwartungen an sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit hervorbringen und damit LSBT*IQs als Abweichler*innen konstruieren. Demnach sind und l(i)eben queere Jugendliche und (junge) Erwachsene nicht *anders*, sondern werden durch Familienmitglieder, Mitschüler*innen, Lehrkräfte, Medien, Herren- und Damentoiletten u. v. m. zu *anderen* bzw. *anders* l(i)ebenden gemacht. So kann die obige Frage ebenso mit einem „Nein!“ beantwortet werden.

Dennoch sind LSBT*IQs auch heute noch, aufgrund gesellschaftlicher Stigmatisierungsprozesse infolge des Otherings, in den alltäglichsten Situationen, z. B. beim Busfahren, Einkaufen oder Kinobesuch, einem allgegenwärtigen Risiko ausgesetzt, Opfer von Abwertungen und Diskriminierungen zu werden. Zur Bewältigung dieser Situation sind queere Jugendliche und (junge) Erwachsene darauf angewiesen, Strategien und Ressourcen zu entwickeln und nutzen, um ihre Selbstbestimmtheit und Handlungsfähigkeit zu sichern bzw. wiederherzustellen. Am Beispiel queerer Internetnutzung und queerer Subkultur konnte aufgezeigt werden, inwiefern und auf welche Art und Weise (junge) LSBT*IQs die Herausforderungen bewältigen, die sich ihnen in der ständigen Auseinandersetzung und im Konflikt mit den heteronormativen Verhältnissen,

334 Diese Aushandlungen sind geprägt durch Macht- und Hierarchiestrukturen.

in denen sie sich bewegen, stellen. Auch wenn diese bisher vernachlässigte differenzierte Perspektive auf wertvolle Potenziale und Ressourcen, die (junge) LSBT*IQs in ihrer Lebenslage entlasten und unterstützen können, unter den gegebenen gesellschaftlichen Umständen und den aktuellen sozialen und kulturellen Bedingungen eine notwendige ist, die es zu erweitern und auszubauen gilt, kann dies nur ein Zwischenschritt auf dem Weg in Richtung sexueller und geschlechtlicher Indifferenz und Irrelevanz sein.

Ziel müsste demnach sein, die Divergenz zwischen den gesellschaftlichen Normen von sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit auf der einen, und der sozialen Wirklichkeit von der Vielfalt von L(i)ebensweisen auf der anderen Seite aufzulösen und zu überwinden. Hierfür gilt es, auf jeder Ebene und in jedem Kontext die vermeintliche *Normalität* und Natürlichkeit von Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit zu hinterfragen und sich bewusst zu machen: Queeres L(i)eben ist nicht *anders*, sondern ebenso *normal*³³⁵, wie es cis-heterogeschlechtliches L(i)eben ist. Anstatt LSBT*IQs aufgrund ihrer sexuellen Identität auszuschließen und abzuwerten, sollten Menschen unabhängig ihrer sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit als gleichwertige Mitglieder an Gesellschaft teilhaben und partizipieren können. Anstatt an Begehrens- und Geschlechternormen sowie -stereotypen verhaftet zu bleiben und Abweichungen davon zu tabuisieren und sanktionieren, müsste die Pluralität von L(i)ebensweisen anerkannt, respektiert und wertgeschätzt werden. Ferner bedarf es, über einen Perspektivwechsel von den vordergründigen Unterschieden auf die Gemeinsamkeiten, Potenziale und Ressourcen hinaus, sich komplett von den vermeintlichen Differenzmerkmalen Sexualität und Geschlecht zu lösen. In einer diversen Gesellschaft, in der Pluralität *normalisiert* und als Potenzial wertgeschätzt wird, müssten sexuelle Orientierung und Geschlechtlichkeit (ebenso wie Alter, Aussehen, Herkunft...) „verunwichtigt“ werden. Dies kann dann gelingen, wenn Sexualität und Geschlecht als soziale Konstruktionen erkannt und demaskiert werden und in den L(i)ebensrealitäten aller Gesellschaftsmitglieder als Kategorien (sowie auch institutionell und strukturell) an Bedeutung verlieren und Grenzen zwischen den Geschlechtern und sexuellen Orientierungen unscharf werden. Dort, wo Handlungsoptionen und Spielräume bisher waren, würden Freiräume entstehen. Aus heutiger Sicht scheint der Weg dorthin (gerade in Anbetracht aktuell geführter Debatten um bspw. die Pädagogik der Vielfalt) ein weiter zu sein, doch bleibt zu hoffen, dass vorliegende Arbeit ein (wenn auch kleiner) Schritt in die richtige Richtung ist.

Ziel dieser Arbeit war es, einen Einblick in die Lebensrealitäten der Menschen zu geben, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit von der Gesellschaft zu *Abweichter*innen* gemacht und als solche abgewertet und diskriminiert werden. Dabei lag der Fokus vor allem auch auf den unterstützenden Strategien und Ressourcen, die Lesben, Schwule,

335 Dabei ebenso individuell.

Bi- und Pansexuelle, queere, non-binäre, Inter- und Trans*personen entwickeln und sich zu Nutzen machen. Obgleich es heutzutage noch eigener Räume für queere Jugendliche und (junge) Erwachsene bedarf, gilt es das eigentliche Ziel nicht aus dem Blick zu verlieren, sondern dieses weiter anzustreben. So wäre es wünschenswert, dass aus den zwei Welten, wie Bea sie im Folgenden, die Arbeit schließenden Zitat beschreibt, in Zukunft eine wird. Eine Welt, in der es keine Rolle spielt, welches Geschlecht oder welche sexuelle Orientierung ich habe.

„Es gehört ja einfach zu mir, so. Es ist nicht nur so ein kleiner Aspekt, das ist einfach/wie mich meine Sommersprossen auch ausmachen und mein, ich weiß nicht was, meine schlechte Laune, wenn ich Hunger habe, so macht das auch irgendwie Teil meiner Persönlichkeit aus. Genau. Ja, also das würde ich so sagen. Aber an sich ist das überhaupt kein/irgendwie überhaupt kein Thema für mich und dann irgendwie doch. Also, ich hab’ bemerkt, dass ich immer die Welt einteile in meine Welt und die andere. Dass ich so/das alles, was für mich gewöhnlich ist und wie ich die Welt so wahrnehme, dass es/dass ich natürlich mit meiner Freundin Händchen haltend durch die Stadt laufe und dass ich natürlich nicht weiß, ob ein Kleid am Rücken Knöpfe hat, und weil ich/dass ich natürlich mit meinem besten Kumpel den *Frauen* hinterherschau. Also, so, dieses/das ist für mich ganz, ganz klar, ganz/so ist das. Und dann die Welt, in der das seltsam scheint, wenn so ein *Mädchen*, wie ich, das alles macht. Und da hab’ ich bemerkt, dass ich immer in meine Welt und die andere Welt teile.“ (Bea, Abschnitt 78)

7 Literaturverzeichnis

- American Psychological Association (2008): Answers to your questions: For a better understanding of sexual orientation and homosexuality. Online verfügbar: <http://www.apa.org/topics/orientation.pdf>. Zugegriffen: 15.04.2018.
- Amling, Steffen (2015): Peergroups und Zugehörigkeit. Empirische Rekonstruktionen und ungleichheitstheoretische Reflexionen. Wiesbaden: Springer VS.
- Anhorn, Roland; Bettinger, Frank & Stehr, Johannes (Hrsg.) (2008): Sozialer Ausschluss und soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis sozialer Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017): LSBTIQ*-Lehrkräfte in Deutschland. Diskriminierungserfahrungen und Umgang mit der eigenen sexuellen und geschlechtlichen Identität im Schulalltag. Berlin: Antidiskriminierungsstelle des Bundes.
- Backman, Fredrik (2015): Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid. Roman. Frankfurt am Main: Fischer Krüger.
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Becker, Howard S. (1967): Whose Side Are We On? *Social Problems* 14 (3), S. 239–247.
- Becker, Howard S. (1981): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Bednarz-Braun, Iris & Heß-Meining, Ulrike (Hrsg.) (2004): Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bell, Alan P.; Weinberg, Martin S. & Hammersmith, Sue K. (1981): Der Kinsey-Institut-Report über sexuelle Orientierung und Partnerwahl. München: Bertelsmann.
- Berufsverband Deutscher Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie (Hrsg.): Stellungnahme des Berufsverbandes Deutscher Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie zur öffentlichen Diskussion um „Konversionstherapien“ oder „reparative Therapien“ bei Homosexualität.
- Biechele, Ulrich; Reisbeck, Günter & Keupp, Heiner (2001): Schwule Jugendliche: Ergebnisse zur Lebenssituation, sozialen und sexuellen Identität: Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales.
- Birkner, Thomas (2017): Medialisierung und Mediatisierung. Baden-Baden: Nomos.

- Bleibtreu-Ehrenberg, Gisela (1978): Tabu Homosexualität. Die Geschichte eines Vorurteils. Frankfurt am Main: Fischer.
- Blumer, Herbert (1969): Symbolic interactionism. Perspective and method. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Boeger, Annette (2010): Entwicklungspsychologie Körper und Geschlecht im Jugendalter: Schlaglichter auf eine Entwicklungsaufgabe für beide Geschlechter. In Gisela Steins (Hrsg.), Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung, S. 133–153. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böhnisch, Lothar (2015): Pädagogik und Männlichkeit. Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2019): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre & Schultheis, Franz (2005): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. Konstanz: UVK.
- Brake, Anna & Büchner, Peter (2012): Bildung und soziale Ungleichheit. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- BRAVO Dr. Sommer-Studie (2009): Liebe! Körper! Sexualität! München: iconkids & youth international research.
- Breuer, Franz (2003): Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. Forum Qualitative Sozialforschung 4/2 (4), S. 1–13.
- Breuer, Franz (2010): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brill, Dunja (2009): Queer Theory und kritische Subkulturforschung: ein überfälliger Brückenschlag. Gender Bulletin (36), S. 104–125.
- Bronner, Kerstin (2011): Grenzenlos normal? Aushandlungen von Gender aus handlungspraktischer und biografischer Perspektive. Berlin: De Gruyter.
- Budde, Jürgen; Dlugosch, Andrea & Sturm, Tanja (Hrsg.) (2017): (Re-)Konstruktive Inklusionsforschung. Differenzlinien – Handlungsfelder – empirische Zugänge. Opladen: Barbara Budrich.
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.) (2014): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: Transcript. Online verfügbar: <http://www.degruyter.com/doi/book/10.14361/transcript.9783839427026>.
- Burgi, Martin & Wolff, Daniel (2016): Rechtsgutachten zur Frage der Rehabilitierung der nach § 175 StGB verurteilten homosexuellen Männer. Auftrag, Optionen und verfassungsrechtlicher Rahmen. Berlin: Antidiskriminierungsstelle des Bundes.

- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2017): *Gefährdetes Leben. Politische Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Cass, Vivienne C. (1984): Homosexual identity formation. Testing a theoretical model. *The Journal of Sex Research* Aug. 20 Nr. 2, S. 143–167.
- Çetin, Zülfukar (2014): *Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin*. Bielefeld: Transcript.
- Chebout, Lucy & Sauer, Arn (2011): *Menschenrechte fördern! Deutsche Unterstützung für lesbische, schwule, bisexuelle, trans und inter (LSBTI) Menschenrechtsarbeit im globalen Süden und Osten*. Hamburg: Deutsches Institut für Menschenrechte.
- Council of Europe (2011): *Discrimination on grounds of sexual orientation and gender identity in Europe*. Strasbourg: Council of Europe Publishing.
- Dannecker, Martin & Reiche, Reimut (1974): *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Degele, Nina (2005): Heteronormativität entselbstverständlich. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. *Freiburger FrauenStudien* 11 (2005) 17, S. 15–39.
- Degele, Nina (2008): *Theorie: Gender/Queer Studies als Verunsicherungswissenschaften*. In Nina Degele, Christian Dries & Dominique Schirmer (Hrsg.): *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Fink, S. 57–118.
- Degele, Nina (Hrsg.) (2010): *Gendered Bodies in Motion*. Opladen: Budrich UniPress.
- Degele, Nina; Dries, Christian & Schirmer, Dominique (Hrsg.) (2008): *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Fink.
- Dennert, Gabriele (2005): *Die gesundheitliche Situation lesbischer Frauen in Deutschland*. Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media.
- Dennert, Gabriele (2006): *Die psychische Gesundheit von Lesben und Schwulen – eine Übersicht europäischer Studien*. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*: VPP 3 (38), S. 559–576.
- Dennert, Gabriele & Wolf, Gisela (2009): *Gesundheit lesbischer und bisexueller Frauen. Zugangsbarrieren im Versorgungssystem als gesundheitspolitische Herausforderung*. *Femina politica* (1), S. 48–58.
- Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (Hrsg.): *Stellungnahme des DGPPN-Referats*.
- Döring, Nicola (2000): *Romantische Beziehungen im Netz*. In C. Thimm (Hrsg.): *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39–70.

- Döring, Nicola (2013): Sexuell explizite Medienangebote. Produktion, Inhalte, Nutzung und Wirkungen. In Wolfgang Schweiger & Andreas Fahr (Hrsg.): Handbuch Medienwirkungsforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 419–436.
- Dollinger, Bernd & Raithel, Jürgen (2006): Einführung in Theorien abweichenden Verhaltens. Perspektiven, Erklärungen und Interventionen. Weinheim: Beltz Verlag.
- Dräger, Jörg & Müller-Eiselt, Ralph (2017): Die digitale Bildungsrevolution. Der radikale Wandel des Lernens und wie wir ihn gestalten können. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Dresing, Thorsten & Pehl, Thorsten (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg: Dresing & Pehl.
- Duttler, Gabriel & Haigis, Boris (Hrsg.) (2016): Ultras. Eine Fankultur im Spannungsfeld unterschiedlicher Subkulturen. Bielefeld: Transcript.
- Ecarius, Jutta; Eulenbach, Marcel; Fuchs, Thorsten & Walgenbach, Katharina (2011): Jugend und Sozialisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eccles, Jacquelynn; Early, Diane; Fraser, Kari; Belansky, Elaine & McCarthy, Karen (1997): The Relation of Connection, Regulation, and Support for Autonomy to Adolescents' Functioning. *Journal of Adolescent Research*. 12. S. 263–286.
- Emcke, Carolin (2013): *Wie wir begehren*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Emcke, Carolin (2016a): *Gegen den Hass*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Emcke, Carolin (2016b, 17. Juni): Orlando. *Süddeutsche Zeitung*. Online verfügbar: <https://www.sueddeutsche.de/politik/kolumne-orlando-1.3038967>. Zugegriffen: 11.10.2018.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt am Main: Campus.
- Engel, Antke (2009): *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: Transcript.
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Erikson, Erik H. (2017): *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Eschke, Nina (2017): Einiges erreicht, aber noch viel zu tun. Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (DGVN) zu LGBTI und Menschenrechten (6/2017). *Vereinte Nationen* (6), S. 243–248.
- EU-Grundrechteagentur (Hrsg.) (2013): *EU LGBT survey. European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey: Results at a glance*, Wien.

- Europäische Union (2014): LGBT-Erhebung in der EU. Erhebung unter Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen in der Europäischen Union (Hrsg.): Ergebnisse auf einen Blick. Luxemburg: Europäische Union.
- Feierabend, Sabine; Plankenhorn, Theresa & Rathgeb, Thomas (2017): KIM-Studie 2016. Kindheit, Internet, Medien. Basisstudie zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Medienpädagogischer Forschungsbund Südwest (Hrsg.).
- Fend, Helmut (2003): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ferchhoff, Wilfried (2007): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Festinger, Leon (1950): Theory and experiment in social communication. Ann Arbor: Research Center for Dynamics, Institute for Social Research, University of Michigan.
- Fiedler, Peter (2014): Sexualitäten. Hetero-, Homo-, Bi-, Trans- und Intersexualität. In Klaus Menne & Jacqueline Rohloff (Hrsg.): Sexualität und Entwicklung. Beratung im Spannungsfeld von Normalität und Gefährdung Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 72–93.
- Fiedler, Peter & Marneros, Andreas (2004a): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Heterosexualität – Homosexualität – Transgenderismus und Paraphilien – sexueller Missbrauch – sexuelle Gewalt. Weinheim: Beltz.
- Fiedler, Peter & Marneros, Andreas (2004b): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Heterosexualität, Homosexualität, Transgenderismus und Paraphilien, sexueller Missbrauch, sexuelle Gewalt. Weinheim, Basel: Beltz.
- Flaake, Karin (2018): Die Jugendlichen und ihr Verhältnis zum Körper. Stuttgart: Kohlhammer.
- Förster, Franziska (2017): “Who am I to feel so free?” – Eine Einführung in den Begriff und das Denken von Queer. In Karsten Kenklies & Maximilian Waldmann (Hrsg.): Queer Pädagogik. Annäherungen an ein Forschungsfeld. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 9–59.
- Foster-Gimbel, Olivia & Engeln, Renee (2016): Fat chance! Experiences and expectations of antifat bias in the gay male community. *Psychology of Sexual Orientation and Gender Diversity* 3 (1), S. 63–70.
- Frankenberger, Rolf (2007): Gesellschaft – Individuum – Gouvernementalität. Theoretische und empirische Beiträge zur Analyse der Postmoderne. Dissertation. Tübingen: Universität Tübingen.
- Fritz, Karsten; Sting, Stephan & Vollbrecht, Ralf (Hrsg.) (2003): Mediensozialisation. Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Frohn, Dominic; Meinold, Florian & Schmidt, Christina (2017): Out im Office?! Sexuelle Identität und Geschlechtsidentität, (Anti-)Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz. Institut für Diversity- & Antidiskriminierungsforschung (Hrsg.). Köln: IDA.
- Funcke, Dorett & Thorn, Petra (Hrsg.) (2010): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform. Bielefeld: Transcript.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Gay, Lesbian & Straight Education Network (2013): *Out Online. The experiences of lesbian, gay, bisexual and transgender youth on the internet*, New York: Gay, Lesbian & Straight Education Network.
- Georg, Werner (1998): *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine (2010): *Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137–145.
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*. In Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *TraditionenBrüche: Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg im Breisgau: Kore, S. 201–254.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967): *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. New York, NY: Aldine.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1998): *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Goffman, Erving (1967): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Gomolla, Mechthild & Radtke, Frank-Olaf (2009): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Göth, Margret & Kohn, Ralph (2014): *Sexuelle Orientierung*. In *Psychotherapie und Beratung*. Berlin: Springer VS.
- Götsch, Monika (2014): *Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen*. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Götsch, Monika (2015): *Paradoxien heteronormativer Sozialisation*. Opladen: Barbara Budrich.
- Grimm, Petra; Rhein, Stefanie & Müller, Michael (2011): *Porno im Web 2.0. Die Bedeutung sexualisierter Web-Inhalte in der Lebenswelt von Jugendlichen*. Berlin: Vistas.

- Grittmann, Elke; Lobinger, Katharina; Neverla, Irene & Pater, Monika (Hrsg.) (2018): *Körperbilder – Körperpraktiken. Visualisierung und Verge-
schlechtlichung von Körpern in Medienkulturen*. Köln: Herbert von Ha-
lem Verlag.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhr-
kamp Verlag.
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation. Weiblich – männlich?* Wiesba-
den: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hagemann-White, Carol (1988): “Wir werden nicht zweigeschlechtlich gebo-
ren ...”. In Carol Hagemann-White & Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Frauen-
Männerbilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskus-
sion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, S. 224–235.
- Hagen, Jamie J. (2016): *The revolutionary possibilities of online trans and
queer communities*. In Shira Tarrant (Hrsg.): *Gender, sex, and politics. In
the streets and between the sheets in the 21st century*. New York, NY:
Routledge, S. 141–154.
- Hark, Sabine (1996): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*.
Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, Sabine (2002): *Junge Lesben und Schwule. Zwischen Heteronormativi-
tät und posttraditionaler Vergesellschaftung*. München: Deutsches Jugend-
institut.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Fe-
minismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hark, Sabine (2009): *Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen
einer Kategorie*. In Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer Studies in Deutschland:
interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung*.
Berlin: Trafo, S. 23–40.
- Harring, Marius (2015): *Sozialisation in der Lebensphase Jugend*. In Klaus
Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann & Sabine Walper
(Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim und Basel: Beltz,
S. 850–870.
- Harring, Marius; Böhm-Kasper, Oliver; Rohlf, Carsten & Palentien, Christian
(Hrsg.) (2010): *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als
Bildungs- und Sozialisationsinstanzen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozial-
wissenschaften.
- Hartmann, Jutta (2008): *Intersektionalität und queere Pädagogik – eine Ver-
hältnisbestimmung*. Online verfügbar: [http://webdoc.urz.uni-
halle.de/dl/726/pub/juttahartmann.mp3](http://webdoc.urz.uni-halle.de/dl/726/pub/juttahartmann.mp3).
- Hartmann, Jutta (2012): *Institutionen, die unsere Existenz bestimmen: Hetero-
normativität und Schule*. *Aus Politik und Zeitgeschehen* 49–50/2012 (62),
S. 34–41.
- Hartmann, Jutta & Klesse, Christian (2007): *Heteronormativität. Empirische
Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung*. In Jutta

- Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–16.
- Hartmann, Jutta; Messerschmidt, Astrid & Thon, Christine (Hrsg.) (2017): Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität. Opladen: Barbara Budrich.
- Hartmann, Peter H. (1999): Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske + Budrich.
- Havighurst, Robert J. (1952): Developmental tasks and education. New York: Longmans, Green.
- Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herriger, Norbert (1991): Empowerment – Annäherungen an ein neues Fortschrittsprogramm der sozialen Arbeit. Sozialmagazin: die Zeitschrift für soziale Arbeit 16 (7/8), S. 26–34.
- Hessisches Kultusministerium (2016): Lehrplan Sexualerziehung. Für allgemeinbildende und berufliche Schulen in Hessen. Online verfügbar: https://kultusministerium.hessen.de/sites/default/files/media/hkm/lehrplan_sexualerziehung_formatiert_neu.pdf. Zugegriffen: 08.06.2019.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft (H. 41), S. 208–235.
- Hirschauer, Stefan (Hrsg.) (2017): Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Hirschfeld-Eddy-Stiftung (2008): Schriftenreihe der Hirschfeld-Eddy-Stiftung. Berlin: Hirschfeld-Eddy-Stiftung.
- Hitzler, Ronald & Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hornscheidt, Lann (2012): Feministische W_orte. Ein Lern-, Denk- und Handlungsbuch zu Sprache und Diskriminierung, Gender Studies und feministischer Linguistik. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Hornstein, Walter & Thole, Werner (2008a): Jugend. In Dieter Kreft & Ingrid Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit.: Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Weinheim: Beltz Juventa, S. 443–448.
- Hornstein, Walter & Thole, Werner (2008b): Kindheit. In Dieter Kreft & Ingrid Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit.: Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Weinheim: Beltz Juventa, S. 529–533.

- Hradil, Stefan (2005): Soziale Ungleichheit in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.) (2014): Digitale Jugendkulturen. Wiesbaden: Springer VS.
- Hülst, Dirk (2013): Grounded Theory. In B. Friebertshäuser, Antje Langer & Annedore Prengel (Hrsg.), Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz Juventa, S. 281–300.
- Hurrelmann, Klaus (2002): Schwindende Kindheit – Expandierende Jugendzeit – Neue Herausforderungen für die biografische Gestaltung des Lebenslaufs. Vortrag, Pädagogisches Institut der Universität Zürich. Online verfügbar: http://www.uni-bielfeld.de/Universitaet/Einrichtungen/Pressestelle/dokumente/Reden/Vortrag_Klaus_%20Hurrelmann_Preisverleihung.pdf. Zugegriffen: 23.11.2015.
- Hurrelmann, Klaus (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim: Juventa Verlag.
- Hurrelmann, Klaus & Bauer, Ullrich (2015): Einführung in die Sozialisations- theorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. Weinheim: Beltz.
- Imbusch, Peter (2012): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen. Wiesbaden: Springer VS.
- Jäckel, Michael (2011): Medienwirkungen. Ein Studienbuch zur Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jagose, Annamarie (1996): Queer theory. An introduction. New York: New York University Press.
- Janowitz, Klaus M. (2009): Netnographie – Ethnographische Methoden im Internet und posttraditionelle Vergemeinschaftungen. Tagungsband zur Wissensorganisation '09 "Wissen – Wissenschaft – Organisation". Online verfügbar: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/6524/ssoar-2009-janowitz-netnographie_-_ethnographische_methoden_im.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-2009-janowitz-netnographie_-_ethnographische_methoden_im.pdf. Zugegriffen: 23.11.2018.
- Jost, Michael (2009): Jugendspezifische Selbstüberschätzung im Bezugsrahmen jugendlichen Risikoverhaltens. In Werner Helsper, Christian Hillbrandt & Thomas Schwarz (Hrsg.): Schule und Bildung im Wandel. Anthologie historischer und aktueller Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 397–422.
- Jösting, Sabine (2008): Männlichkeit und Geschlechtshomogene Praxis bei Jungen. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Barbara Budrich, S. 45–60.

- Jugendnetzwerk Lambda NRW e. V. (Hrsg.) (2005): Wir wollen's wissen. Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen.
- Kaspar, Kai; Gräßer, Lars & Riffi, Aycha (Hrsg.) (2017): Online Hate Speech. Perspektiven auf eine neue Form des Hasses. Düsseldorf: kopaed-Verlag.
- Kastirke, Nicole & Kotthaus, Jochem (2014): Jugendliche Sexualität und sexuelle Identität. In Jörg Hagedorn (Hrsg.): Jugend, Schule und Identität. Selbstwertung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule. Wiesbaden: Springer VS, S. 265–280.
- Kelle, Udo (2007): Theoretisches Vorwissen und Kategorienbildung in der „Grounded Theory“. In Udo Kuckartz, Heiko Grunenberg & Thorsten Dresing (Hrsg.): Qualitative Datenanalyse: computergestützt. Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 32–49.
- Kennedy, Arjay & Oswalt, Sara. (2014): Is Cass's Model of Homosexual Identity Formation Relevant to Today's Society?. *American Journal of Sexuality Education* 9, S. 229–246.
- Kern, Renate; Kern, Walter & Maierhofer, Lorenz (2006): Sim-Sala-Sing. Das Liederbuch für die Volksschule. Rum/Innsbruck: Helbling.
- Kersten, Anne & Sandfort, Theo (1994): Lesbische en homoseksuele adolescenten in de schoolsituatie. Een inventarisatie van knelpunten, problemen en oplossingen. Utrecht: Interfacultaire Werkgroep Homostudies.
- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological approach. Chicago: University of Chicago Press.
- Keupp, Heiner & Höfer, Renate (2009): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Kimball, Ezekiel; Vaccaro, Annemarie; Tissi-Gassoway, Nina; Bobot, S. D.; Newman, Barbara M.; Moore, Adam & Troiano, Peter F. (2018): Gender, Sexuality, & (Dis)Ability. Queer Perspectives on the Experiences of Students with Disabilities. *Disability Studies Quarterly* 38 (2). Online verfügbar: <https://dsq-sds.org/article/view/5937/4907>. Zugegriffen: 19.03.2019.
- King, Michael; Semlyen, Joanna; See Tai, Sharon; Killaspy, Helen; Osborn, David; Popelyuk, Dmitri & Nazareth, Irwin (2008): A systematic review of mental disorder, suicide, and deliberate self harm in lesbian, gay and bisexual people. *BMC Psychiatry* 8 (70), S. 1–17.
- King, Vera (2009): Adoleszenz/Jugend und Geschlecht. Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz Juventa, S.1–43.
- King, Vera (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden: Springer VS.

- King, Vera & Koller, Hans-Christoph (Hrsg.) (2009): Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kinsey, Alfred C. (1948): Sexual behavior in the human male. Philadelphia: W. B. Saunders.
- Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und trans*geschlechtlicher Jugendlicher. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Kleiner, Bettina (2016): Gender-Glossar: Heteronormativität. Online verfügbar: <https://gender-glossar.de/glossar/item/55-heteronormativitaet>. Zugegriffen: 29.04.2019.
- Klemmt, Malte (2015): Der unbedingte Fan. Untersuchungen zur Anziehungskraft von Ultra-Gruppen im deutschen Fußballsport. Marburg: Tectum Verlag.
- Klewes, Joachim (2016): Übersicht über die Maßnahmen der Landesaktionspläne gegen Homo- und Transphobie in den deutschen Bundesländern. Meerbusch/Berlin: Change Centre Foundation.
- Kleyböcker, Heiko (2007): Vielfalt fördern – wie lsbt-freundlich sind Jugendhilfe und Schule? Untersuchung zum Umgang mit lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgender Lebensweisen in jugendrelevanten Einrichtungen in Lichtenberg von Berlin. Berlin: Alice Salomon Hochschule Berlin.
- Klocke, Ulrich (2012): Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft.
- Klocke, Ulrich & Küppers, Carolin (2017): Zur Situation lesbischer, schwuler, bisexueller und queerer Menschen. Von der Diskriminierung zur Inklusion durch Sichtbarkeit und flexiblere Geschlechternormen. In Elke Diehl (Hrsg.): Teilhabe für alle?!: Lebensrealitäten zwischen Diskriminierung und Partizipation. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 180–205.
- Klocke, Ulrich & Peschel, Julia (2017, September): „Spast! Schwuchtel! Kanake!“ Gruppenbezogene Beleidigungen unter Jugendlichen: Verbreitung und Einflussfaktoren. Vortrag auf der 16. Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie der DGPs, Ulm. Online verfügbar: <https://www.psychologie.hu-berlin.de/de/mitarbeiter/57490/KlockePeschel2017>. Zugegriffen: 13.03.2019.
- Klotter, Christoph (2017): Einführung Ernährungspsychologie. Mit 43 Übungsfragen, 7 Abbildungen und 5 Tabellen. München: Ernst Reinhardt Verlag.

- Koch, Wolfgang & Frees, Beate (2017): Dynamische Entwicklung bei mobiler Internetnutzung sowie Audios und Videos. *Media-Perspektiven* (9), S. 434–446.
- Kokits, Maya J. & Thuswald, Marion (2015): Gleich sicher? sicher gleich? Konzeptionen (queer) feministischer Schutzräume. *Femina politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24 (1), S. 83–93.
- Kokula, Ilse (1989): Zur Situation lesbischer Frauen während der NS-Zeit. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 12, S. 29–36.
- Kolanowski, Ulrike (2009): Wie Jugendliche ihre sexuelle Orientierung entdecken. Persönliche Geschichten einmal anders betrachtet. In Meike Watzlawik & Nora Heine (Hrsg.): *Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 99–163.
- Koller, Veronika (2015): The subversive potential of queer pornography. A systemic-functional analysis of a written online text. *Journal of Language and Sexuality* (4:2), S. 254–271.
- Kozinets, Robert (2010): Doing Ethnographic Research Online. Online verfügbar: http://www.klaus-janowitz.de/pdf/Review_Netnography.pdf. Zugriffen: 05.02.2018.
- Kram, Johannes (2018a): Ich hab ja nichts gegen Schwule, aber ... Die schrecklich nette Homophobie in der Mitte der Gesellschaft. Berlin: Quer-Verlag.
- Kram, Johannes (2018b): Homophobie-Angriff auf Klaus Wowereit: Die geistig-moralische Verkommenheit des Friedrich Merz. Online verfügbar: <http://www.nollendorfblog.de/?p=9369>. Zugriffen: 15.04.2019.
- Kraß, Andreas (Hrsg.) (2003): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Kraß, Andreas (Hrsg.) (2009): *Queer Studies in Deutschland: interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung*. Berlin: Trafo.
- Krell, Claudia (2013): *Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland. Abschlussbericht der Pilotstudie*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Krell, Claudia (2014): *Alter und Altern bei Homosexuellen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2015): *Coming-out – und dann ...?! Broschüre über das DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2017): *Coming-out – und dann...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich.

- Krell, Claudia; Oldemeier, Kerstin & Austin-Cliff, George (2018): Queere Freizeit. Inklusions- und Exklusionserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und *diversen Jugendlichen in Freizeit und Sport. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Krotz, Friedrich; Despotović, Cathrin & Kruse, Merle-Marie (Hrsg.) (2014): Die Mediatisierung sozialer Welten. Synergien empirischer Forschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küpper, Beate & Zick, Andreas (2015): Abwertung gleichgeschlechtlich liebender Menschen in Nordrhein-Westfalen. Aktualisierung der Sonderauswertung zur Homophobie. Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.).
- Küpper, Beate; Klocke, Ulrich & Hoffmann, Lena-Carlotta (Hrsg.) (2017): Einstellungen gegenüber lesbischen, schwulen und bisexuellen Menschen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage.
- Lamnek, Siegfried (2002): Norm. In Günter Endruweit & Gisela Trommsdorff (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 386–389.
- Lamnek, Siegfried (2013): Theorien abweichenden Verhaltens I – “Klassische Ansätze”. Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Juristen, Journalisten und Sozialarbeiter. Paderborn: Fink.
- Lamnek, Siegfried & Krell, Claudia (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Lauffer, Jürgen & Röllecke, Renate (Hrsg.) (2014): Lieben, Liken, Spielen. Digitale Kommunikation und Selbstdarstellung Jugendlicher heute; medienpädagogische Konzepte und Perspektiven; Beiträge aus Forschung und Praxis; prämierte Medienprojekte. München: kopaed-Verlag.
- Lautmann, Rüdiger (Hrsg.) (1993): Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte. Frankfurt am Main: Campus.
- Lenz, Ilse (Hrsg.) (2012): “Anders und gleich in NRW” – Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Forschungsstand, Tagungsdokumentation, Praxisprojekte. Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Bd. 15. Essen: Universität Duisburg-Essen.
- Litau, John (2011): Risikoidentitäten. Alkohol, Rausch und Identität im Jugendalter. Weinheim: Juventa Verlag.
- Lottmann, Ralf; Lautmann, Rüdiger & Castro Varela, María d. M. (Hrsg.) (2016): Homosexualität_en und Alter(n). Ergebnisse aus Forschung und Praxis. Wiesbaden: Springer VS.

- Lutz, Helma & Wenning, Norbert (Hrsg.) (2001): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; Imprint.
- Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In Dominique Grisard, Jana Häberlein, Anelis Kaiser & Sibylle Saxer (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt am Main: Campus, S. 281–315.
- Marshall, Michael P.; Dietz, Laura J.; Friedman, Mark S.; Stall, Ron; Smith, Helen A.; McGinley, James; Thoma, Brian C.; Murray, Pamela J.; D'Augelli, Anthony R. & Brent, David A. (2011): Suicidality and depression disparities between sexual minority and heterosexual youth. A meta-analytic review. *The Journal of adolescent health: official publication of the Society for Adolescent Medicine* 49 (2), S. 115–123.
- McConaghy, Nathaniel (1999): Unresolved Issues in Scientific Sexology. *Archives of Sexual Behavior* 28 (4), S. 285–318.
- Meinert, Philipp (2014): Punk in Deutschland. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: Transcript.
- Merton, Robert K.; Fiske, Majorie & Kendall, Patricia L. (1956): The focussed interview. A manual. New York: Bureau of applied social research, Columbia University.
- Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Barbara Budrich, S. 33–44.
- Michaela Pfadenhauer (2009): Identitätsbildung in juvenilen Geselligkeiten? In Helga Theunert (Hrsg.): Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien. München: kopaed-Verlag, S. 35–51.
- Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg (Hrsg.) (2014): Onlinebefragung zur Lebenssituation von LSBTTIQ-Menschen in Baden-Württemberg, Stuttgart.
- Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz (Hrsg.) (2013): Rheinland-Pfalz unterm Regenbogen. Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen, Transgender und Intersexuellen in Rheinland-Pfalz.
- Mitnick, Kevin D.; Vamosi, Robert & Gößwein, Eva (2018): Die Kunst der Anonymität im Internet. So schützen Sie Ihre Identität und Ihre Daten. Frechen: Mitp-Verlag.
- Mörth, Ingo & Fröhlich, Gerhard (Hrsg.) (1994): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main: Campus.

- Müller-Küppers, Manfred (1984): Die homosexuelle Phase in der Pubertät. Wie verhalten sich Ärzte und Eltern richtig? *Sexualmedizin* 13 (5), S. 289–290.
- Münch, Richard (2002): *Soziologische Theorie. Grundlegung durch die Klassiker*. Frankfurt am Main: Campus.
- Myers, David G. (2010): *Psychology*. New York, NY: Worth Publ; Palgrave.
- Naß, Alexander; Rentzsch, Silvia; Rödenbeck, Johanna & Deinbeck, Monika (Hrsg.) (2016): *Geschlechtliche Vielfalt (er)leben. Trans*- und Intergeschlechtlichkeit in Kindheit, Adoleszenz und jungem Erwachsenenalter*. Gießen: Psychosozial-Verlag; EBSCO Industries.
- Niesyto, Horst; Holzwarth, Peter & Maurer, Björn (2007): *Interkulturelle Kommunikation mit Foto und Video. Ergebnisse des EU-Projekts CHICAM “Children in Communication about Migration”*; mit einem Methodenteil für mediengestützte Forschungsprojekte von Studierenden. München: kopaed-Verlag.
- Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hrsg.) (2002): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Beltz PVU.
- Perko, Gudrun (2005): *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln: PapyRossa-Verlag.
- Perko, Gudrun (2006): *Queer-Theorien als Denken der Pluralität: Kritiken – Hintergründe – Alternativen – Bedeutungen*. *Quer. Lesen denken schreiben*. (12), Berlin: Alice-Salomon-Fachhochschule.
- Plöderl, Martin (2016): *LSBTI und psychische Gesundheit: Fakten und Erklärungsmodelle*. *Psychotherapie-Wissenschaft* 6 (2), S. 140–151.
- Plöderl, Martin & Tremblay, Pierre (2015): *Mental health of sexual minorities. A systematic review*. *International Review of Psychiatry* 5 (27), S. 367–385.
- Popitz, Heinrich (2015): *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr.
- Poteat, Paul (2008): *The social context of prejudice. Peer group effects on individuals' homophobic and racist attitudes*. *School Psychology Review* (37), S. 188–201.
- Pscheida, Daniela (2014): *Das Wikipedia-Universum. Wie das Internet unsere Wissenskultur verändert*. Bielefeld: Transcript.
- Raithel, Jürgen (2005): *Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und die Konstruktion von Geschlechtlichkeit*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Raithel, Jürgen (2011): *Jugendliches Risikoverhalten. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rauchfleisch, Udo (2001): *Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchut, Franziska (2008): *Wie queer ist Queer? Sprachphilosophische Reflexionen zur deutschsprachigen akademischen “Queer“-Debatte*. Königstein/Taunus: Helmer.

- Reinders, Heinz (2012): *Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden*. München: Oldenbourg Verlag.
- Rendtorff, Barbara (2014): *Jugend, Geschlecht und Schule*. In Jörg Hagedorn (Hrsg.): *Jugend, Schule und Identität. Selbstwertung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule*. Wiesbaden: Springer VS, S. 283–298.
- Reuter, Julia & Mecheril, Paul (Hrsg.) (2015): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine & Geisen, Thomas (Hrsg.) (2007): *Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Roof, Judith (1996): *Come as you are. Sexuality and narrative*. New York: Columbia University Press.
- Rosario, Margaret; Schrimshaw, Eric W.; Hunter, Joyce & Levy-Warren, Anna (2009): *The Coming-Out Process of Young Lesbian and Bisexual Women: Are There Butch/Femme Differences in Sexual Identity Development?* *Archives of Sexual Behaviour* 38, S. 34–49.
- Rubin, Gayle (1984): *Thinking sex: notes for a radical theory of the politics of sexuality*. In Carole Vance (Hrsg.): *Pleasure and Danger. Exploring Female Sexuality*. London: Pandora, S. 267–318.
- Rubin, Gayle (1994): *The valley of the kings. Leathermen in San Francisco, 1960–1990*. Michigan: Ph.D. diss., University of Michigan.
- Rubin, Gayle (2002): *Studying Sexual Subcultures: the Ethnography of Gay Communities in Urban North America*. In Ellen Lewin & William Leap (Hrsg.): *Out in theory. The emergence of lesbian and gay anthropology*. Urbana: University of Illinois Press, S. 17–68.
- Sachs-Hombach, Klaus & Zywiets, Bernd (Hrsg.) (2018): *Fake News, Hashtags & Social Bots. Neue Methoden populistischer Propaganda*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sauer, Arn (Dezember 2016): *Gender*Sender: Botschaften geschlechtlicher Vielfalt. Nicht der Sender, sondern der Empfang ist gestört?* *TransInterQueer e. V.* (Hrsg.). Berlin: TransInterQueer e. V.
- Schad, Ute (1991): *Sexualität zwischen Tabu und Öffentlichkeit. Eine Inhaltsanalyse der Berichterstattung von Bunte, Quick, Stern und Spiegel zum Thema AIDS*. München: Dissertation der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Schirmer, Uta (2012): *Jenseits von lesbisch und schwul? Oder mit und gegen? Von lesbischen Transmännern, schwulen Drag Kings und anderen Geschlechtern*. In Bodo Niendel & Volker Weiß (Hrsg.): *Queer zur Norm. Leben jenseits einer schwulen oder lesbischen Identität*. Hamburg: Männerschwarm Verlag, S. 12–29.
- Schirmer, Uta (2017): *Soziologische Forschungsperspektiven zu Trans* im deutschsprachigen Raum*. Bundesministerium für Familie, Senioren,

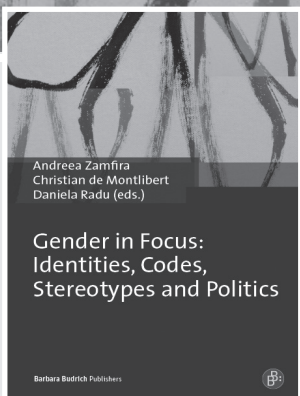
- Frauen und Jugend (Hrsg.): Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Begleitforschung zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- und Transsexualität, S. 41–49.
- Schmidt, Axel (2004): *Doing peer-group. Die interaktive Konstitution jugendlicher Gruppenpraxis.* Frankfurt am Main: Lang.
- Schmidt, Janina; Dunger, Christine & Schulz, Christian (2015): Was ist „Grounded Theory“? In Martin W. Schnell, Christian Schulz, Andreas Heller & Christine Dunger (Hrsg.): *Palliative Care und Hospiz*, S. 35–59.
- Schmidt, Siegfried J. (2002): „Kultur als Programm – jenseits der Dichotomie von Realismus und Konstruktivismus.“ In Friedrich Jaeger & Jürgen Straub (Hrsg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 2, Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart, Weimar: Metzler 2002, S. 85–100.
- Schneider, Wolfgang; Lindenberger, Ulman; Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hrsg.) (2012): *Entwicklungspsychologie.* Weinheim: Beltz.
- Schochow, Maximilian; Gehrman, Saskia & Steger, Florian (Hrsg.) (2016): *Inter*- und Trans*Identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schrader, Tina-Berith (2016): *Peergroups als Kontexte der Aushandlung und Praxis von Geschlechterrollen.* In Sina-Mareen Köhler, Heinz-Hermann Krüger & Nicolle Pfaff (Hrsg.): *Handbuch Peerforschung.* Berlin: Barbara Budrich, S. 305–322.
- Schulze, Marion (2015): *Hardcore & Gender. Soziologische Einblicke in eine globale Subkultur.* Bielefeld: Transcript.
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview.* *Neue Praxis* (3), S. 283–293.
- Schwartz, Michael (Hrsg.) (2014): *Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945.* München: Oldenbourg Verlag.
- Schweer, Sebastian (2014): *Skateboarding. Zwischen urbaner Rebellion und neoliberalen Selbstentwurf.* Berlin: De Gruyter; Transcript.
- Schwendter, Rolf (1981): *Theorie der Subkultur.* Frankfurt am Main: Syndikat.
- Sedgwick, Eve K. (1985): *Between men. English literature and male homosexual desire.* New York: Columbia University Press.
- Sedgwick, Eve K. (1990): *Epistemology of the closet.* California, Berkeley: University of California Press.
- Sielert, Uwe & Timmermanns, Stefan (2011): *Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen.* München: Deutsches Jugendinstitut.

- Simon, Bernd (2008): Einstellungen zur Homosexualität. Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 40 (2), S. 87–99.
- Stauber, Barbara; Pohl, Axel & Walther, Andreas (Hrsg.) (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa Verlag.
- Stauber Barbara & Walther, Andreas (2015): Doing Transitions. Einrichtungsantrag für ein DFG-Graduiertenkolleg der Goethe-Universität Frankfurt am Main und der Eberhard Karls Universität Tübingen.
- Staudenmeyer, Bettina; Kaschuba, Gerrit; Barz, Monika & Bitzan, Maria (2016): Vielfalt von Geschlecht und sexueller Orientierung in der Jugendarbeit Baden-Württemberg. “Ein Glücksgefühl, so angesprochen zu werden, wie ich bin”. Stuttgart: Ministerium für Soziales und Integration Baden-Württemberg.
- Steffens, Melanie (2010): Doppelt diskriminiert oder gut integriert? Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Köln: Lesben- und Schwulenverband in Deutschland.
- Strauss, Anselm L. (1993): *Continual permutations of action*. Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Anselm L. (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1998): *Basics of qualitative research. Techniques and procedures for developing grounded theory*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1999): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlag Union.
- Strotmann, Mareike (2010): Medien in der mittleren und späten Kindheit. In Ralf Vollbrecht & Claudia Wegener (Hrsg.): *Handbuch Mediensozialisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 133–141.
- Strübing, Jörg (2004): *Grounded theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory und Theoretical Sampling*. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 457–472.
- Stümke, Hans-Georg (1989): *Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte*. München: Beck.
- Sykes, Gresham M. & Matza, David (1958): Techniques of neutralization. A theory of delinquency. *American Sociological Review* (22), S. 664–670.
- Tajfel, Henri (1978): *Differentiation between social groups. Studies in the social psychology of intergroup relations*. London: Academic Press.

- Takács, Judit (2007): Social exclusion of young lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) people in Europe. Brüssel: ILGA/IGLYO.
- Tarrant, Shira (Hrsg.) (2016): Gender, sex, and politics. In the streets and between the sheets in the 21st century. New York, NY: Routledge.
- Theunert, Helga (Hrsg.) (2009): Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien. München: kopaed-Verlag.
- Thielen, Marc (2009): Wo anders leben? Migration, Männlichkeit und Sexualität; biografische Interviews mit iranischstämmigen Migranten in Deutschland. Münster: Waxmann.
- Tillmann, Angela (2008): Identitätsspielraum Internet. Lernprozesse und Selbstbildungspraktiken von Mädchen und jungen Frauen in der virtuellen Welt. Weinheim: Juventa Verlag.
- Timmermanns, Stefan; Thomas, Peter M. & Uhlmann, Christine (2017): Dass sich etwas ändert und sich was ändern kann. Ergebnisse der LSBT*Q-Jugendstudie „Wie leben lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche in Hessen?“. Wiesbaden: Hessischer Jugendring e. V (Hrsg.).
- Tosh, Jemma (2017): Kritische Feministische, Queer- & Trans-Psychologie. Zur Dekonstruktion von Geschlecht und Sexualität. In Denise Heseler, Robin Iltzsche, Olivier Rojon, Jonas Rüppel & Tom David Uhlig (Hrsg.): Perspektiven kritischer Psychologie und qualitativer Forschung. Zur Unberechenbarkeit des Subjekts. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–153.
- Trautner, Hanns M. (2003): Allgemeine Entwicklungspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Turner, John C.; Hogg, Michael A.; Oakes, Penelope J.; Reicher, Stephen D. & Wetherell, Margaret S. (1987): Rediscovering the social group. A self-categorization theory. Cambridge, MA, US: Basil Blackwell.
- UNESCO (2016): Out in the Open. Education Sector Responses to Violence Based on Sexual Orientation and Gender Identity/expression. Paris, France: United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization.
- Velho, Astride & Thomas-Olalde, Oscar (2012): Othering and its effects: exploring the concept. In Heike Niedrig & Christian Ydesen (Hrsg.): Writing Postcolonial Histories of Intercultural Education. Frankfurt am Main: Lang, S. 27–51.
- Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Villa, Paula-Irene (2019): Soziologie des Geschlechts. Bielefeld: Transcript.
- Vollbrecht, Ralf (1997): Von Subkulturen zu Lebensstilen. In: Symbolische Politik, Kultur und Kommunikation (SPoKK), Kursbuch Jugendkultur: Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann, S. 22–31.
- Voß, Heinz-Jürgen (2015): Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: Transcript.

- Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Petra Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–34.
- Walther, Andreas & Stauber, Barbara (2007): Übergänge in Lebenslauf und Biographie. Vergesellschaftung und Modernisierung aus subjektorientierter Perspektive. In Barbara Stauber, Axel Pohl & Andreas Walther (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa Verlag, S. 19–40.
- Walther, Andreas; Walter, Sibylle & Pohl, Axel (2007): „Du wirst echt in eine Schublade gesteckt ...“. Junge Frauen und Männer im Übergangssystem zwischen Wahlbiographie und Cooling-Out. In Barbara Stauber, Axel Pohl & Andreas Walther (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa Verlag, S. 97–128.
- Watzlawik, Meike (2004): Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Eine Internetbefragung zur sexuellen Identitätsentwicklung bei amerikanischen und deutschsprachigen Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren. Nordenstedt: Books on demand GmbH.
- Watzlawik, Meike & Heine, Nora (Hrsg.) (2009): Sexuelle Orientierungen. Weg vom Denken in Schubladen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wegener, Claudia (2010): Medien in der frühen Kindheit. In Ralf Vollbrecht & Claudia Wegener (Hrsg.): Handbuch Mediensozialisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 125–132.
- Weinberg, Martin S.; Williams, Colin J. & Pryor, Douglas W.: “Bisexuals at Midlife: Commitment, Salience, and Identity.” *Journal of Contemporary Ethnography* 30, Nr. 2 (April 2001), S. 180–208.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987): Doing gender. *Gender & society* (1), S. 125–151.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main: Campus.
- Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttemann (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz, S. 227–255.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung* (1/22). Online verfügbar: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1132/2519>. Zugegriffen: 23.5.2018.
- Wolf, Gisela (2016): Entwicklungsprozesse homosexueller Identitäten, VLSP. Online verfügbar: https://www.vlsp.de/files/pdf/entwicklung-homo-identitaet_0.pdf. Zugegriffen: 05.03.2019.

- Woltersdorff, Volker (2003): Queer Theory und Queer Politics. Utopie kreativ (H. 156), S. 914–923.
- Woltersdorff, Volker (2005): Coming out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung. Frankfurt am Main: Campus.
- Ziegler, Meinrad (2008): Einleitung: Heteronormativität und die Verflüssigung des Selbstverständlichen – theoretische Konzepte. In Rainer Bartel et al. (Hrsg.), Heteronormativität und Homosexualitäten. Innsbruck: StudienVerlag, S. 13–24.
- Ziemann, Andreas (2014): Soziologie der Medien. Bielefeld: Transcript.



Andreea Zamfira
Christian de Montlibert
Daniela Radu (eds.)

**Gender in Focus:
Identities, Codes,
Stereotypes and Politics**

2018. 370 pp • Pb. • 49,90 € (D) • 51,30 € (A)

ISBN 978-3-8474-2183-2 • eISBN 978-3-8474-1211-3

This book deals with the interplay between identities, codes, stereotypes and politics governing the various constructions and deconstructions of gender in several Western and non-Western societies (Germany, Italy, Serbia, Romania, Cameroon, Indonesia, Vietnam, and others). Readers are invited to discover the realm of gender studies and to reflect upon the transformative potentialities of globalisation and interculturality.

www.shop.budrich.de

Was bedeutet es, dass Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität in unserer Gesellschaft als „natürliche“ und „normale“, nicht erklärungsbedürftige Grundlagen erscheinen – und somit als soziale Norm wirken – für jene jungen Menschen, die sich in dieser Ordnung nicht verorten können oder wollen? Dieser Frage geht die Autorin in der vorliegenden Grounded-Theory-Studie anhand problemzentrierter Interviews mit LSBT*IQs nach.

In den qualitativen Analysen kommen auf der Basis von erzählten Geschichten individuelle Handlungsentscheidungen, Bedeutungsebenen, Sinnzusammenhänge sowie subjektive Weltansichten der Akteur*innen in den Blick. Neben Diskriminierungserfahrungen als Folge einer heteronormativ geprägten und strukturierten Gesellschaft – wie sie bereits in anderen einschlägigen Studien herausgearbeitet werden konnten – stehen vor allem die Potenziale, Strategien, Räume und Ressourcen im Zentrum der Untersuchung, die LSBT*IQs entwickeln und sich zu Nutzen machen.

Die Autorin:

Dr. Kerstin Rinnert, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Institut für Sonderpädagogik, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Dieser Band erscheint in der Reihe des DFG-Graduiertenkollegs

DOING TRANSITIONS
DOING TRANSITIONS
DOING TRANSITIONS

ISBN 978-3-8474-2416-1



www.budrich.de